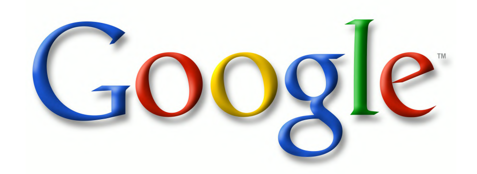
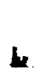
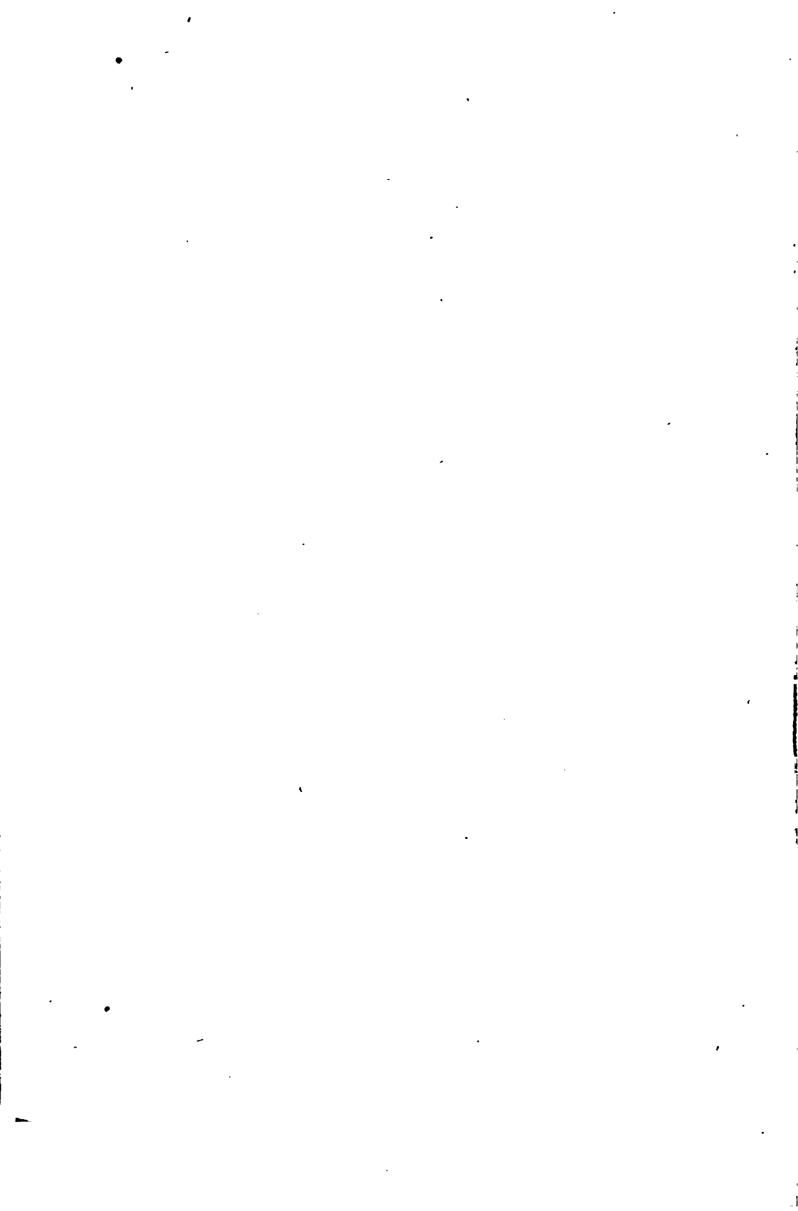


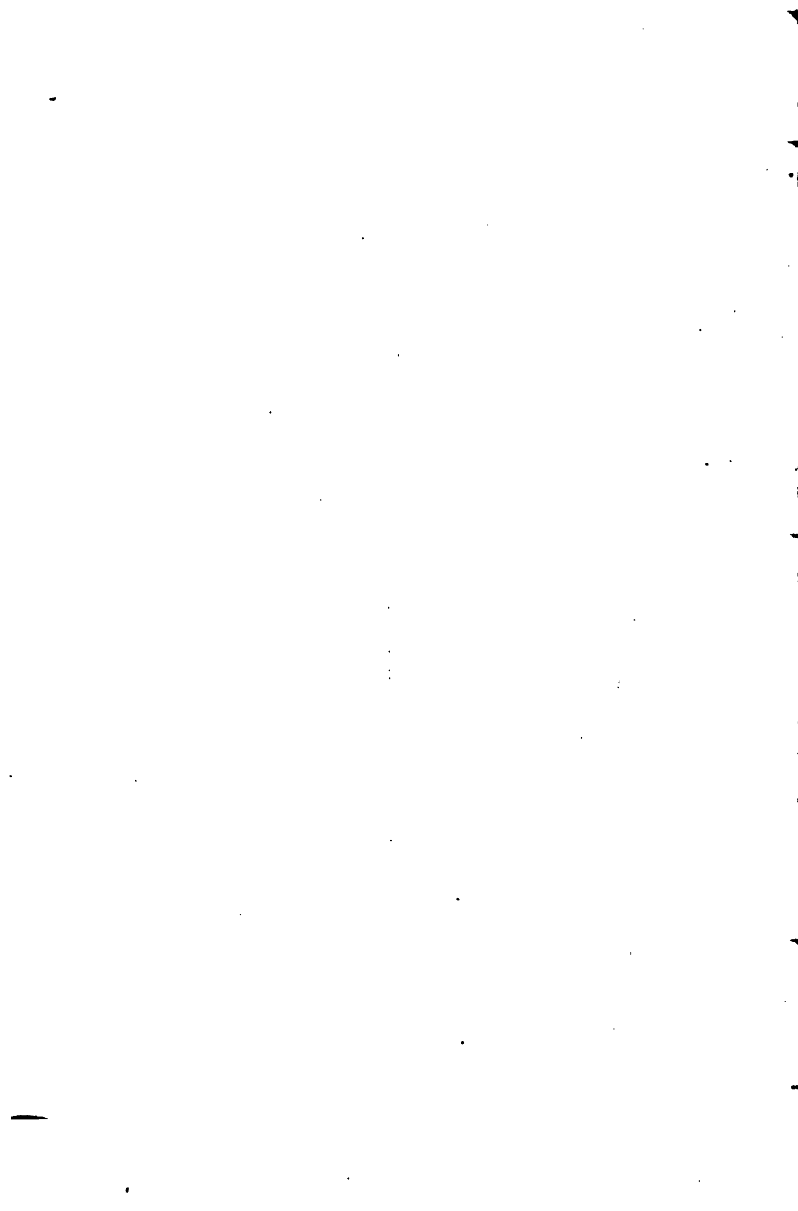




Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

Erster Band.



Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollständige Ausgabe.

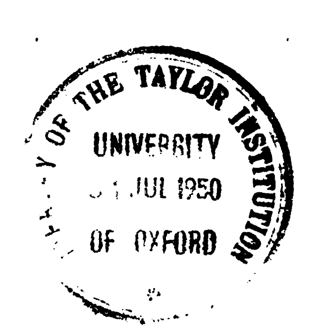
Erster Band.

Verlag der Börne'schen Schriften.

Hamburg. Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. (Rütten & Löning.)

1862.



Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

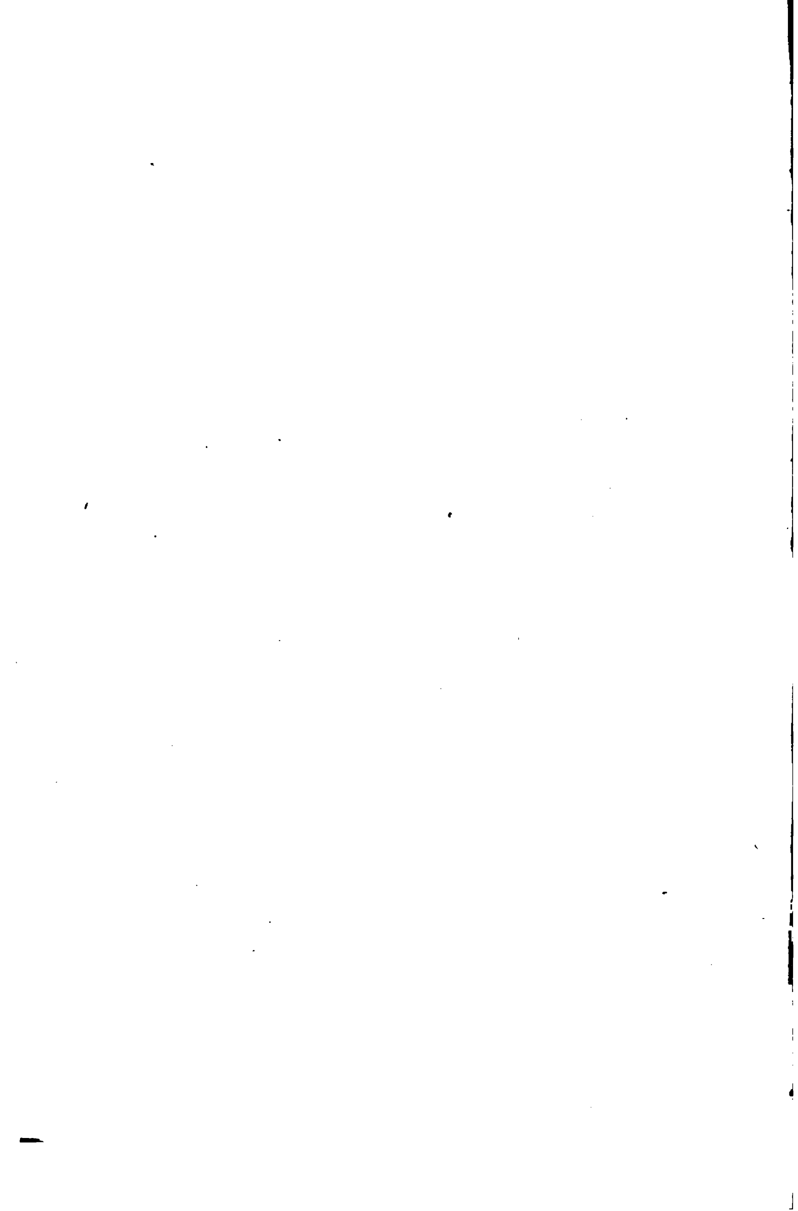
Inhalt

Ludwig Börne's Ankündigung

seiner

gesammelten Schriften.

(1828.)



Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

(1828.)

Von den unwichtigsten oder den scherzhaftesten Dingen wollte ich mit Ernst und breiter Würde sprechen; aber von meinen Schriften ernsthaft reden — nein, das kann ich nicht. Herr Campe, der sie sich angeeignet, sprach sogar von einer Gesammtausgabe meiner Werke. Wie würde ich mich schämen, wenn er je so etwas drucken ließe! Ich habe keine Werke geschrieben, ich habe nur meine Feder versucht auf diesem, auf jenem Papiere; jetzt sollen die Blätter gesammelt, auf einander gelegt werden, und der Buchbinder soll sie zu Büchern machen — das ist Alles. Zu dem Alten wird

einiges Neue kommen; doch wer nach so vielen Jahren das Alte nicht vergessen, für den behielt es einen Werth, und wer es vergessen, dem ist Alles neu. Ich habe hundert und zwanzig Bogen zu liefern versprochen. Hundert und zwanzig Bogen! Guter Gott, hat denn Voltaire so viel Geist? Aber zum Glück ist in dem Druckvertrage von dem Geiste meiner Schriften gar nicht die Rede, und ich war sehr froh, als er unterschrieben war und unwiderruflich geworden.

Es ist so schwer, Bescheidenheit zu erkünsteln, und mir zumal, dem Kunstfertigkeit ganz mangelt, würde es nie gelingen. Und doch brauchte ich sie oder ihren Schein, die Leser zu begütigen. Möchten sie meiner Aufrichtigkeit nur Eines glauben. Es ist nicht meine Schuld, wenn alte Reden sich zum zweitenmale hören lassen, es ist die meiner Freunde, ich habe ihnen lange widerstanden. Vielleicht verdiene ich keine Achtung für das, was ich geschrieben, aber für das, was ich nicht geschrieben, verdiene ich sie gewiß. Ich war älter als dreißig Jahre, als ich mich an die Wortdrechselbank gesetzt; seitdem sind zehn Jahre vorübergegangen; ich hätte früher anfangen, fleißiger fortfahren können, ich that es nicht, ich kam spät und kehrte selten wieder. Hätte ich es anders gemacht, wie die Andern, dann wäre meine

Sammlung voller geworden, und sie wäre jetzt, gleich einem Wolkenbruche, auf dich armen Leser herabgefallen. Meine Freunde haben mich oft träge gescholten, sie haben mir Unrecht gethan. Ich habe nicht vermeiden können, Manches zu lernen, und über das, was ich wußte, mochte ich nicht reden. Wo ich unwissend war, nur da hatte ich Trieb, mich auszusprechen, da war ich frei. Ich suchte immer meinen eigenen Weg, wenn auch vorhersehend, daß ich nur zu bekanntem Ziele würde kommen. Traf ich aber dort mit den Besseren zusammen, machte es mir Freude; es hätte mich nicht gefreut, mit ihnen zu wandern oder mich führen zu lassen. So habe ich mühsam erfunden, was ich leichter hätte finden können, so verlor ich Zeit, und der Leser gewann sie. Doch das war es nicht allein, warum ich so schweigsam lebte. Ich hatte eine Richtung des Geistes, eine, und diese zu verfolgen, ward mir oft verwehrt. Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beschien, was jede Nacht bedeckte, dieses zu besprechen hatte ich Lust und Muth, vielleicht auch die Gabe; aber ich durfte nicht. Wie, durfte ich nicht? Ich bin ein Deutscher, lebe im Vaterlande, in einer Zeit, die Alles darf, und ich durfte nicht? Ich habe es erfahren, ich habe es gelebt, und doch ist es so unglaublich, daß ich oft

an meinen Sinnen zweifle. Käme ein treuherziger Mann und spräche: Du durftest, ermuntere dich, Freund, du hast geträumt — ich striche mit der Hand über die Stirne und sagte: wahrhaftig, ich habe geträumt, ich durfte!

Was ich immer gesagt, ich glaubte es. Was ich geschrieben, wurde mir von meinem Herzen vorgesagt, ich mußte. Darum, wer meine Schriften liebt, liebt mich selbst. Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege. Das ist recht schlimm, ich weiß es, denn ich begreife, daß ich darum kein Schriftsteller bin. Der wahre Schriftsteller soll thun wie ein Künstler. Seine Gedanken, seine Empfindungen, hat er sie dargestellt, muß er sie freigeben, er darf nicht in ihnen bleiben, er muß sie sachlich machen. Ach, die böse Sachdenklichkeit, es wollte mir nie damit glücken! Ich weiß nicht, ob ich mich darüber betrüben soll. Es muß wohl etwas Schönes sein um die Kunst. Die Fürsten, die Vornehmen, die Reichen, die Glücklichen, die Ruhigen im Gemüthe lieben sie. Aber sie sind so gerecht, die Kunstkenner, daß mich oft schaudert. Nicht was die Kunst darstelle, es kümmert sie nur, wie sie es darstelle. Ein Frosch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meister, ein Christus — das gilt ihnen alle gleich; ja sie

verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn sie nur gut gemalt. So bin ich nicht, so war ich nie. Ich habe nur immer Gott gesucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunst, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei, und so habe ich über Geschichten, Menschen und Bücher geurtheilt und so mag es wohl geschehen sein, daß ich manches gute und schöne Werk getadelt, nur weil ich den Werkmeister schlecht und häßlich fand.

Ich suchte zu bewegen; der Beweislehrer gab es schon genug. Wer zu den Köpfen redet, muß viele Sprachen verstehen, und man versteht nur eine gut; wer mit dem Herzen spricht, ist Allen verständlich, spricht Musik, in der sich Jeder vernimmt, sich, und eine leise Antwort hört auf jede leise Frage.

Freunde haben es mit Verdruß, Gleichgültige als einen Tadel, auch einige Uebelwollende es mit Schadenfreude ausgesprochen: ich könnte kein Buch schreiben. Aber habe ich denn eins geschrieben? Und was ist's! Ein Buch ist Wein im Fasse, ein Blatt Wein in der Flasche — wenn Wein ist hier und dort; wer trinken will, muß das Faß doch an-

zapfen; wer lesen will, muß das Buch in Kapitel füllen. Auch habe ich gedacht, für Bücher sei jetzt die Zeit zu eilig und beschäftigt — die Welt ist auf Reisen.

Geht nun hin, ihr guten einfältigen Blätter, ich wünsche euch Glück, ihr braucht es. Als ihr noch still und bescheiden auf der Schwelle des Musentempels saßet, zufrieden mit dem kleinsten Almosen des Beifalls, da waren euch Viele hold, da waret ihr froh und sorgenlos. Jetzt schreitet ihr mit Stolz und Geräusch durch die Säulenhalle, und man wird euch nach eurer Würde fragen, ehe man euch aufnimmt, und euch empfangen nach eurer Würde. Ich sage nicht, wie üblich, daß ich jedes Lob mit Dank annehmen, dem Tadel aber mit Verachtung begegnen werde — ich sage es nicht, denn ich denke es nicht. Wahrlich, mir ist sehr bange — nicht vor dem Urtheile, aber mir ist bange, ich möchte empfindlich dagegen werden. Bis heute war ich es nicht. Guter Gott! Wenn mich noch in meinen alten Tagen die Lobsucht der Schriftsteller befiele, und der Krampf der Ehre meine gute, breite Brust zusammenzöge — es wäre schrecklich!

Habe ich gesagt, ich wollte nicht mit breiter Würde von meinen Schriften reden? Ach, was

sind die Vorsätze des Menschen! Ich glaube, daß ich es doch gethan.

Hannover, im November 1828.

---

*) Einer von den hundert Philistern und Ludimagistern — es ist der fünfzigste, — welche die Blätter für literarische Unterhaltung schreiben, schrieb neulich darin, die Ankündigung meiner Schriften habe ihm nicht gefallen; er habe Anmaßung darin versteckt gefunden; er begreife nicht, wie ich hundert und zwanzig Bogen sammeln könne, soviel hätte ich ja gar nicht geschrieben; es wäre zu wünschen, daß ich das Verletzende in meinen Aeußerungen, zumal sie oft nur vorübergehenden Erscheinungen gälten, beseitigen möchte; übrigens denke er, daß mir seine Bemerkungen nicht schaden werden; übrigens meine er es gut mit mir; übrigens gehöre er, „Schreiber dieses," zu meinen Verehrern. Was nun das wieder für eine hausväterliche Art zu kritisiren ist! Spricht man so mit den Leuten, wenn man gedruckt redet? Daß dem Herrn Fünfzig meine Ankündigung nicht gefallen, macht mir Ver-

---

*) Ergänzung aus der Handschrift des Verfassers.

druß; daß er die darin versteckte Anmaßung gefunden, beweist sein Talent zur Polizei und Diplomatie; wenn Schreiber dieses besorgt ist, ich möchte keine hundert und zwanzig Bogen zusammenbringen, so bitte ich ihn, sich zu beruhigen — der die Raben speist und die Lilien auf dem Felde kleidet, wird auch mich nicht verlassen; wenn er hofft, sein Tadel werde mir nicht schaden, so hoffe ich das selbst; daß er es gut mit mir meint, freut mich, und daß er sich zu meinen Verehrern zählt, ist mir sehr schmeichelhaft — ich wünschte, er wäre hier auch der Fünzigste. Aber was geht das Alles den Leser an? Das hätte mir mein Verehrer in einem frankirten Brief schreiben sollen. Der Leser hält sich an die Werke eines Schriftstellers, oder ist er zu bescheiden, oder zu unkundig, sie selbst zu beurtheilen, hält er sich an die Kritik. Ob aber der Kritiker es gut mit einem Schriftsteller meine oder nicht, ob er ihn verehre oder nicht, das ist dem Leser ganz gleichgültig, man kann ein sehr verehrlicher Mensch sein und doch ein sehr langweiliger Schriftsteller dabei. Was aber den Rath des Herrn Fünfzig betrifft, das Verletzende in meinen Schriften, das vorübergehenden Erscheinungen galt, daraus zu entfernen, darüber muß ich einige Worte sagen. Ich hätte es auf jeden Fall hier an dieser Stelle gethan; da mir

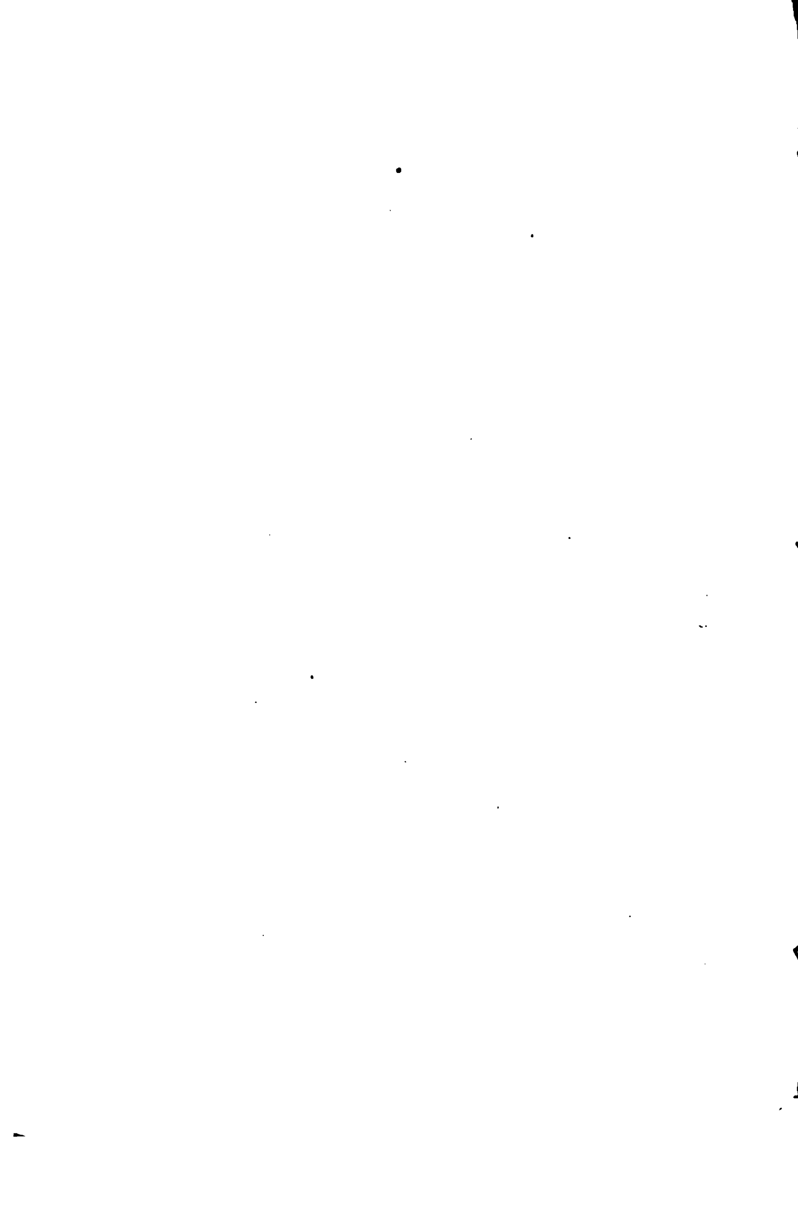
aber zufällig einer meiner Verehrer auf meinem Wege begegnete, so nahm ich ihn aus Freundschaft mit. Uebrigens, was ich auch wegen meiner alten verletzenden Aeußerungen beschließen möchte, so verspreche ich dem Herrn Fünfzig, daß, sollte ich je ihn selbst, oder einen der Seinigen, oder eines seiner Werke verletzt haben, mir, wenn er sich mir zu erkennen gibt, diese vorübergegangene Erscheinung soll vorübergegangen bleiben, und daß ich sie nicht zurückrufen werde, sie zum zweitenmale zu verletzen. Ein Mann, ein Wort!

Wer sich in Deutschland mit allen Erscheinungen herumzanken wollte, der würde sich schon im ersten Vierteljahre zu Tode ärgern. Nein, so dumm war ich nie; ich habe bessere Diät gehalten. Ich sah nur immer auf den Grund der Erscheinungen, auf den breiten Grund, der hundert Gattungen und tausend Arten und Spielarten verschiedener Früchte trägt. Wäre nun auch eine Erscheinung vorübergegangen, was änderte das, so lange der Grund geblieben? Die Früchte, die ein Baum im vorigen Jahre getragen, trägt er freilich in diesem Jahre nicht; aber es ist die nämliche Art, es ist die alte Wurzel und der alte Stamm, und alte Klagen brauchen darum nicht zurückgenommen zu werden.

Man wird in diesem und in dem folgenden Theile meiner gesammelten Schriften Aufsätze politischen Inhalts finden, bei welchen ich das Jahr bemerkt habe, in welchem sie geschrieben worden. Dieses ist aber nicht geschehen, um ihr Alter, sondern um ihre Jugend zu bezeichnen. Sie sind noch ganz so blank, als wären sie erst gestern aus der Gedankenmünze gekommen. Denn politische Wahrheit geht in Deutschland nicht wie Geld von Hand zu Hand, wird beschmutzt und vergriffen — nein, sie liegt ruhig und sauber im Koffer, ungebraucht, ja unberührt. Schönes Land, wo man alt geboren wird und wo man jung stirbt! Mit der Weisheit unserer Großväter kommen wir auf die Welt, und die Weisheit unserer Großväter lassen wir unvermehrt zurück. Wir sind eisernes Vieh, das die Vergangenheit der Gegenwart zugezählt, und das die Gegenwart, wie sie es erhalten, der Zukunft überliefern muß. Unsere Pächter ......

Erzählungen.

Reisen. Vermischte Aufsätze.



I.

Bemerkungen über Sprache und Styl.

Im Jahre 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politischen Blattes, so glücklich, unter der pädagogischen Leitung eines großmächtigen Polizeidirectors und Zensors zu stehen. Ich war damals, was sich von selbst versteht, jünger als jetzt, stand in den Flegeljahren der Schriftstellerei, war ohne Scheu, freimüthig, ein kleiner Hutten. In dieser glücklichen Gemüthsstimmung ließ ich drucken: „die Engländer sind Spitzbuben." Der Herr Polizeidirektor strich ganz gelassen diesen Satz aus der Weltgeschichte und bemerkte mir freundschaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht schade, daß ich meinen Geist nicht auf etwas Solides legte. Sehr beschäftigt,

wie er war, wartete er nicht erst meine Erkundigung ab, was er unter Solides verstehe, sondern fügte von selbst hinzu: in der deutschen Sprache wäre noch viel zu thun, und das eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einernten könnte. Ich erwiderte hierauf: dieses Feld wäre allerdings so angenehm als fruchtbar; aber, meiner Meinung nach, wäre jetzt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an seine Spaziergänge oder sonstige Vergnügen denken dürfe. Wenn wir uns mit Untersuchungen über die deutsche Sprache beschäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen sollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Zensurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirektor: das ist unsere Sorge; Sie aber sollen Ihre glückliche Freiheit — Freiheit? Nein, das Wort gebrauchte er nicht. Er sagte: Sie aber sollten Ihre glückliche Sorglosigkeit gehörig benutzen, über unsere Muttersprache Forschungen anzustellen. Beatus ille qui procul negotiis — setzte er mit klassischer Bildung hinzu. Atque emolumentis? frug ich satyrisch. Aber er hörte diese Frage nicht, oder wollte sie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das Imp., das er im nämlichen Augenblicke niederschrieb, die Abbreviatur von Impertinent oder von Imprimatur war.

Indessen versprach ich, den guten Rath zu befolgen, nahm mein radirtes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernstlich über Sprache und Styl nachgedacht, aber was ich suchte, habe ich bis jetzt nicht entdeckt. Was heißt Styl? Büffon sagte: le Style c'est l'homme. Büffon hatte einen schönen und glänzenden Styl, und es war also sein Vortheil, diesen Satz geltend zu machen. Ist aber der Satz richtig? Kann man sagen: wie der Styl, so der Mensch? Nur allein zu behaupten: wie der Styl, so das Buch — wäre falsch, denn es gibt vortreffliche Werke, welche in einem schlechten Style geschrieben sind. Doch die Behauptung: der Mensch ist wie sein Buch — ist noch falscher, und die Erfahrung spricht täglich dagegen. Der Eine dichtet die zartesten Lieder, und ist der erste Grobian von Deutschland; der Andere macht Lustspiele, und ist ein trübsinniger Mensch; der Dritte ist ein fröhlicher Knabe, und schreibt Nachtgedanken. Machiavelli, der die Freiheit liebte, schrieb seinen Prinzen so, daß er alle rechtschaffene Psychologen in Verlegenheit und in solche Verwirrung gebracht, daß sie gar nicht mehr wußten, was sie sprachen, und sie behaupteten, Machiavelli habe eine politische Satyre geschrieben. Was heißt also Styl? Wie gesagt,

ich weiß es nicht, und ich wünsche sehr, darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftstellers gehörig zu beurtheilen, muß man die Darstellung von dem Dargestellten, den Ausdruck von dem Gedanken sondern. Aber dieses wird zu oft mit einander verwechselt. Noch ein Anderes wird nicht immer gehörig unterschieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteristische des Styls. Man kann sehr schön schreiben, ohne einen Styl zu haben, und einen Styl haben, ohne schön zu schreiben. Ja, eine Schreibart von eigenthümlichem Gepräge schließt die vollkommene Schönheit aus, wie ein Gesicht mit ausgesprochenen Zügen selten ein schönes, und ein Mann von Charakter selten ein liebenswürdiger ist. Nicht im Colorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, sondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppirung der Gedanken liegt das Eigenthümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Styl eines Schriftstellers mehr vom Charakter als vom Geiste, mehr von seiner sittlichen, als von seiner philosophischen oder Kunstanschauung des Lebens ab. Cicero schreibt vortrefflich, aber er hat keinen Styl, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäsar. Die Franzosen können keinen Styl haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in

Frankreich schreibt, schreibt wie die guten französischen Schriftsteller, oder schreibt schlecht. Vergleicht man Rousseau mit Voltaire, so findet man zwar Beider Styl sehr von einander verschieden, doch sind sie es nur so lange, als sich Beider Ansichten von einander unterscheiden. Wo Rousseau denkt wie Voltaire, schreibt er auch wie er. Die deutsche Sprache hat — der Himmel sei dafür gepriesen — keinen Styl, sondern alle mögliche Freiheit, und dennoch gibt es so wenige deutsche Schriftsteller, die das schöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigenthümliche Weise darzustellen, zu ihrem Vortheile benutzen! Die Wenigen unter ihnen, die einen Styl haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. Vielleicht ist Lessing der Einzige, von dem man bestimmt behaupten kann: er hat einen Styl.

Eine andere Frage: woher kommt es, daß so viele deutsche Schriftsteller so sehr schlecht schreiben? Vielleicht kommt es daher, weil sie sich keine Mühe geben, und sie geben sich keine Mühe, weil sie, als Deutsche treu und ehrlich sich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Koketterie ansehen, den Ausdruck schöner zu machen, als der Gedanke ist. Entspringt die Vernachlässigung des Styls aus dieser Quelle, so ist zwar die gute Ge-

sinnung zu loben; doch ist die Sittlichkeit, von der man sich dabei leiten läßt, eine falsche. Wie man sagt: der Gedanke schafft den Ausdruck, kann man auch sagen: der Ausdruck schafft den Gedanken. Worte sind nichtswerthe Muscheln, in welchen sich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man soll darum die Muscheln nicht verschmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man selten. Der geistreiche Schriftsteller unterscheidet sich von dem geistarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, schon vorhandene Ideen, deren Dasein jener gar nicht merkt, aufzufassen und sich anzueignen vermag; aber neue schafft er nicht. Der menschliche Geist müßte eine ungeheure Umwälzung, eine solche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis seiner Wirksamkeit sich bedeutend erweitern sollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menschheit erlitten, war das Christenthum, und doch kann man nicht sagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd gewesen. Freilich erklärt sich dieses dadurch, daß auch schon vor Christus christliche Weltanschauung, wenn auch nicht in solcher Ausbreitung als jetzt, geherrscht hat. Kann aber der Schriftsteller keine neuen Ideen schaffen, so vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen

Natur die nämliche, und es nur die Gestalt ist, welche in der Wesenkette ein Geschöpf über das andere stellt, so wird auch der ewige, ungeborne Gedanke durch einen edlern oder gemeinern Ausdruck edler oder gemeiner dargestellt — und der Pflegevater ist auch ein Vater.

Die schlechte Schreibart, die man bei vielen deutschen Schriftstellern findet, ist etwas sehr Verderbliches. In Büchern ist der Schaden, den ein vernachlässigter Styl verursacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größern Umfangs werden mehr von Solchen gelesen, die eine umschlossene oder gesicherte Bildung haben, und der sittliche und wissenschaftliche Werth dieser Werke kann ihren Kunstmangel vergüten. Zeitschriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks seine Bildung wenigstens seine Fortbildung schöpft, schaden ungemein, wenn sie in einem schlechten Style geschrieben sind. Die wenigsten deutschen Zeitschriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es ist aber leicht an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Styls von solcher Art ist, daß sie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtsamkeit geschrieben hätten, die zu befolgen Pflicht ist, sobald man vor dreißig Millionen Menschen spricht. Man

glaubt gewöhnlich, jedes Kunsttalent müsse angeboren sein. Dieses ist aber nur in einem beschränkten Sinne wahr, und gibt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, so ist es das des Styls. Man nehme sich nur vor, nicht alles gleich niederzuschreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu lassen, wie man es niedergeschrieben. Eine gute Styl-Uebung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Style zu üben, finde ich sehr lächerlich) ist das Uebersetzen, besonders aus alten Sprachen. Ich meinerseits pflege mich am Horaz zu üben, und — es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Uebersetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichthümer der deutschen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, sondern daß man darnach graben muß. Denn oft war ich Tage lang in Verzweiflung, wie ich einen lateinischen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutschen wiedergeben könne, ich ließ mich aber nicht abschrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu übersetzen sei, und erst am neunten kritischen Tage fand ich das richtige Wort. Mehrere deutsche Journalisten werden es einst bereuen, daß sie die gegenwärtige vortheilhafte Zeit

nicht zur Verbesserung ihres Styls benutzt haben. Die goldene Zeit der römischen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei heraussprechen darf, ist man genöthigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die schönsten Stellen des Tacitus sind, wo er von der alten Freiheit spricht, weil er dieses verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiser, aber doch unter einem Alleinherrscher lebte. Unsere Zeit auch verstattet nicht, alles frei herauszusagen, und durch diesen Zwang befördert sie sehr den guten Styl. Man möchte von Constitution, von Spanien, von Italien sprechen, aber es ist verboten. Was thut ein erfinderischer Kopf? Statt Constitution sagt er „Leibesbeschaffenheit," statt Spanien „Iberien," statt Italien „das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glühen," und gebraucht für diesen und jenen Gedanken diesen und jenen dichterischen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht versteht. Denn darauf kommt jetzt Alles an, daß der gemeine Mann nicht errathe, was wir wollen, sondern fühle, was wir gewollt. Die deutschen Journalisten müssen sich aber eilen. Sie sollen nicht vergessen, daß am 20. September 1824, Abends mit dem Glockenschlage zwölf, die Zensur in Deutschland aufhört. Wenn sie also bis dahin ihren Styl nicht

verbessert, werden sie mit ihrem schlechten Style in die Ewigkeit wandern.

Weil wir gerade in so freundschaftlichen Unterhaltungen begriffen sind, will ich noch erzählen, wie ich dazu gekommen, den Horaz zu übersetzen. Am 20. März 1815 kehrte Napoleon von der Insel Elba zurück. Wir deutschen Zeitungsschreiber wurden rein toll vor Freude. Nicht etwa aus Liebe für die korsische Geißel — bewahre der Himmel! — sondern weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfrischende Nachrichten zugekommen. Ich schrieb hurtig einen schönen Artikel in meine Zeitung — nicht für, sondern gegen Napoleon; denn, es offenherzig zu gestehen, ich war damals noch eine recht gläubige Seele und sehr dumm, wenn ich mich so ausdrücken darf. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geschrieben, wurde von oben erwähntem Polizeidirector dennoch gestrichen. Den andern Tag fragte ich dessen Secretair, warum es geschehen, da wir doch Alle mit der Geißel der Menschheit Krieg führten? Dieser antwortete mir: „Wind ist Wind, ob er nach Osten oder Westen bläst — gleichviel. Er soll gar nicht blasen, wir wollen Ruhe haben.“ Also, wie gesagt, mein Artikel wurde gestrichen. Es war zehn Uhr Abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was thue ich? Im Polizeizimmer

lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage, weil er seine Wirthshauszeche nicht bezahlen konnte, arretirt worden war, ein kleiner Horaz. Ich setze mich hin, und übersetze daraus die Ode: Nunc est bibendum, und bringe das nasse Manuscript zum Zensiren in's Nebenzimmer, wo der Polizeidirector saß. Dieser las es, und sprach: „Charmant! Ich muß Ihnen das Compliment machen, daß Sie die Ode recht gut übersetzt. Horaz — ja das war ein Mann! Welche Sprache, welche Delicatesse, welches attische Salz! (Schade, bemerkte ich, daß auch dieses Salz ein Regal ist!) Und welche Philosophie, welche Sittlichkeit, welche Tugend! Ja Horaz, das nenne ich einen wackern Mann!" ... Als ich Horaz wegen seiner Sittlichkeit loben hörte, pochte mir das Herz, ich konnte es nicht länger aushalten, und mußte mir Luft machen. Ich ordnete meine Glieder, streckte feierlich wie ein Gespenst meine Rechte aus, und sprach wie folgt: „Horaz ein wackrer Mann? der? Nun, dann seid mir willkommen, ihr Memmen und Schelme! Nicht als ich Sylla morden, als ich Cäsar rauben, als ich Octavius stehlen sah, gab ich die römische Freiheit verloren — erst dann weinte ich um sie, als ich Horaz gelesen. Er, ein Römer, ihr Götter! und seine Kinderaugen haben

die Freiheit gesehen — er war der erste, der sich am Feuer des göttlichen Genius seine Suppe kochte. Was lehrt er? Ein Knecht mit Anmuth sein. Was singt er? Wein, Mädchen und Geduld. Ihr unsterblichen Götter! ein Römer und Geduld. Er vermochte darüber zu scherzen, daß er in jener Schlacht bei Philippi, wo Brutus und die Freiheit blieb, seinen kleinen Schild „nicht gar löblich“ verloren. Klein war der Schild, Herr Polizeidirector, und doch warf er ihn weg — so leicht macht' er sich zur Flucht! Und der ein wackrer Mann?“ .... Ich sagte noch mehrere solche, theils fürchterliche, theils heidnische Dinge. Der Polizeidirector entsetzte sich, trat weit, weit von mir zurück, und sah mich flehentlich an. Ich ging. Auf der Treppe dachte ich, er ist doch kein ganzer Türke — er fürchtet die Ansteckung!

Aber das Lob, das offizielle Lob, daß ich Nunc est bibendum gut verdeutscht, hatte ich weg. Das munterte mich auf, ich übte mich weiter, und so habe ich nach und nach fast den ganzen Horaz übersetzt. Da liegen sie nun, die armen Oden und Satyren, und ich weiß nicht, was ich damit machen soll. Sollte ein unglückseliger Zeitungsschreiber Gebrauch davon machen wollen, die Zahnlücken der Zeit damit auszufüllen, so stehen sie ihm zu Gebote. Briefe werden postfrei erbeten.

II.

Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens.

(1828.)

Ich erinnere mich mit Entzücken jener akademischen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar ist die Jugend Jedem schön, wo und wie sie ihm auch vorübergehe; aber akademischen Jünglingen ist sie es doppelt. Es ist der nämliche Weg, auf dem ihnen Scherz und Ernst begegnen, und die schmerzliche Wahl zwischen Lust und Mühe ist ihnen erlassen; die Andern aber stehen allzufrühe am Scheidewege des Herkules. In Halle herrschte damals ein frisches, seelenvolles, höchst bewegtes, wissenschaftliches Leben. Göttingen war, was es immer gewesen, was es noch ist: der Staat des ehrwürdigen altherkömm-

lichen Wissens, ein hochgeachteter Adelstand, reich an festen, sichern, unveräußerlichen Grundbesitzungen. In Halle aber herrschte mehr der bürgerliche Gewerbefleiß, die Geldwirthschaft des Geistes, und die Lehre wie das Gelernte ging rasch und froh von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Die weise und gütige Sorgfalt der preußischen Regierung hatte einen Verein von akademischen Lehrern gebildet, die, ohne sich vom alten Bewährten abzukehren, dem Neuen zugewendet waren. Wolf, dessen Ruhm nicht größer ist, als dessen Verdienst, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelope's übermüthigen Freiern ganz genau bekannt. Schleiermacher lehrte die Theologie, wie sie Socrates gelehrt hätte, wäre er ein Christ gewesen. In seinen Vorlesungen über die Ethik betrachtete er das sittliche, das wissenschaftliche und das bürgerliche Leben des Menschen. Sein Hörsal vereinigte nicht blos die akademische Jugend, sondern auch Männer von reifern Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Universitäts-Prediger, und seine Zuhörer wurden um so andächtiger, je bedächtiger sie wurden; denn Schleiermacher schiffte, mit dem Compasse des Wissens versehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, sicherer, zweifelloser Richtung. Reil war als

Mensch, Lehrer der Arzneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von ansehnlicher, Achtung gebietender Gestalt, und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah man ihn lehrend unter seinen Schülern, die ihn eben so sehr liebten als bewunderten, so konnte man sich leicht in die Akademie von Athen versetzen, er wußte seinen Kranken und deren Angehörigen ein unerschütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermischte seine Vorlesungen über Terapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Göthe, und die köstlichen Früchte seiner Forschung waren unter Blumen versteckt. Wer nur den ersten Stunden seiner halbjährigen Vorlesungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Professor der Moral oder der Aesthetik. Schon in den reifern Jahren, wo das Wissen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geistes ihr schwaches Haupt zur Erde niedersenken, und dieses nothwendigen Naturgesetzes sich bewußt — äußerte Reil im engen Kreise von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchst liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geistes verlieren. Um sich gegen diesen Verlust zu schützen, war er immer darauf bedacht, sich mit

strebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. Horkel hatte sich die Lehren Cüvier's angeeignet und brachte die Wissenschaft der vergleichenden Anatomie und Physiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geistreiche Art mit den unmündigen Geschwistern des Menschen bekannt, und wies die Vollkommenheit der menschlichen Organisation an den Unvollkommenheiten der thierischen nach. Er war ein so höchst bescheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht, und ein so lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß und über die Resultate seiner Forschung die Wege und Berechnungen mitzutheilen versäumte, über und durch welche er zu diesen Resultaten gelangt war. Endlich war es Steffens, der die akademische Jugend zur höchsten Begeisterung trieb. Ein Schüler Werner's, war er als Professor der Mineralogie nach Halle berufen; als Schüler Schellings brachte er die Naturphilosophie dahin. Später hat man angefangen, über die Naturphilosophie zu lächeln. Es hätte immer geschehen mögen, hätte man darüber gelächelt, wie man über seine vergangenen Kinderjahre lächelt. Sie haben aber die Naturphilosophie vergessen, wie sie eigennützig über den spendenden Herbst den Frühling vergessen, welcher zugesagt. Sie denken nicht daran, daß,

wenn sie die Naturphilosophie entbehren gelernt, diese selbst es war, die ihre Entbehrlichkeit gelehrt, und daß sie Schelling die größte aller Wohlthaten verdanken, die: daß er sie des längern Bedürfnisses der Wohlthaten überhob. Die Naturphilosophie ist der Schlüssel zum Himmel wie zur Erde; wer den Schlüssel für den Schatz genommen und statt Gold Eisen gefunden — der hat sich selbst anzuklagen.... Steffens ist ein Däne, und wenn ich mich nicht irre, war er, als er in Halle sein Lehramt begann, der deutschen Sprache, wenigstens der deutschen Aussprache noch nicht ganz mächtig. Dieses gab seinem Vortrage jenes Kindliche und Anmuthige, das an Alcibiades so wohl gefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geschöpft, reichte er frisch und hell. Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte, was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erst am Ufer fing er zu überlegen an.

Von solchen Lehrern angetrieben, strömte der akademischen Jugend das Blut rascher und feuriger durch alle Adern des Geistes. Es waren zu jener Zeit zwölfhundert Studenten in Halle, und deren geselliges Leben war wilder und rauher als es je gewesen. Sitten, Sprache, Kleidung, alles war gigantisch ungezogen. Sie trugen große Stiefel,

die man Kanonen nannte, und Helme, mit rothen, weißen, grünen oder schwarzen Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich angeschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern, und von unten deutschen Postillonen. Brach aber aus dieser rohen Hülle die wissenschaftliche Begeisterung hervor, so war sie um so rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmause, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Gesellen über die Schellingsche Naturphilosophie in Streit geriethen. Sonderbar genug hatten sie sich über die Polaritäten verständigt, über den Indifferenzpunkt aber sich entzweit. Der Eine sagte dem Andern, er habe dumm gesprochen. Das war eine Herausforderung, und zwei Tage später floß Blut. So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie ist die deutsche akademische Jugend so glücklich! Verdorren möge die erste Hand, die dieses schöne Leben beschmutzt! Da wurde die Schlacht von Jena geschlagen, die Franzosen kamen, und die Universität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europa's Heere nicht, aber den Geist fürchtete er — er kannte ihn. Seine Furcht war eines Helden würdig. Doch wolle sich ja kein Anderer mit dieser Sympathie brüsten! Napoleon zertrat den Geist nicht, weil er ihn als einen Wurm verachtete, er

band ihn fest, weil er ihn als einen Löwen hochhielt; und schwer hat er dafür gebüßt, daß er nicht verstanden, wie viel nöthiger sei, die Füchse als die Löwen einzusperren.

Reil ist gestorben; Wolf, Schleiermacher und Horkel lehren in Berlin; Steffens ist in Breslau. Von dem Letztern hat man seit einigen Jahren vernommen — mit Verwunderung werden die Einen, mit Schmerz werden die Andern sagen — er habe sich von der Naturphilosophie „ermüdet abgewendet,“ (das sind seine eigenen Worte,) und sei ein Gläubiger geworden (so sprachen die Andern). Aber warum Verwunderung, warum Schmerz? Die Erscheinung ist nicht neu, und sie thut auch nicht so wehe. Die Irrthümer eines großen Geistes sind belehrender, als die Wahrheiten eines kleinen, und wenn sie den Weg verfehlen, haben sie den rechten Weg nur auf eine andere Art gezeigt. Seit zwanzig Jahren haben mehrere geistreiche oder sonst bedeutende Männer in Deutschland die gewohnte Lebensbahn verlassen, und haben eine neue betreten. Die Einen haben es im Stillen gethan und sich begnügt, den Tempel ihres Herzens umzuweihen; die Andern mit Geräusch und sind zum Katholizismus übergetreten. Es ist wohl ersprießlich, daß wir uns über solche Erscheinungen zu verständigen suchen.

Zuvörderst aber ist hierbei Eines zu beseitigen. Man schämt sich fast, davon zu sprechen! Ist aber hiebei Etwas, dessen man sich zu schämen, so fällt es auf Die zurück, deren kindische Fehler die kindische Zurechtweisung nöthig machten. Einige jener Männer haben in ihrer Seligkeit auch einen irdischen Vortheil gefunden, und da war man — soll ich sagen so frech, soll ich sagen so wahnsinnig? ich weiß es nicht; der Irrthum kann aus dem Herzen, er kann aus dem Kopfe entspringen — man war so unbedacht zu sagen, den Vortheil, den sie bei ihrer Bekehrung gefunden, hätten sie gesucht. So wunderlich ist der Mensch, daß er sich bald zu den Göttern erhebt, und sich eine Herrlichkeit anmaßt, die ihm nicht gebührt, und sich bald zum Viehe erniedrigt und sich einer Verworfenheit beschuldigt, die außer seiner Natur liegt! Nie, niemals noch, hat ein Mensch seine Meinung seinem Vortheile aufgeopfert. Wo ihr glaubtet, dieses sei geschehen, da ist es keine wahre, keine Herzens-Meinung gewesen, die sie hingegeben. Auch der gleichgültigste Mensch hat eine Meinung, wie er ein Haus hat, in dem er wohnt — er kann nicht in zwei Häusern zugleich wohnen. Wird ihm das Haus gut bezahlt, er gibt es hin, und war es ihm noch so lieb und bequem. Wohnst du aber nicht in der Meinung, wohnt die Meinung

in dir, dann gibst du sie nicht um eine Krone weg. Vielleicht war in der Handlung jener Männer etwas Schmerzliches, aber etwas Verdammliches war gewiß nicht darin. Wohl ist es schmerzlich zu sehen, daß der Geist, wenn auch nur in seinem Wahnsinne, daß die Tugend, wenn auch nur in ihren Verirrungen, in den Sold der Dummheit und des Lasters tritt! Es ist eine kränkende Verrechnung. Jene wußten, sie glaubten etwas; um ihr Wissen zu verbreiten, um ihren Glauben auch Andern einzuflößen, hielten sie für recht und klug, sich mit mächtigen Werkzeugen zu verbinden. Sie verstanden aber, oder bedachten nicht, daß, wenn der Geist sich zu gemeinschaftlichen Zwecken mit der Maschine verbindet, die Maschine allein den ganzen Vortheil zieht. Der Geist ist gebrechlich, er wird müde, krank, er stirbt; aber die Maschine wird nicht müde, denn die Hände, die sie in Bewegung setzen, wechseln ab, die verdorbene Maschine kann ausgebessert, die unbrauchbar gewordene durch eine neue ersetzt werden. So hatten sie keinen Vortheil gefunden, und Dank und Liebe auch nicht. Denn, daß man es nur wisse: die Dummheit haßt und fürchtet mehr den Geist, selbst wenn er ihr dient, als sie die andere Dummheit hasset und fürchtet, die ihr feindlich gegenüber steht.

Steffens' neuere Schriften kenne ich nicht, und (daß ich es nur gestehe) die Naturphilosophie, von der er sich ermüdet abgewendet, hat sich von mir abgewendet; ich habe sie vergessen. Vieles lernt der Deutsche, und vieles vergißt er; der Franzose lernt weniger und vergißt nichts. Ihm muntert das gesellige Leben täglich die schläfrige Wißbegierde auf, und er lernt, weil zu lehren so angenehm ist. Das Leben aber, das der Deutsche in seinem Studierzimmer führt, gleichet einer in Zucker oder Essig eingemachten Frucht; oder er verduftet seinen Geist in Cassinos und Theaterklatschereien, ist eine Blume, wenn er viel ist, sättigt nicht und wird nicht satt. Doch ob ich Steffens' Schriften auch nicht kenne, das hindert mich nicht zu meinem Zwecke. Steffens wird gesagt haben, was seine Glaubensgenossen früher gesagt. Seine geistige Bekehrung ist mir nur aus Kritiken seiner Werke bekannt geworden, und die Beurtheilung seiner neuesten Schrift „von der wahren Religion und der falschen Theologie," die im Literatur-Blatte abgedruckt stand, hat sie mir in Erinnerung gebracht. Ueber solche Erscheinungen will ich gemeinschaftlich mit den Lesern eine Belehrung suchen, die ich zu bringen weder Andern, noch mir selbst verspreche.

Der Mensch hat einen Körper, eine irdische und eine himmlische Seele. Der Körper dient der irdischen Seele zur Hülle, diese der himmlischen. Sinnlich beginnt der Mensch, dann denkt er, endlich glaubt er. Dieses ist der Weg, den Alle zurücklegen, die nach einer vollkommenen Ausbildung streben. Aber nicht Alle, die den Weg zurückgelegt, haben auch das Ziel erreicht; die Reise ist erst Dem geendigt, der wieder in der Heimath angekommen. Ich bin — mit diesem Gefühle erwacht das Leben; dann fragst du: wer bin ich? dann fragst du; was war ich? was werde ich? Du darfst aber über die erste Antwort nicht vergessen, was du ohne Frage schon gewußt, du darfst über die zweite Antwort die erste Frage nicht vergessen! Vergebens sagt man dir, wer du bist, wenn du nicht mehr fühlst, daß du bist; vergebens hast du gehört, woher du kommst und wohin du gehst, wenn du nicht mehr weißt, wer du bist! Dein Verstand ist schwankend, wird er nicht auf die Sinne gebaut, dein Glaube ist dunkel, wenn ihn die Vernunft nicht beleuchtet. Die irdische Seele ist selbstsüchtig, sie nimmt die Welt in sich auf; die himmlische Seele ist allliebend, sie löst sich in der Welt auf. Wie aber deine Vernunft unvollkommen ist, faßt sie nicht die ganze Welt mit allen ihren Erscheinungen, so ist dein Glaube bedingt,

löstest du dich nicht ganz mit deinem Geiste und mit deinen Sinnen in ihm auf. Selbstzernichtung ist die Sünde der Tugendhaften. Nichts oder Alles wollen, Nichts oder Alles haben, das ist ganz Eins; Alexander wollte Diogenes sein, wenn er nicht Alexander wäre. Du sagst: ich denke nicht, ich glaube. Wir wollen deine Schwäche nicht benutzen, die sich in ihrem eigenen Netze gefangen. Weißt du, daß du nicht denkst, so denkst du dieses Wissen — doch dies sei dir übersehen. Aber was machtest du mit deiner Vernunft? Du hast sie zerstört oder zurückgelassen, du hast also nicht Alles, was dein war, dem Glauben hingegeben. Sind deine Gedanken nicht bei Gott, ist Gott außer deinen Gedanken; sind deine Sinne außer deinem Geiste, ist dein Geist sinnlos. Du sagst: ein kindlich Herz ist Gott wohlgefälliger als eine prunkende Vernunft — du hast Recht. Nahst du dich mit voller Hand und vollem Herzen dem Freunde, wird der Freund ganz gewiß deine Hand nicht öffnen, sondern an dein volles Herz sich werfen; kommst du aber mit vollem Herzen und mit leerer Hand, gibst du, an deiner Freundschaft zu zweifeln, dem Freunde Grund genug. Du sagst: „ich denke nicht, ich glaube, und fühle mich beseligt in diesem Gefühle überschwenglicher Gewißheit.“ Wir wollen sehen, welche Ruhe es ist,

die du gefunden, und wir fürchten sehr, es ist „die Ruhe des Kirchhofs," wie sie Marquis Posa in Don Carlos nennt. Du wurdest von deiner Sinnlichkeit und deiner Vernunft hin und her geworfen; da suchtest du den Schwerpunkt deines Lebens und fandest ihn nicht. Du fandest ihn nicht, weil du ihn suchtest. Er ist in dir, er ist überall, wo du bist, du magst dich in den Kreis der Sinne oder in den Kreis der Vernunft hinstellen. Aber du suchtest ihn im Norden und im Süden, im Osten und im Westen, und als du ihn nicht gefunden, hast du dich verzweiflungsvoll auf des Weltalls ganze Breite hingeworfen. Das Gleichgewicht kannst du nun nicht mehr verlieren, aber hast du den Schwerpunkt gefunden? So fällt die Säule um, die der ungeschickte Baumeister nicht aufzurichten wußte; da liegt sie — und freilich sie wankt nicht mehr! Weil es dir an Muth oder an Kraft gebrach, im freien Felde des Lebens auszuhalten, hast du dich in die Feste des Glaubens zurückgezogen; du hast nicht gesiegt, du hast dich nur gegen deine Niederlage gesichert. Weil du lahm bist, hast du dich in dein Bett gelegt — bist du weniger lahm, seit du deine Füße nicht mehr gebrauchst? Dein Geist war krank; ihn von seinen Schmerzen zu heilen, hast du ihn getödtet.

Immerhin! genügt dir diese Gesundheit; wolle aber Anderer Uebel nicht auf gleiche Weise heilen!

Welche Philosophie ist die wahre? Welcher Glaube ist der rechte? Das will ich dir sagen, Leser. Die Philosophie ist die wahre, die, daß sie die wahre bleibe, nicht nöthig hat, eine andere Lügen zu strafen. Der Glaube ist der rechte, der, daß er der rechte bleibe, nicht gezwungen ist, einen andern irrgläubig zu finden. Ich sage Dieses, du sagst Jenes, ein Anderer sagt ein Anderes — wer von uns hat Recht? Der hat Recht, der den beiden Andern nicht Unrecht gibt, und dennoch Recht behält. So lange du einen Irrthum findest, in einem Menschen oder in einem Dinge, wandelst du im Dunkeln. Lächelst du über deinen eigenen früheren Wahn, wirst du später über deinen jetzigen lächeln; bereuest du dein eigenes früheres Thun, wird eine Zeit kommen, wo du dein jetziges bereuest. Du kommst nicht eher zur Ruhe und zur Klarheit, als bis du den Schwerpunkt in dir gefunden und dir selbst leuchtest. Ragst du mit deinem Geiste noch so hoch empor, verschmähst aber das Thal zu deinen Füßen und füllst es aus: dann hast du mit dem Thale auch dich vernichtet, du hast dich selbst abgetragen. Warum schmähst du deine ehemaligen Kinderspiele nicht? Du bist gewachsen, deine Puppen

sind gewachsen; dort war Ernst, oder hier ist Spiel. Du fragst: was ist Wahrheit? Frage: was ist Irrthum? Zeige mir ihn. Irrt die Belladonna, wenn sie ihren giftigen Saft bereitet?.... Die Erde bebt, die erschrockenen Menschen stürzen bleich aus ihren Häusern und höhere Geister lachen, wie wir selbst lachen, wenn die geschüttelte Mücke eilig von der niesenden Nase wegfliegt.

Jene Männer, die einen reuevollen Blick auf ihr früheres Leben und Denken zurück geworfen und uns mit ihrer Reue und Buße bekannt gemacht — haben sie nicht verstanden, ihr Glück im Vaterlande zu finden, daß sie hinaus geschifft nach fremden Welttheilen? Hatten sie nicht Geist, oder nicht Herz, oder nicht Lebenskraft genug? Vielleicht hatten sie nicht Geist genug für ihr Herz, oder nicht Herz genug für ihren Geist, oder für Geist und Herz nicht Sinne genug. Ihnen fehlte das Gleichmaaß der Kräfte, der Einklang des Lebens, und da haben sie alle Saiten, die sie nicht übereinzustimmen vermochten, zerrissen, und nur eine Saite übrig gelassen, deren Ton, wie er ihr eigenes Dasein beherrscht, auch das unsere beherrschen will. Es gibt eine Schwelgerei des Geistes, wie es eine Schwelgerei der Sinne gibt. Daran litten jene Männer; sie hatten einen Durst des Wissens, der um so heftiger

ward, je mehr sie ihn stillten. Nun ist zwar dem Menschen Erkenntniß genug verstattet; aber sein Geist hat nur eine Pforte, nur Eines nach dem Andern vermag einzutreten. Aber jene ungeduldigen Wirthe sind aus sich selbst gestürzt, die Schaar der Gäste vor der Thüre zu empfangen. Da sind sie betäubt worden im Gedränge und im Getöse; da haben die Schlimmen unter ihnen, wie Faust, sich dem Teufel verschrieben, und die Guten, wie Steffens, einem guten Engel. Aber, ob man seine Freiheit wohlfeil oder theuer verkaufe, ob man einem guten oder einem bösen Herrn diene, man hat seine Freiheit immer zu wohlfeil verkauft, man dient immer, wem man dient. Dienen aber soll man nur Gott, das heißt: Allem, Allen, und sich selber; denn Alles, Alle und wir selbst sind in Gott, und Gott ist in Allem, in Allen und in Uns. Gott ist überall und für Jeden, auch für den, der ihn nicht erkennt. Geläugnet hat ihn noch Keiner, denn der Blinde läugnet das Licht nicht, das er nicht sieht. Unter Menschen gibt's Findelkinder, die ihren Vater nicht kennen, Väter, die ihre Kinder verlernet; Gott aber kennt und liebt alle seine Kinder, auch die verlorenen.

Auf zweierlei Weise zerfällt der Mensch mit sich, und kommt so zur Sünde, so zur Buße, so zu

Bußpredigten, Unschuldigen gehalten. Entweder er entzweit sich in sich selber, und opfert die eine oder die andere Hälfte seines Daseins auf, um fortzubestehen; oder die Zeit zerfällt mit sich, und theilt die Unentschlossenen, die nicht wissen, sollen sie drüben bleiben, sollen sie herüberkommen. Sie stehen mit dem einen Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Gegenwart, wissen nicht, wohin sie sich zu wenden, unter ihnen fluthet schäumend die Geschichte, reißt früher oder später die Ufer ein, auf deren Rande Jene fußen, und schwemmt die Zaudernden hinab in das unendliche Meer. Das geschah in jeder kranken oder bewegten Zeit, das geschieht in unserer. Wenn die Erde bebt, schwärmen die Menschen. Dann kommen die klugen Leute — so oder so klug — und sagen: das Comité Directeur oder die apostolische Junta wühle wie ein Maulwurf, im Dunkeln! Es ist ihr einziger Trost, zu glauben, daß Alles durch Menschen geschähe, die man schrecken, köpfen oder bestechen kann. Auch haben sie Recht; gibt es einen Gott, sind sie verloren.

Ich habe früher gesagt: „du irrst, so lange du einen im Irrthume findest,“ und doch habe ich gesagt, daß Steffens mit seinen Glaubensgenossen irrt! Ich habe es gesagt, ich könnte es zurücknehmen, ehe es einer liest, aber ich will nicht betrügen. Der

Geist ist stark, das Fleisch ist schwach. Eines aber entschuldigt. Der Mensch soll Alles dulden — aber auch die Unduldsamkeit? Es ist schwer, sehr schwer; versuche es Jeder mit seiner Kraft. Wem es gelingt, dem wird großer Lohn; denn wer lernt, mit der schwersten Liebe zu lieben, dem fällt die leichtere dann um so leichter.

Der Beurtheiler des Werkes „vom wahren Glauben und von der falschen Theologie" hat gesagt: das Werk sei unheilbringend. Das war ein böses und ein unkluges Wort! Bös — weil es nicht wahr ist; kein Buch, nur Schweigen ist unheilbringend. Unklug — weil es nicht klug ist zu sagen, was manche Menschen gar zu gern vernehmen. Der Beurtheiler sprach von Inquisition, von Scheiterhaufen und anderem hergebrachten Jammer, wozu Steffens' Lehre führen könne. Die Verderblichkeit einer Lehre — das ist das alte Ammenlied, womit man alte Kinder in den Schlaf zu lullen sucht. Als die Inquisition wüthete, schrieb man keine Bücher, sie zu vertheidigen, und jetzt, da in keinem christlichen Staate mehr politischer Despotismus herrscht, erscheinen täglich Werke, die den Despotismus anpreisen. Es ist ein gutes Zeichen, wenn ein Schlimmes zergliedert wird; denn entweder es ist todt, weil man, oder man tödtet es, indem man es zergliedert.

III.

Gedanken über die Rechtmäßigkeit des sechsten Zinsthalers in Deutschland.

Eine Novelle.

Ueberhaupt wäre ich sehr dafür, daß der deutsche Gelehrte ein Spitzbube würde. Ihm fiele es leichter wie jedem andern Stande, denn er brauchte nur nicht länger mehr ehrlich zu sein. Die Sache ist von großer Wichtigkeit.

Wie habe ich neulich gelacht! Eine deutsche Akademie hatte beschlossen, ihre philosophische Klasse aufzuheben, weil das schwere Gepäck der Philosophie sie am schnellen Fortkommen hindere. Ein Staatsmann aber, Mitglied jener Akademie, nahm die Philosophie in Schutz. Nun, darüber habe ich nicht gelacht, denn ich fand das Eine lobenswerth, das Andere natürlich; sondern über Folgendes: Ein deutscher

Gelehrter, der die Sache erfuhr und gedruckt weiter erzählte, fand den Eifer des Staatsmannes so schön, daß er sich darüber wunderte. Dieser Gelehrte ist kein Träumer, kein Nachtwandler, sondern ein sehr heller, sehr wacher Kopf; er ist ein guter Rechner, hat sich oft als tapferer Degen gezeigt — und do hat er das nicht verstanden! Aber jener Staatsmann hat es recht gut verstanden. Er wußte sehr wohl, daß in Deutschland die Philosophie einschränken, Nichts Anderes heiße, als die Freiheit erweitern, und die Philosophie erweitern, Nichts Anderes, als die Freiheit einschränken — und was er wünsche und wie er gesinnt sei, darüber hat er in seinen vielen Schriften viel gesprochen. Seht! da habt ihr Spitzbüberei und Ehrlichkeit.

Noch ein kleines Beispiel. Ein Diplomat schrieb einem Professor, er möchte ihm einen Hofmeister für seine Kinder verschaffen; es müsse aber ein ordentlicher Mensch sein und kein liberaler. Der Professor schrieb zurück, daß er bedaure, nicht dienen zu können, denn in unseren Tagen wären alle ordentliche Menschen liberal. Das war ehrlich und gerade herausgesprochen. Wäre aber der Professor ein Spitzbube gewesen, wie es sich gebührt, hätte er einen erzliberalen Jüngling ausgesucht, ihn dem Diplomaten zugeschickt, und diesem dabei gemeldet: beiliegend wäre

ein Mensch, wie er bestellt worden, ein Muster von jungen Menschen, ein Vetter des Herrn von Haller in Bern. Dann hätte der geschmuggelte liberale Jüngling im Stillen den Saamen des Guten streuen können in seine adeligen Zöglinge; ja er hätte vielleicht den Alten selbst umgewandelt. Warum denn nicht? Ist das so unmöglich? Ist ein Diplomat nicht auch ein Mensch?

Was nützt euch eure Gradheit? eure Härte? Könnt ihr etwas damit fassen, etwas damit festhalten, euer Glück, Anderer? Macht euch weich an einem Ende und schmiegt euch dem Harten an. Biegt euch zum Haken um und hängt euch in die Ringe der Welt; dann zieht ihr sie fort, und man weiß es, ihr werdet sie zum Guten ziehen. Wollt ihr böse Grundsätze bekämpfen, nähert euch ihnen; wie kann man einen Feind besiegen, von dem man aus Hasse sich entfernt hält? Will der Verstand auf den Unverstand wirken, muß er unverständig sein an beiden Ecken. In der Mitte seid klug. Ein harter Körper ändert keinen flüssigen; umgekehrt: der flüssige löst den harten auf. Werdet flüssig, Professoren! Seid nicht so stolz, macht euch klein, ihr großen Geister, zertheilt euch, und vermengt euch dann mit den Verhältnissen dieses sandigen Landes. Wie wunderbar! Was in andern Ländern Schutz

findet hinter der Unwissenheit, findet bei uns den nämlichen Schutz auch hinter der Gelehrsamkeit. Diese bildet den Wall, jene den Graben. Füllt die Unwissenheit aus, mit dem, was ihr von der Gelehrsamkeit abtragt; thut das und ihr werdet sehen, wie bald sie kapituliren. Lernt von den Jesuiten, die das Regieren gut verstanden, wie man solchem Regieren widersteht. Sie bildeten die größten Gelehrten und die größten Dummköpfe; einen Mittelstand des Geistes duldeten sie nicht.

Seht Voltaire; seht Rousseau! der eine war, was ich ein Spitzbube nenne, und ward geliebt und geehrt von Allen; der andere war ein edler Mann und wurde für einen Schurken gehalten und sein ganzes Leben verhöhnt und verfolgt. Wo entsprang diese Verkehrtheit? Gegen das Böse stritten, das Gute wollten beide Männer; aber Voltaire haßte die Schlechtigkeit, Rousseau die Schlechten. Voltaire nahm die Welt wie sie da ist, suchte ihre Krankheiten zu heilen, unheibare Gebrechen berührte er nicht; Rousseau wollte die alte Welt verjüngen und glaubte kindisch ihr die Unschuld wieder zu geben, wenn er ihr die Kindermilch wieder gab. Darum hat Rousseau nicht gewirkt auf seine Zeit, wie Viele glauben in ihrer Täuschung; er dachte und fühlte, wie die Zeit nach ihm, er ging vor ihr her, aber diese wäre

auch ohne ihn den Weg gegangen. Doch Voltaire hat gewirkt auf seine Zeit, und ohne ihn wäre erst ein späteres Jahrhundert geworden was das frühere, oder ein Anderer wäre Voltaire geworden. Rousseau führte das Schwert — ein Arm, so tapfer er auch sei, wie wenig vermag er! Voltaire verstand es, Andere zu bewaffnen und er ward nicht müde. Der Blitz eines Jahrhunderts, erhellte er die lange Nacht hinter und den ungewissen Morgenschein vor sich. Er liebkos'te die goldnen Gewitterableiter, ließ sich folgsam von ihnen leiten und schlug zwischen Menschenwohnungen ein. Sie wollten es ja nicht anders! Rousseau, ein freier Blitz, schlug im Freien ein, wirkungslos. Voltaire schmeichelte den Großen — glaubt ihr, daß er sie liebte? Er schmeichelte ihnen, wie man wilden Thieren schmeichelt, sie zahm zu machen. Er gewann die Vornehmen und die Weiber, indem er ihnen den kindischen Mund mit Zuckerwerk füllte, er sprach, sie hörten. Rousseau gab ihnen bittere Wahrheit und sie wandten sich von ihm. Voltaire verfolgte die Jesuiten mit Haß und Leidenschaft, und er nahm einen Jesuiten unter sein Dach, an seinen Tisch. Das hätte unser Voß nimmer gethan! Der Jesuit hieß Adam, und Voltaire stellte ihn jedem Besuchenden mit den Worten vor: le père Adam, mais il n'est pas le premier homme

du monde. Der Jesuit stellte sich dumm und verstand den Spott nicht, spielte Schach mit Voltaire, der es schlecht spielte, und ließ ihn immer gewinnen. Der Jesuit war Jesuit, und Voltaire war Voltaire. Da habt ihr Spitzbüberei genug, greift nur zu.

Vereinigt die Wissenschaft, die Kunst, das Leben. Getrennt werden sie beherrscht und nicht von euch; getrennt ist die Wissenschaft blaß, die Kunst mager und das Leben kränklich. Wollt ihr ewig kochen, soll der Tisch nie gedeckt werden? Wollt ihr nicht auch euer achtzehntes Jahrhundert haben, wie es die französischen Gelehrten hatten? Waren d'Alembert, Düclos, Raynal, Condorcet, Mabli nicht gründlich, darum, weil sie die Gläser aus Flaschen füllten, nicht aus Brunnen? Waren sie nicht Gold, weil sie glänzten, und nicht alles Gold ist, was glänzt? Könnt ihr nicht geistreich sein, weil ihr tiefsinnig seid? Morgens versteht euch kein Engel und Abends mag euch kein Teufel anhören. Heißt das der Wissenschaft dienen, sie ungefällig machen? Fällt euch das Denken so schwer, daß ihr euch davon erholen müßt, so denkt nicht! Das Leben ist Arbeit dem gesunden Geiste, die Wissenschaft ihm Ruhe. Ihr kehrt es um. Sokrates erholte sich nicht von der Philosophie bei Aspasia;

von Aspasia erholte er sich bei der Philosophie. O Hofräthe, werdet anmuthig!

Sucht nicht länger die Quadratur des Zirkels, sucht die Kreiselung des Quadrats; seid nicht viereckig, liegt nicht so fest auf, kugelt durch das Leben und macht es glatt; was ihr für das Leben thut, thut es für euch wieder. Woher kam es, daß unsere großen Dichter, und nur unsere, immer aus so großen Bechern tranken? Woher, daß sich Mancher in das Grab getrunken? Sie mußten. Sie wußten nicht wie anders die Leere ihres Herzens auszufüllen. Ihre holde Phantasie, wenn sie ermüdet war, fand in diesem sandigen Lande keinen grünen Hügel, sich auszuruhen, und sie mußte sich entkörpern, um nicht herabzufallen in die Wüste. Ach! ich könnte weinen, wenn ich daran denke, wie Jean Paul fünfzig Jahre in seinem Phöbuswagen über das schlechte Pflaster und die Misthaufen kleiner Städte holperte, wie an jedem Abende, wenn die Sonne seines Geistes niedersank, sie, statt in die frische Fluth zu tauchen, nur umschattet wurde vom Pfeifenqualm der Casinos, und wie nur Philister seine Nachtigallen waren! Nie kam er zu jener reinen Höhe der Geselligkeit hinauf, wo man die schweren Sorgen, den Dunst und das Gepolter der armen niedern Stände nicht mehr findet. Wer hat das verschuldet? Ihr, eure

Gelehrsamkeit. Stolz und unzugänglich den Freudesuchenden, habt ihr die Welt der Genießenden stolz und unzugänglich gemacht. Sie verschmähet euch, wie ihr sie verschmäht. Die wahre Philosophie erhebt das Handwerk zur Kunst — das Handwerk im Leben und im Verrichten — und die Kunst zu sich. Aber das vermag eure nicht, eure macht nur das Blut dick. Unter vielen Pariser Gelehrten fand ich nur einen, der hypochondrisch war, und dieser eine beschäftigte sich mit deutscher Philosophie. Er war der edelste, gutmüthigste, eingezogenste, furchtsamste Mensch von der Welt. Einmal reiste er in Deutschland — ich muß lachen, wenn ich daran denke — und da wurde er als Demagog gefangen genommen, während so vielen Demagogen, die früher aus Frankreich zu uns gekommen, nie etwas geschah. Seht ihr? Eure Philosophie führt zur Hypochondrie, diese zur Demagogie, diese zur Pendanterie — freilich Anderer — und diese führt auf die Festung. Aergert euch nicht, und gesteht, daß ich Recht habe.

Voltaire bot ein Jahrhundert des Nachruhms für einen guten Magen. Ihr könnt ihn wohlfeiler kaufen, versäumt es nicht. Verliebt euch etwas, das macht munter. Gewinnt die Weiber; der Einsatz ist nicht groß. Rührt euch! Geht in die geheime Polizei, nichts macht geschmeidiger, als das. Doch

wohlverstanden, daß ihr sie betrügt. Geschähe auch, daß euch die Sache Ernst würde und euch der Teufel holte — was liegt daran, wenn einige Gelehrte in die Hölle kommen. Man kann ein großer Philosoph sein, und doch ein Spion, und doch verdammt. Doch nein, geht nicht in die geheime Polizei, nehmt den kürzern Weg, geht lieber gleich unter die Jesuiten: jene bemüht sich doch nur für diese.

Ihr seid nicht scharf genug, ihr gleicht den Lichtscheeren in deutschen Gasthöfen, die, wenn dort auch sonst Alles gut ist, nie recht schneiden. Gebt eurer Feder Federkraft; schnellt empor; doch seid artig und nett dabei. Leset fleißig das Leipziger Modejournal und richtet euch darnach. Ein deutscher Gelehrter, wie er sein soll, trägt ein feines schwarzes Kleid, die allerfeinste Wäsche, eine diamantne Hemdnadel, eine weiße Unterweste, und einen großen Siegelring an der Hand. Um seinen gesunden Magen tändelt eine Lorgnette. An seiner Uhrkette hängen hundert artige Kleinodien und Reliquien: der erste Zahn der Sontag, der letzte der Mara, eine Haarnadel der Neumann, eine Pille aus dem Krankenzimmer der Schechner — Alles in Gold gefaßt — ein Crystallfläschchen voll Diplomatenthränen und andere solche artige Sachen. Ist der Gelehrte alt, so daß er nicht mehr gehen kann, reitet er, zeigt sich immer in Sporen,

trägt eine blonde Perrücke, läßt sich seine Hefte von einem Bedienten auf das Katheder bringen, riecht sehr gut — kurz ist ein Narr. Auf der Reise ist der Gelehrte splendid, verzehrt viel, befiehlt stark, und gibt starke Trinkgelder. Bei Tische steht eine Flasche mit langem Stöpsel vor ihm; beim Desert schenkt er seinen Nachbarn Champagner ein und redet dumm vom Theater. Abends nach dem Essen lächelt er und hat Geheimnisse mit dem Lohnbedienten. Wenn er anfährt, springen zwölf Kellner heraus: sie hören schon am Knallen des Postillons, daß ein deutscher Gelehrter kommt..... Macht Wind!

Wollt ihr die Großen für eure Grundsätze gewinnen, macht sie glauben, sie wären schon gewonnen. Sagt ihnen lächelnd in's Ohr: ihr wüßtet recht gut, daß Excellenz gesinnt sei, wie ihr, nur daß deren Stellung und Gehalt ihr nicht erlaube, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Nichts ist schmeichelnder, als das Zutrauen, daß man ein starkes Herz habe und zugleich die Macht es zu bändigen; man sei ein Vulkan mit Schnee bedeckt. Was ihr aus Tugend thut, scheint es aus Eigennutz zu thun und man wird eurer Klugheit euren Edelsinn verzeihen. Lobt den Guten, tadelt das Schlechte. Seid demüthig in euren Worten und stolz in euren Handlungen. Sprecht nicht immer, wie ihr schreibt. Die Schrift

ist streng, feierlich für die Welt; das Wort ist mild, alltäglich für das Haus. Die Uebel der Menschheit muß man heilen, unerbittlich, wenn es auch schmerzt; die Schwächen der Menschen muß man mit Nachsicht behandeln, sie besprechen und streicheln.

Verschwistert die Wissenschaften zu solcher Einigung, daß keine mehr weiß, was sie beigetragen, daß Alles jeder gehört, und Jedes allen. Wollt ihr wirken durch eure Vorträge, redet nie, wenn man sich hingesetzt euch anzuhören, und sagt nie, was man erwartet. Kein Essen schmeckt besser, als das zur ungewöhnlichen Zeit: der Magen ist froh, von dem Zwange der Etiquette erlöst zu sein. Sprecht von allen Dingen da, wo sie nicht hingehören: in der Religion von den Jesuiten, in der Moral von der Politik, in der Anthropologie von Don Michel. Bei dem deutschen Prozesse erklärt die Schraube ohne Ende; bei der Ophthalmie verhandelt die Censur; lehrt bei der Polizeiwissenschaft die Hypochondrie, in der Toxicologie redet von der geheimen Polizei und beim Wechselfieber vom hohen deutschen Adel. Seht! ich bin kein trockner, heuchlerischer Sittenlehrer, der die Lehren nicht befolgt, die er Andern gibt, ich begleite meine Moral mit Beispielen aus meinen eignen Handlungen. Hätte ich angekündigt, daß ich von der Spitzbüberei wollte sprechen, wären die ehrlichen

deutschen Gelehrten davon gelaufen, um sich von meinen gefährlichen Lehren zu entfernen, und die Leute von Welt hätten mich stehen lassen, um sich bei alten, ihnen längst bekannten Geschichten nicht zu langweilen. Ich habe aber die Einen gelockt durch den schönen sechsten Zinsthaler, die Andern durch eine artige Novelle, und sie sind gekommen, und jetzt werden sie gewiß aus Höflichkeit mich bis zu Ende anhören.

Ihr scheltet die Reichen, die im Ueberflusse schwelgen, und seid von einem darbenden Bettlervolke umringt! Ihr redet so schön und geberdenvoll gegen die im Feuer der Ueppigkeit gestählten Herzen! Seid ihr denn besser? Ihr wißt Alles und euch umstehen Menschen, die nichts wissen; ihr seid so gelehrt und euch umgibt ein geistarmes Volk. Schämt euch! Ist es nicht eine Schande, daß es nahe um Göttingen, Jena und Heidelberg so viele Menschen gibt, die nicht lesen und schreiben können, daß es im Weichbilde der Hofräthe Dummköpfe gibt? Ist es nicht eine Schande, daß der Landmann in seinen Feierstunden keine gesunde und angenehme Geistesnahrung findet, und er in Branntwein die lästige Zeit ertränken muß? Befördert den wechselseitigen Unterricht, schreibt angenehme und nützliche Sonntagsbücher für Bürger und Bauern. Befördert die

Dampfschiffe, die Dampfkutschen, die Dampfmaschinen aller Art. Hört ihr's? das ist die Hauptsache, davon hängt das Heil der Welt ab. Dadurch zernichtet ihr den Pöbel, der, seit die Geschichte spricht, zu jeder plumpen Gewaltthätigkeit Grund, Vorwand und Werkzeug war.

Ich hätte noch gar Vieles mit euch zu sprechen; aber — doch still — still — ich habe einen Gedanken — o, er ist himmlisch — das Herz lacht mir in der Brust, wenn ich an meinen Gedanken denke. Ueberall begegnen sich die schönen Geister, nur in Deutschland nicht! Wir wollen uns auch begegnen, wir wollen zusammenkommen, wir wollen uns kennen lernen, uns freuen, uns umarmen, küssen, die Hände reichen. Ach! wir kennen uns ja gar nicht. Obscurus Knopfdistel, wer bist du? Ach wie sehnt sich mein Herz nach dir! Die französischen Gelehrten laden wir auch ein: Etienne, Jouy, Constant, Villemain, Thiers, Cousin — den nehmen wir in die Mitte — Guizot, Scribe, Mignet, Delavigne, Remusat — lauter artige Leute. Sie werden uns auslachen, aber was thut's? Aller Anfang ist schwer. Will die Contemporaine aus Paris mitkommen — desto besser, dann gibt es kleine Zeitgenossen. Wir wollen zusammenkommen, wie die Naturforscher, jedes Jahr an einem andern Orte.

Wir ziehen von Norden nach Süden, wir fangen die Sache geographisch und mit Verstand an; mit Wien hören wir auf. Kommt, kommt, Philosophen, Historiker, Politiker, Novellisten, Humoristen, Aesthetiker, Journalisten, Kritiker! Wir lesen uns unsere Werke vor, die ungedruckten und die unbekannten, — Novellen und humoristische Aufsätze, Buntes aus dem Leben, Uebersetzungen aus dem Französischen, Tragödien, Comödien, Possen, dramatische Gedichte, Theaterkritiken. Jeder berichtet von dem Schauspiele seines Wohnorts und von den Leistungen der dortigen Künstler, seit dem Sturze Robespierre's. Wir sind unserer Viele, wir können unmöglich fertig werden, aber das schadet nicht; Jeder fängt nur seinen Artikel an, die Fortsetzung folgt im nächsten Jahre. Kommt, kommt! Wir essen, trinken, scherzen. Nach Tische prügeln wir alle Rezensenten durch, mit Ausnahme derjenigen, die uns gelobt — das sind dumme Menschen und sie sind doch nicht zu bessern — wir prügeln und belehren nur die Andern. Gibt es etwas Himmlischeres? Um Reisegeld brauchen wir nicht besorgt zu sein, wir reisen ja, wir können unsere Reisen beschreiben. Wehe den Buchhändlern! wie werden sie die tausend Collisionen vermeiden? Wir sind unserer tausend und beschreiben Jeder dieselbe Reise. Es ist eine Erquickung! In den nächsten

Hundstagen fangen wir an, und zwar mit Hannover. Dort ist der Geist, der Witz, der gute Humor zu Hause. Dort werden wir auf den Schultern getragen, man wird uns Blumen streuen. Im geräumigen Marstalle wird uns der Tisch gedeckt. Aber es kann uns auch das Leben kosten. Der Adel füttert uns todt, er erdrückt uns mit seinen Liebkosungen. Doch süß ist der Tod, den die Liebe gibt. Laßt uns Hannover sehen und dann sterben — Vedere Annovera e poi morire.

Seid Spitzbuben und befördert die Dampfmaschinen, dann braucht ihr es nicht länger zu sein. Aber was hilft's! Ich habe in den Wind gesprochen. Sie werden sagen: ein humoristischer Aufsatz. Mit diesen Menschen ist gar nichts anzufangen.

IV.

Die Göttinger Unruhen.

(1818.)

Der Deutsche, wie die Natur, schätzt wenig die Arten; nur die Gattungen der Dinge sind ihm heilig. Das Fortpflanzen, nicht das Fortgepflanzte, dünkt ihm bedeutend. Mag das Einzelne untergehen, wenn nur die Familie fortdauert. Wie Geizige Schätze sammeln, ohne sie zu gebrauchen, so häufen die Deutschen Grundsätze auf, ohne sie anzuwenden. Wie Stände einzurichten, wie Preßgesetze abzufassen, wie ein deutscher Bundestag anzuordnen sei, das mögen sie Jahrhunderte lang mit ewig jungem Eifer besprechen, aber ob das badische Ständewesen tauglich, wie die Preßfreiheit eines bestimmten Staates beschaffen sei, was die Bundesversammlung zu Frankfurt thue oder unterlasse, diesem nachzuforschen ermüden

sie gar bald. So sind die Ereignisse zu Göttingen genug verbreitet, genug bedacht, genug besprochen worden. Jetzt darf man den schönsten und gelehrtesten Abhandlungen über die akademische Freiheit, deren Ursprung aus dem Mittelalter, über die Ersprießlichkeit ihrer Fortdauer oder Einschränkung mit Gewißheit entgegensehen. Die vaterländischen Grübler werden dabei bis zu den Anfangsgründen der Staatskunst hinaufsteigen, aber Göttingen darüber vergessen, und darüber zu fordern versäumen, daß die ausgewanderten Studirenden zurückgerufen, daß die Ungerechtigkeit so wieder gut gemacht, daß die Urheber der Uebelthat bestraft und die durch französisch-westphälischen Witz nur gelenker gemachte steife Herrschbegierde der hannövrischen hochadligen Beamtenschaar von der öffentlichen Meinung gezüchtigt werde. Sollen die sechszehnendigen Hirsche, nachdem sie lange sich furchtsam im Dickicht verborgen gehalten, die junge grüne Saat des deutschen Volkes von Neuem zertreten dürfen? Nimmermehr.

Was haben die Göttinger Studirenden begangen, was, wenn sie auch wirklich gefehlt, Tadelnswürdigeres, als was schon hundertmal geschehen? Oder haben die vorsichtigen Polizeiwächter die Erneuerung des Wartburgfestes gefürchtet und frühzeitig das Hochgefühl freiheitsbegeisterter Jünglinge zu demü-

thigen gesucht, damit es bis zum Oktober nicht aufkommen könne? Oder sollten geduldige Deutsche als Heloten zur Schau gestellt werden, daß das Gefühl der Unabhängigkeit stolzer Britten daran erstarke? Ist es nicht derselbe König, der in Hannover und in England regiert? Nun komme nur noch eine so weichherzige Spießbürgerseele, die gerührt wird, wenn ein hohes Haupt ihr freundlich zunickt, oder ein erbärmlicher Schmeichler, oder ein morscher Selbstling, dessen Geist nicht über den Augenblick hinausragt, und frage: wozu Verfassungen? Sind unsere Fürsten nicht herrlich, ist ihr Wille nicht gut? Wohl sind sie es, wohl ist er es, aber was eine Constitution vermag, und wie ihr Mangel auch durch keinen Sokrates auf dem Throne ersetzt werden könne, das mag euch das hier besprochene Ereigniß lehren. Hat der Prinz Regent eine andere Seele, ein schlimmeres Gemüth für Göttingen als für London? Dort wurde bei Eröffnung des vorletzten Parlaments nach seinem Leben gezielt, und er hatte nicht gewagt, die Gewalt zu gebrauchen gegen seine eignen Unterthanen, die er hier gegen schuldlose Jünglinge anderer Staaten ausüben ließ.

Noch wenige Tage und kein deutsches Blatt spricht mehr von dieser Sache. Aber bleibt es gewärtig, die geheimnißvolle Kette, der europäische

Adelsbund, wird den Gegenstand nach Aachen ziehen und ihn dort mit hoher Wichtigkeit zur Sprache bringen. Man wird den Uebermuth deutscher Jugend zu zügeln unternehmen, man wird die akademische Freiheit zu zernichten suchen, und — Dank der waltenden Vorsehung — es wird ihnen gelingen. Gelingen? und darüber Freude? Ja. Es falle euch bei, daß die Hochschüler in England ein dumpfes, trauriges Leben zwischen Mauern eingeschlossen führen, und daß die Studenten in Salamanca die allerlosesten Vögel sind. Die Freiheit der deutschen Akademiker hat das Kraftgefühl des ganzen Lebens verzehrt; die wildesten Bursche waren die zahmsten Spießbürger geworden. Sind die Ueberschlauen am Steuerruder toll und verblendet genug, die deutsche wissenschaftliche Jugend unter das Joch bürgerlicher Polizeigesetze zu beugen, zwingt man sie, die verlorne Freiheit in ihren Männerjahren nachzuholen, und die Kraft, die sie in zweckloser Lust und besinnungslosem Toben vergeudet, in ernste Thaten zu verbrauchen, dann — dann ist sie gesprengt die Kette.

V.

Einige Worte

über die angekündigten

Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik,

herausgegeben

von

der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin.

(1826.)

Was diese meine Blätter enthalten werden, das weiß der allwissende Gott jetzt schon; ich aber weiß es noch nicht. Nur so viel sehe ich in die Ferne, daß, was ich auch sagen dürfte, der Leser sich doch immer meine Angst, und die Wichtigkeit nicht wird erklären können, die ich auf die Ankündigung jener Berliner Jahrbücher gelegt habe, und daß er fragen wird: hat der Verfasser dieser Blätter vielleicht mehr gedacht als gesagt, und welche Absicht hatte

er, als er sie geschrieben? Um diese zu erfahren, darum schreibe ich sie eben; der Leser soll mir sagen, was ich gewollt. Ich habe die Feder ohne Ueberlegung in die Hand genommen, nicht ein klarer Gedanke, ein dunkles Gefühl hat mich angetrieben. O ich bitte, zürne und spotte Keiner hierüber! Sage mir Leser, wenn Dir träumte: Dein Freund sei in Gefahr und jammere nach Deiner Hülfe, würdest Du nicht aufspringen von dem weichen und warmen Bette und zum Beistande des Freundes eilen? Und wenn unter tausend Traumgestalten, die gelogen, auch je nur einmal ein warnender Gott erschienen — würdest Du kalt die tausend Täuschungen berechnen, und eitel die kleine Gefahr, verlacht zu werden, mit der des Freundes messen? Nein, das thätest Du gewiß nicht. Nun wohl, ich hatte einen solchen Traum. Geträumt nur? Nein, es war mehr. In dem Buche eines Arztes habe ich gelesen, es gäbe Menschen mit so reizbaren Nerven, daß sie eine Wolke am heitern Himmel, die sie nicht sehen, fühlen könnten. So reizbarer Art bin ich auch. Es steht eine Wolke am reinen Himmel der deutschen Wissenschaft; ich sehe sie nicht, aber ich empfinde sie. Den Vorwurf, daß ich kränklich sei, will ich gern ertragen, hört man nur auf das, was ich sage.

Deutsche Rezensionen lassen sich in der Kürze mit Nichts treffender vergleichen, als mit dem Löschpapier, auf dem sie gedruckt sind. Ach, man kennt ja dieses Löschpapier und das, was darauf steht! Es löscht den Durst nicht, es ist selbst durstig. Und doch rühmen sich die Deutschen, die besten Kritiker zu sein! Sie sind es auch, nur daß sie nicht wissen, sich als solche geltend zu machen, wie sie überhaupt nicht verstehen, zu zeigen was sie haben, und zu scheinen was sie sind. Die Natur hat die Deutschen zum Denken und nicht zum Schreiben bestimmt, und blieben sie ihrer Bestimmung treu, würden sie ihre Gedanken roh ausführen und sie von Franzosen und Engländern verarbeiten lassen. Wenn in Frankreich Bettlergedanken sich immer schön und sauber kleiden und darum Zutritt in guter Gesellschaft finden, hüllen sich die reichsten deutschen Geister in Lumpen ein, finden alle Thüren verschlossen und werden von jedem unverschämten Hofhunde angebellt. Der Deutsche kann kein Buch machen. Ein gutes Buch, ein Buch, wie es sein soll, muß des Titelblattes entbehren können. Nun versuche man es mit einem deutschen Werke, ob man ohne das Titelblatt seinen Inhalt und seine Bestimmung errathen kann. Es sind Baumaterialien, die besten oft, Marmorblöcke, Säulen, Acajouholz, Teppiche, Crystallspiegel,

schöne Gemälde, aber es ist kein fertiges Haus. Und ist ja ein Haus daraus geworden, und es ist wohnlich und bequem, so hat man die Außenseite vernachlässigt, und kein Vorübergehender wird gelockt, hineinzugehen und das Haus zu sehen und zu kaufen. Vornehme Berliner Gelehrte ruhen hinter Lehmwänden auf seidenen Polstern, während Pariser Lumpengesindel durch hohe Marmorportale zu seinem Strohlager trippelt. So schlimm ist es mit Büchern; mit Zeitschriften, also auch mit kritischen ist es noch schlimmer. Es gibt kein kritisches Blatt in Deutschland, das verdiente, sein eigner Gegenstand zu werden. Woher das Uebel? Der deutsche Gelehrte betrachtet sich als einen Staatsbeamten. Seine Bücher sind ihm Akten, seine Studirstube ist ihm eine Kanzlei, seine Wissenschaft ein Geheimniß. Er hat es geschworen, den Verstand zu Hause zu lassen, so oft er ausgeht, nämlich, so oft er schreibt für die Menge. Treibt ihn nun ja einmal Noth oder Laune an, für das Volk mit Verstand zu schreiben, macht er es eben, wie jene Beamte, welchen er gleicht. Diese haben über dem Gebrauch der Macht den der Rede verlernt, und kommt einmal eine Zeit, wo Drohung nichts wirkt, wo nur Ueberredung wirken könnte, stehen sie unbehülflich da, grinsen, wenn sie bitten, sind ohne Grazie, wenn sie schmeicheln, und lächer-

lich, wenn sie rühren wollen. Die deutsche gelehrte Welt ist ein Freistaat und sie wird auch einer bleiben, allen Triumviraten zum Trotze. Da aber in einem Freistaate weder monarchischer noch aristokratischer Einfluß gestattet ist, so bleibt denen, welchen die Natur selbst den Herrscherstab in die Hand gegeben, nichts Anderes übrig, ihre Rechte geltend zu machen, als daß sie Demagogen werden und das Volk durch Lehre und Beispiel zu leiten suchen. Aber dieses zu thun unterlassen die vornehmen deutschen Gelehrten, die Einen aus Stolz, die Andern aus Feigheit. Sie fürchten das literarische Volk und verachten es. Aber indem sie es fürchten, machen sie es furchtbar, indem sie es verachten, verächtlich. Darum ist in Deutschland der literarische Pöbel so herrschend, darum füllt er mit seinen Haufen den Markt der Zeitungen aus, und bedeckt mit seinem Geschreie jede Stimme der Wahrheit und des Rechtes. Es ist die Schule derer, die durch ihre eitle Absonderung das Volk zu Pöbel gemacht. In Deutschland nehmen die bessern und besten Köpfe keinen Theil an Zeitschriften. Warum thun sie es nicht? Ich frage die unbekannten Mitglieder der so geheimnißvollen Berliner Societät für Kritik, warum sie nicht schon früher kritisirt? sie versprechen jährlich hundert und zwanzig Bogen zu schreiben; diese hätten hingereicht, allen

schon bestehenden kritischen Zeitschriften einen Werth zu geben, die schlechten Kritiker ins Dunkel zu setzen, sie zurückzudrängen, oder auch durch Lehre und Beispiel sie zu bessern. Ob aber durch eine geschlossene Societät, ob durch den Glanz einer kritischen Residenz das arme platte Land der deutschen Kritik bereichert werden wird, das wollen wir jetzt untersuchen.

Ich hasse jede Gesellschaft, die kleiner ist, als die menschliche. Unterwirft man sich dem Staate, so ist dieses eine traurige Nothwendigkeit; aber man soll sich nicht mehr unterwerfen, als man muß. Nichts ist betrübter und lächerlicher zugleich, als die kranke Lust, welche besonders die Deutschen haben, sich freiwillig einzupferchen, und aus Furcht vor den seltenen Wölfen sich täglich den Launen des Schäfers und seinen unvermeidlichen Hunden preiszugeben. Nur allein die deutschen Gelehrten — und das gereicht ihrem Geiste und ihrem Herzen zum Ruhme — haben bis jetzt ihre Unabhängigkeit zu behaupten verstanden. Sie haben, weder aus Uebermuth noch aus Feigheit, weder herrsch- noch schutzbegierig, die unbezahlbare Freiheit hingegeben. Haben denn gelehrte Gesellschaften je Nutzen gebracht? Sie haben nur immer geschadet. Die Wissenschaft haben sie aufgehalten, und den Leidenschaften freien Lauf gelassen. Nicht den edlen Leidenschaften, welche, gleich

Wein, alle Kräfte aufregen, und jede Bewegung rascher machen; sondern den unedlen, narkotischen, die betäuben, verwirren, einschläfern, und damit endigen, jede Kraft zu zerstören. Wenn hundert Gelehrte ihre Seelen in eine gemeinschaftliche Kasse legen, dann lacht der Teufel; denn mit einem Griffe holt er sie dann alle hundert. Eine solche Gesellschaft hat sich in Berlin gebildet, und zwar eine für Kritik; sie hat sich angekündigt. Man täusche sich über jene Ankündigung nicht. Sie gleicht nicht den gewöhnlichen Ankündigungen, die allen literarischen Unternehmungen vorausgeschickt werden, wo man auch immer von einem allgemein und dringend gefühlten Bedürfnisse redet, wo man auch verspricht, dem Bedürfnisse abzuhelfen, es aber nachher macht wie Alle, und es gehen läßt, wie es Gott gefällt — nein, jene Ankündigung ist sehr bedächtig, in sehr abgemessenen Reden abgefaßt, und es ist eher zu fürchten, daß sie mehr, als daß sie weniger halte, als was sie versprochen, und daß der Vortheil, die guten Köpfe anzuziehen, den Nachtheil, sie abgezogen zu haben, nicht vergüten werde. Kurz, um es gerade heraus zu sagen, ich fürchte, die Berliner Gesellschaft möchte die bisherige Freiheit der deutschen Kritik, und als Folge die der Wissenschaft überhaupt, gefährden, und vor dieser Gefahr will ich warnen.

Die Societät will die Kritik auf Aktien betreiben und alljährlich nach Vertheilung der Dividende, ihren Statuten gemäß, von ihrem Verfahren Rechenschaft ablegen. Aber was enthalten diese Statuten? Warum werden sie nicht bekannt gemacht? Moses auch hatte seine Gesetzestafeln von dem Wolkengipfel des Berg Sinai's herabgebracht und Keiner wußte, von wem er sie erhalten; aber er machte den Inhalt der Gesetze bekannt, und so konnte Jeder urtheilen, ob sie von Gott gegeben. Die Berliner Societät aber hält ihre Statuten geheim. In welche Lage werden nun die externen Gelehrten kommen, die, ohne in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, sich ihr anschließen? Sie werden eine Art dienender Brüder sein, die nicht Alles wissen, die man aber Alles zu thun verpflichten wird, was die Zwecke der Allwissenden befördern soll. Zu wissenschaftlichen Zwecken verbundene Männer sollen nichts gemeinschaftliches haben, als Fähigkeit, guten Willen und das Papier, auf dem sie drucken lassen. Was sie noch außerdem verbindet, ist als Freiheit beschränkend zu verwünschen, und es wird, nach innen auf die Gesellschaft, nach außen auf die Wissenschaft verderblichen Einfluß haben.

Leise, doch richtig, wurde in der Ankündigung der Tadel ausgesprochen, den die in Deutschland üb-

liche Kritik lauter verdient hätte. Aber die Kritik ist eine Frucht der Wissenschaft und jede Veredlung, die man beabsichtige, müsse mit letzterer anfangen. Was fehlt dieser nun? Nichts als frische Luft. Ihr fehlt der Sinn für die Oeffentlichkeit, der ihr aus Mangel an Uebung abgestorben. Ihr fehlt feine Sitte, Gewandtheit, Anstand, Muth und Gegenwart des Geistes. In Deutschland schreibt Jeder, der die Hand zu nichts Anderem gebraucht, und wer nicht schreiben kann, rezensirt. Nichts ist verzeihlicher als das, es ist Jeder berechtigt, über Alles, was Alle angeht, seine Stimme zu geben. Nur fehlt es an einer öffentlichen Meinung, an einer Urne, worin alle Stimmen zu sammeln wären, daß man sie zählen könne. Diese herbeizuschaffen, die Stimmen für das Rechte zu gewinnen, und die Abstimmung zu leiten, dazu sollte sich eine Gesellschaft bilden, nicht aber zu dem bloßen Zwecke, die Stimmen zu vermehren. Und die Berliner Societät, abgeschlossen, umregelt und monarchisch wie sie ist, und mögen noch so viele, noch so achtungswürdige Männer sich ihr anschließen, wird das kritische Geschrei doch nur mit einer Stimme vernehmen, und die Bauchrednerei mannigfaltiger Accente wird nur Unkundige und nicht lange täuschen.

Die Societät will nur solche Schriften beurtheilen, „die in irgend einer Richtung bedeutend sind und eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen.“ Durch dieses Verfahren würde künftig jedes neue Werk schon durch die blose Anzeige in den Berliner Jahrbüchern sich ausgezeichnet, schon durch deren Stillschweigen sich zurückgesetzt sehen — eine schnelle aber scharfe Art zu richten! Kann die Societät blindes Vertrauen auf die Billigkeit solcher Urtheilssprüche fordern, die kein Entscheidungsgrund begleitet? Ja, das könnte sie, wären die Mitglieder, die sie bilden, frei; da sie es aber nicht sind, sondern, wie wir schon angedeutet haben und noch klarer erörtern werden, einer monarchischen Regel unterworfen — so kann die Societät jenes Vertrauen nicht erwarten. Uebrigens ist es sehr zu fürchten, daß, wenn nur solche Werke beurtheilt werden sollen, die eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen, die versprochenen hundert und zwanzig Bogen jährlich nicht möchten ausgefüllt werden können. Die Geschichte der Wissenschaft, das heißt ihr Wachsthum; aber die deutsche Wissenschaft ist ausgewachsen, sie wächst nur noch in die Breite, und da sie täglich dicker und dicker wird, viele Nahrung zu sich nimmt und sich gar keine Bewegung macht, so ist wohl zu besorgen, daß sie einmal in ihrem Lehnstuhle der

Deutsche Rezensionen lassen sich in der Kürze mit Nichts treffender vergleichen, als mit dem Löschpapier, auf dem sie gedruckt sind. Ach, man kennt ja dieses Löschpapier und das, was darauf steht! Es löscht den Durst nicht, es ist selbst durstig. Und doch rühmen sich die Deutschen, die besten Kritiker zu sein! Sie sind es auch, nur daß sie nicht wissen, sich als solche geltend zu machen, wie sie überhaupt nicht verstehen, zu zeigen was sie haben, und zu scheinen was sie sind. Die Natur hat die Deutschen zum Denken und nicht zum Schreiben bestimmt, und blieben sie ihrer Bestimmung treu, würden sie ihre Gedanken roh ausführen und sie von Franzosen und Engländern verarbeiten lassen. Wenn in Frankreich Bettlergedanken sich immer schön und sauber kleiden und darum Zutritt in guter Gesellschaft finden, hüllen sich die reichsten deutschen Geister in Lumpen ein, finden alle Thüren verschlossen und werden von jedem unverschämten Hofhunde angebellt. Der Deutsche kann kein Buch machen. Ein gutes Buch, ein Buch, wie es sein soll, muß des Titelblattes entbehren können. Nun versuche man es mit einem deutschen Werke, ob man ohne das Titelblatt seinen Inhalt und seine Bestimmung errathen kann. Es sind Baumaterialien, die besten oft, Marmorblöcke, Säulen, Acajouholz, Teppiche, Crystallspiegel,

schöne Gemälde, aber es ist kein fertiges Haus. Und ist ja ein Haus daraus geworden, und es ist wohnlich und bequem, so hat man die Außenseite vernachlässigt, und kein Vorübergehender wird gelockt, hineinzugehen und das Haus zu sehen und zu kaufen. Vornehme Berliner Gelehrte ruhen hinter Lehmwänden auf seidenen Polstern, während Pariser Lumpengesindel durch hohe Marmorportale zu seinem Strohlager trippelt. So schlimm ist es mit Büchern; mit Zeitschriften, also auch mit kritischen ist es noch schlimmer. Es gibt kein kritisches Blatt in Deutschland, das verdiente, sein eigner Gegenstand zu werden. Woher das Uebel? Der deutsche Gelehrte betrachtet sich als einen Staatsbeamten. Seine Bücher sind ihm Akten, seine Studirstube ist ihm eine Kanzlei, seine Wissenschaft ein Geheimniß. Er hat es geschworen, den Verstand zu Hause zu lassen, so oft er ausgeht, nämlich, so oft er schreibt für die Menge. Treibt ihn nun ja einmal Noth oder Laune an, für das Volk mit Verstand zu schreiben, macht er es eben, wie jene Beamte, welchen er gleicht. Diese haben über dem Gebrauch der Macht den der Rede verlernt, und kommt einmal eine Zeit, wo Drohung nichts wirkt, wo nur Ueberredung wirken könnte, stehen sie unbehülflich da, grinsen, wenn sie bitten, sind ohne Grazie, wenn sie schmeicheln, und lächer-

lich, wenn sie rühren wollen. Die deutsche gelehrte Welt ist ein Freistaat und sie wird auch einer bleiben, allen Triumviraten zum Trotze. Da aber in einem Freistaate weder monarchischer noch aristokratischer Einfluß gestattet ist, so bleibt denen, welchen die Natur selbst den Herrscherstab in die Hand gegeben, nichts Anderes übrig, ihre Rechte geltend zu machen, als daß sie Demagogen werden und das Volk durch Lehre und Beispiel zu leiten suchen. Aber dieses zu thun unterlassen die vornehmen deutschen Gelehrten, die Einen aus Stolz, die Andern aus Feigheit. Sie fürchten das literarische Volk und verachten es. Aber indem sie es fürchten, machen sie es furchtbar, indem sie es verachten, verächtlich. Darum ist in Deutschland der literarische Pöbel so herrschend, darum füllt er mit seinen Haufen den Markt der Zeitungen aus, und bedeckt mit seinem Geschreie jede Stimme der Wahrheit und des Rechtes. Es ist die Schule derer, die durch ihre eitle Absonderung das Volk zu Pöbel gemacht. In Deutschland nehmen die bessern und besten Köpfe keinen Theil an Zeitschriften. Warum thun sie es nicht? Ich frage die unbekannten Mitglieder der so geheimnißvollen Berliner Societät für Kritik, warum sie nicht schon früher kritisirt? sie versprechen jährlich hundert und zwanzig Bogen zu schreiben; diese hätten hingereicht, allen

schon bestehenden kritischen Zeitschriften einen Werth zu geben, die schlechten Kritiker ins Dunkel zu setzen, sie zurückzudrängen, oder auch durch Lehre und Beispiel sie zu bessern. Ob aber durch eine geschlossene Societät, ob durch den Glanz einer kritischen Residenz das arme platte Land der deutschen Kritik bereichert werden wird, das wollen wir jetzt untersuchen.

Ich hasse jede Gesellschaft, die kleiner ist, als die menschliche. Unterwirft man sich dem Staate, so ist dieses eine traurige Nothwendigkeit; aber man soll sich nicht mehr unterwerfen, als man muß. Nichts ist betrübter und lächerlicher zugleich, als die kranke Lust, welche besonders die Deutschen haben, sich freiwillig einzupferchen, und aus Furcht vor den seltenen Wölfen sich täglich den Launen des Schäfers und seinen unvermeidlichen Hunden preiszugeben. Nur allein die deutschen Gelehrten — und das gereicht ihrem Geiste und ihrem Herzen zum Ruhme — haben bis jetzt ihre Unabhängigkeit zu behaupten verstanden. Sie haben, weder aus Uebermuth noch aus Feigheit, weder herrsch- noch schutzbegierig, die unbezahlbare Freiheit hingegeben. Haben denn gelehrte Gesellschaften je Nutzen gebracht? Sie haben nur immer geschadet. Die Wissenschaft haben sie aufgehalten, und den Leidenschaften freien Lauf gelassen. Nicht den edlen Leidenschaften, welche, gleich

Wein, alle Kräfte aufregen, und jede Bewegung rascher machen; sondern den unedlen, narkotischen, die betäuben, verwirren, einschläfern, und damit endigen, jede Kraft zu zerstören. Wenn hundert Gelehrte ihre Seelen in eine gemeinschaftliche Kasse legen, dann lacht der Teufel; denn mit einem Griffe holt er sie dann alle hundert. Eine solche Gesellschaft hat sich in Berlin gebildet, und zwar eine für Kritik; sie hat sich angekündigt. Man täusche sich über jene Ankündigung nicht. Sie gleicht nicht den gewöhnlichen Ankündigungen, die allen literarischen Unternehmungen vorausgeschickt werden, wo man auch immer von einem allgemein und dringend gefühlten Bedürfnisse redet, wo man auch verspricht, dem Bedürfnisse abzuhelfen, es aber nachher macht wie Alle, und es gehen läßt, wie es Gott gefällt — nein, jene Ankündigung ist sehr bedächtig, in sehr abgemessenen Reden abgefaßt, und es ist eher zu fürchten, daß sie mehr, als daß sie weniger halte, als was sie versprochen, und daß der Vortheil, die guten Köpfe anzuziehen, den Nachtheil, sie abgezogen zu haben, nicht vergüten werde. Kurz, um es gerade heraus zu sagen, ich fürchte, die Berliner Gesellschaft möchte die bisherige Freiheit der deutschen Kritik, und als Folge die der Wissenschaft überhaupt, gefährden, und vor dieser Gefahr will ich warnen.

Die Societät will die Kritik auf Aktien betreiben und alljährlich nach Vertheilung der Dividende, ihren Statuten gemäß, von ihrem Verfahren Rechenschaft ablegen. Aber was enthalten diese Statuten? Warum werden sie nicht bekannt gemacht? Moses auch hatte seine Gesetzestafeln von dem Wolkengipfel des Berg Sinai's herabgebracht und Keiner wußte, von wem er sie erhalten; aber er machte den Inhalt der Gesetze bekannt, und so konnte Jeder urtheilen, ob sie von Gott gegeben. Die Berliner Societät aber hält ihre Statuten geheim. In welche Lage werden nun die externen Gelehrten kommen, die, ohne in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, sich ihr anschließen? Sie werden eine Art dienender Brüder sein, die nicht Alles wissen, die man aber Alles zu thun verpflichten wird, was die Zwecke der Allwissenden befördern soll. Zu wissenschaftlichen Zwecken verbundene Männer sollen nichts gemeinschaftliches haben, als Fähigkeit, guten Willen und das Papier, auf dem sie drucken lassen. Was sie noch außerdem verbindet, ist als Freiheit beschränkend zu verwünschen, und es wird, nach innen auf die Gesellschaft, nach außen auf die Wissenschaft verderblichen Einfluß haben.

Leise, doch richtig, wurde in der Ankündigung der Tadel ausgesprochen, den die in Deutschland üb-

liche Kritik lauter verdient hätte. Aber die Kritik ist eine Frucht der Wissenschaft und jede Veredlung, die man beabsichtige, müsse mit letzterer anfangen. Was fehlt dieser nun? Nichts als frische Luft. Ihr fehlt der Sinn für die Oeffentlichkeit, der ihr aus Mangel an Uebung abgestorben. Ihr fehlt feine Sitte, Gewandtheit, Anstand, Muth und Gegenwart des Geistes. In Deutschland schreibt Jeder, der die Hand zu nichts Anderem gebraucht, und wer nicht schreiben kann, rezensirt. Nichts ist verzeihlicher als das, es ist Jeder berechtigt, über Alles, was Alle angeht, seine Stimme zu geben. Nur fehlt es an einer öffentlichen Meinung, an einer Urne, worin alle Stimmen zu sammeln wären, daß man sie zählen könne. Diese herbeizuschaffen, die Stimmen für das Rechte zu gewinnen, und die Abstimmung zu leiten, dazu sollte sich eine Gesellschaft bilden, nicht aber zu dem bloßen Zwecke, die Stimmen zu vermehren. Und die Berliner Societät, abgeschlossen, umregelt und monarchisch wie sie ist, und mögen noch so viele, noch so achtungswürdige Männer sich ihr anschließen, wird das kritische Geschrei doch nur mit einer Stimme vernehmen, und die Bauchrednerei mannigfaltiger Accente wird nur Unkundige und nicht lange täuschen.

Die Societät will nur solche Schriften beurtheilen, „die in irgend einer Richtung bedeutend sind und eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen.“ Durch dieses Verfahren würde künftig jedes neue Werk schon durch die blose Anzeige in den Berliner Jahrbüchern sich ausgezeichnet, schon durch deren Stillschweigen sich zurückgesetzt sehen — eine schnelle aber scharfe Art zu richten! Kann die Societät blindes Vertrauen auf die Billigkeit solcher Urtheilssprüche fordern, die kein Entscheidungsgrund begleitet? Ja, das könnte sie, wären die Mitglieder, die sie bilden, frei; da sie es aber nicht sind, sondern, wie wir schon angedeutet haben und noch klarer erörtern werden, einer monarchischen Regel unterworfen — so kann die Societät jenes Vertrauen nicht erwarten. Uebrigens ist es sehr zu fürchten, daß, wenn nur solche Werke beurtheilt werden sollen, die eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen, die versprochenen hundert und zwanzig Bogen jährlich nicht möchten ausgefüllt werden können. Die Geschichte der Wissenschaft, das heißt ihr Wachsthum; aber die deutsche Wissenschaft ist ausgewachsen, sie wächst nur noch in die Breite, und da sie täglich dicker und dicker wird, viele Nahrung zu sich nimmt und sich gar keine Bewegung macht, so ist wohl zu besorgen, daß sie einmal in ihrem Lehnstuhle der

Schlag rühren möchte, und das sie das viele schöne Fett nur für die Würmer wird aufgehäuft haben.

Unsere kritischen Hauptstädter wollen sich in Klassen theilen, je nach den Fächern der Wissenschaft, und jede Anzeige wird, vor der Zulassung zum Drucke, die Genehmigung der betreffenden Klasse erhalten und mit dem Namen des Verfassers versehen sein müssen. Ich gestehe es frei — früher konnte ich es nicht gestehen, da es mir während dem Schreiben erst selbst klar geworden — daß dieses der Punkt ist, der meine Gefühle aufgeregt, und sie gegen jene Anstalt so feindlich gestimmt hat. Die Vernunftgründe, meine Abneigung zu vertheidigen, habe ich erst später gesucht und, wie ich denke, auch gefunden. Ich begreife nicht, wie die Berliner Societät hoffen durfte, unter freien deutschen Gelehrten Männer zu finden, die sich einen solchen Zwang freiwillig gefallen ließen; doch hätte sie sie dennoch gefunden — nun, dann freilich begreife ich ihre Zuversicht. Die Mitglieder jener Societät haben sich nicht genannt; doch sind es ganz gewiß sehr achtungswerthe Männer, die Bedacht genommen haben werden, sich unter den fremden Gelehrten nur gleich begabte, gleich gesinnte, zuzugesellen. Ist dieses aber geschehen und sind die Männer bewährt, wozu dann noch jene beleidigende

Vorsicht, wozu jene Freiheit beschränkende Censur? Sie sagen, es geschähe: „damit Willkür und Nebenrücksicht ausgeschlossen bleibe.“ Allein wenn zu wählen ist zwischen der Willkür eines Einzelnen und der Willkür einer Klasse, so ist die erstere zu wählen. Der Einzelne hat seine Leidenschaften, aber sie wechseln, und er wird oft, was er aus Laune gefehlt, aus Laune wieder gut machen, wenn es nicht aus Tugend geschieht. Aber die Leidenschaften einer Klasse wechseln nicht. Der Eigensinn einer Gesellschaft thaut niemals auf, und da sie, wie den Gewinn, den sie beabsichtigt, auch die Schuld unter sich theilt, die auf ihr liegt, so hat sie kein Gewissen, und sie kennt die Reue nicht. Alle ihre Fehler sind unverbesserlich. Wer bürgt uns für die Unparteilichkeit der Berliner Societät, wenn sie die Kritik eines ihrer Mitarbeiter verwirft? Vielleicht war es nicht die Unbedeutendheit der beurtheilten Schrift, vielleicht war es nur ihre eigenthümliche Bedeutung, die man nicht wollte aufkommen lassen — vielleicht war es nicht die verwerfliche Darstellung des Kritikers, vielleicht war es die eigene, herrschsüchtiger Regel nicht zusagende Art der Darstellung, warum die Anzeige zurückgewiesen worden. Man weiß ja, wie eine Gesellschaft gleich der, von welcher wir hier sprechen, sich bildet. Der schaffende Gedanke entspringt aus einem Kopfe; es

wird ein guter, ein encyclopädischer Kopf sein, einer, der das ganze Reich der Wissenschaften übersieht, und jeder einzelnen Lage und Grenzen kennt. Aber mit diesem encyclopädischen Kopfe wird auch ein encyclopädisches Herz verbunden sein, das zwar alle Tugenden in sich schließen, aber auch das ganze Alphabet der Leidenschaften enthalten kann. Ein solcher Stifter wählt sich gleichgesinnte Anhänger, diese wählen andere, und so wird es ein Gedanke, der Alle beherrscht, und dem Alle, die sich dem Kreise anschließen, sich unterwerfen müssen.

Jede Kritik soll mit der Unterschrift des Verfassers versehen sein müssen. Warum dieser Zwang? Es wäre wohl gut, wenn es freiwillig geschähe. Ich habe nie begreifen können, wie man schreiben, wie man kritisiren mag, ohne sich zu nennen. Es ist so etwas Unbehagliches, so etwas Gespenstisches darin. Ach ich habe auch geschrieben und gekrittelt, aber ich habe, zur Buße, mich immer genannt, und wenn ich, aus Laune oder Unachtsamkeit, meinen Namen verschwiegen, ging ich immer schwermüthig umher, als hätte ich ein zweites Verbrechen begangen. Aber ich bedenke auch, daß ich frei bin, weder Weib noch Kinder habe, und daß die Rache, die jede ungefällige Wahrheit, wenn auch nicht immer trifft, doch immer bedroht, nur mich allein hätte treffen

können. Doch nicht Jeder ist so frei, viele deutsche Gelehrte leben in Verhältnissen der Dienstbarkeit, sie haben Familien, und Keiner ist verpflichtet, ja vielleicht nicht berechtigt, Andere als sich allein der guten Sache aufzuopfern. Wenn jeder deutsche Schriftsteller sich nennen müßte, würde Manches verschwiegen bleiben, was, kund geworden, sehr ersprießlich gewesen wäre. Die Theilnehmer an den vortrefflichen Wiener Jahrbüchern der Literatur nennen sich auch nicht, sie müssen es wenigstens nicht — warum will man die Mitarbeiter an den Berliner Jahrbüchern dazu zwingen? Ist Furcht etwa keine so gute Entschuldigung als Scham es ist? Wenn es geheime Diener des Bösen gibt, warum will man keine geheimen Diener des Guten dulden?

Es ist Alles bedacht, Alles bestimmt worden, bis auf den Ton, bis auf den Takt, in welchem jede Kritik für die Berliner Jahrbücher vorgetragen werden soll. Es wird der Ton „durchaus nicht anders als gehalten und der Würde der Wissenschaft angemessen sein." Gehalten! Was heißt das? Heißt das jener ausgehaltene, zähe Viervierteltakt, von dem wir nur schon zu viel ausgehalten? Thut eine solche Erinnerung Noth? Wäre nicht dringender, den Gelehrten presto presto zuzurufen? Wäre nicht gut, wenn die deutschen Federn den schleichenden

Menuet ihren Voreltern überließen, und etwas walzten? Die Würde der Wissenschaft! Nun freilich, Würde soll sie haben, aber nur keine Standeswürde. Doch würdig macht sie nur der Werth, den sie hat, nicht der Schein, den sie annimmt. Ernst soll die Wissenschaft sein, und das Leben auch; aber nicht ernsthaft. Nur zu ernsthaft ist sie in unserm Vaterlande, und es wäre gut, sie lächelte ein wenig. Der Bart macht den Gelehrten nicht ehrwürdig, er macht ihn nur lächerlich, und eine große Summe seines Werthes geht darin auf, daß er seine lächerliche Erscheinung damit loskaufen muß. Was bezweckt die Berliner Societät mit ihrer Stylordnung? Doch nicht die Wissenschaft zu isoliren gleich ehemals? Dann wäre ihre Täuschung groß und ihre Enttäuschung würde bitter sein. Wahr ist es, die deutsche Wissenschaft konnte sich nur darum zu solcher Kraft und Freiheit entwickeln, weil sie einsam und verborgen lebte. Ungeachtet, weil unbemerkt, hielt sie Furcht und Argwohn, Haß und Verfolgung von sich fern. Aber die Noth der Zeit hat sie ins Freie gerufen, sie hat sich im Felde des Lebens versucht, man lernte sie kennen, fürchten und hassen. Nun hofft sie vergebens, wenn sie das Feld räume und in ihre vorige Einsamkeit zurückkehre, auch die vorige Ruhe und Bequemlichkeit wieder zu finden — man

wird sie bis in ihre Feste verfolgen, und nur erst auf deren Trümmern wird der Argwohn seinen alten Schlaf wieder finden. Darum bekämpfe sie den Feind, ihn zu beschwichtigen, ist zu spät geworden.

Die kritische Gesellschaft spricht am Schlusse ihrer Ankündigung die Hoffnung aus: es dürfte „eine neue, eben unter bedeutenden Auspicien aufblühende Anstalt in der Folge auch mit ihren Kräften die Societät verstärken.“ Ich denke, damit ist München gemeint, und ich wünsche mich zu irren, wenn ich dieses denke. Es wäre nicht gut, es wäre wahrlich nicht gut, wenn jene neue Anstalt nicht ihren eigenen Weg einschlüge, und fremder Führung folgte. Die Münchner Professoren werden sich bedenken, sie werden überlegen, wie es den Enten ergangen, welchen Münchhausen nachgestellt. Dieser band einen guten Bissen an eine Schnur; die erste Ente verschlang den Bissen, und zog die Schnur nach, und gab beides hinten wieder von sich. Die zweite Ente verschlang den nämlichen Bissen und machte es weiter so. Dann kam die dritte, die vierte Ente; so eine nach der andern. Nachdem die letzte angebissen, zog der kluge Jäger die Schnur an sich, hockte die ganze Heerde auf seinen Rücken, und trug sie mit Leichtigkeit fort. Da zappelten, da flatterten, da schnatterten sie —

zu spät; sie hingen, sie hatten sich fest gefressen. Doch das waren dumme Enten; Gelehrte aber haben Verstand, und, ehe sie nach einer Lockspeise schnappen, sehen sie zu, ob kein Bindfaden daran befestigt.

VI.

Schüchterne Bemerkungen über Oestreich und Preußen.

(1818.)

Im deutschen Bundes-Parlamente stellt Oestreich das erhaltende Prinzip (die Pairskammer), Preußen das schaffende Prinzip (die Deputirtenkammer) vor. Jenes ist das bindende Azot, dieses das frei machende Oxygen in der politischen Atmosphäre Deutschlands. Aus ihrer gehörigen Mischung allein entsteht für das Volk die athembare Lebensluft. Wo das Eine unziemlich vorherrschte, würde das deutsche Gemeinwesen ein sieches, unerquickliches Leben verkeuchen, wo das Andere, in heißen und allzuraschen Athemzügen sich verzehren.

Oestreich hat in den Verhandlungen des Bundestages einen Geist und eine Wärme gezeigt, die einen

hohen Grad dankbarer Anerkennung verdienen. Seine herablassende Theilnahme an den frohen Lebensspielen des deutschen Volks mußte um so mehr überraschen und rühren, als das warme Wort der Liebe freundlicher wirkt, wenn es aus dem Munde eines ernsten Mannes kommt. Preußens Wirksamkeit war freilich seelenvoller und lebendiger, aber als ein jugendlicher Staat that es, nur aus Lust und seinem Naturtriebe folgend, was Oestreich mit Verstand und mit Freiheit that. Möge das Eine den Rath der Nüchternheit nie überhören oder verspotten, und möge das Andere nie grämlich tadeln, woran der Geist der Zeit seine Freude findet.

Die östreichische Regierung fürchtet jede Volksbewegung und ist folgerecht genug, auch keine solche zu dulden, die zu ihrem eigenen Besten thätig ist. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt, sie war die einzige Macht, die eine Volksbegeisterung gegen Frankreich nicht hat aufkommen lassen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu jener Zeit die Bürgerbewaffnung und das Streben der Deutschen zur Volksthümlichkeit, welches überall, auch wo es in den Kleidertrachten nur spielend sich zeigte, hätte geehrt werden sollen, lächerlich gemacht.

Oestreich ist die einzige reine Monarchie in Europa, und einige todte Formen von ständischen oder freien Munizipal-Verfassungen, die noch dort stattfinden, dienen nur, sie wirksamer zu machen, indem sie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geist des Staatskörpers ist in der Regierung, das Herz im Adel, im Volke ist nur ein Pflanzenleben — der Magen. Dieses Reiches inneres Regierungssystem, die Unmündigkeit, worin der Geist der Unterthanen zurückgehalten wird, die Sklaverei der Presse, die Quarantaine, der sich jede aus der Fremde herkommende Meinung und Ansicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verstattet wird, oder die gänzliche Gedankensperre ausländischer Erzeugnisse — alles dieses war nur bis jetzt verzeihlich, vielleicht heilsam. Josephs II. allzurasche und darum mißlungene Versuche mochten es billig schüchtern machen. Nach ihm durfte wohl bedenklich gefunden werden, zu der Zeit und in der Lage der Dinge, die man mit dem Namen französische Revolution zu bezeichnen pflegt, den Bürgern wohl an sich erwünschte Freiheiten, da sie in Frankreich als Früchte des Verbrechens erworben worden waren, wenn auch auf gesetzlichem Wege zufließen zu lassen, da die Güte des Zwecks über die Schlechtigkeit der Mittel leicht hätte verblenden können. Jetzt aber wäre es an der Zeit, den Bürgern frei-

willig zu geben, was man sich nicht abtrotzen zu lassen sich stark genug gezeigt hatte. Daß das östreichische Volk mit innigerer Liebe als irgend ein anderes an seinen Fürsten hängt, beweist nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfassung, sondern die des Fürsten und der Verwaltung. Aber Letztere sind sterblich, während Erstere dauert. Weder Liebe noch Furcht ist jetzt mehr ein sicheres Band zwischen Volk und Herrscher, sondern Achtung allein; denn die Völker sind Männer geworden, aber nur das Kind fürchtet, der Jüngling liebt, der Mann achtet. Die öffentliche Meinung hat in den letzten fünfundzwanzig Jahren unübersteiglich geachtete Berge erklimmt und geht jetzt thalwärts, den Frieden und die Heimath suchend. Man mag ihr immer eine heilsame Hemmkette anlegen, um ihren Lauf zu schwächen, aber aufhalten läßt sie sich nicht, sie zerreißt die Kette und zieht Jeden, der sie gewaltsam zurückhält, mit sich hinab.

Oestreich ist das europäische China, ein still stehender, ausgewachsener Staat. Er treibt seine starken Wurzeln weit über seinem eigenen Gebiete unter dem Boden anderer Länder fort. Diese starke Eiche kann nicht wanken, nur brechen. Bewundern muß man es, schwerer ist, es zu lieben. Es mag zu seinem Vortheile geltend gemacht werden, daß es einige geist-

reiche Männer für sich zu gewinnen wußte. Aber wie es eben gesinnt sei, spricht sich in diesen seinen Verfechtern am deutlichsten aus. Verspottet und gehaßt, führen sie einen lächerlichen Kampf gegen die öffentliche Meinung, die, gut oder schlecht, stets den Sieg behauptet. Im Streite des Kopfes mit dem Herzen siegt das letztere; darum wird auch Oestreich, kalt, besonnen und lieblos, wie es ist, dem Geiste der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm stiftet.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die aufgeklärten Staatsmänner, deren Oestreich nicht entbehrt, und dessen gutmeinender Fürst nicht unwillig sind, dem Volke mehr Luft und Licht zu geben; aber sie gehen zu langsam in dieser eilenden Zeit. In einem wankenden Schiffe fällt nur, wer stille steht, nicht, wer sich bewegt. Es ist eine überkluge Staatskunst, in einer Zeit der Neuerungssucht, und eben weil sie so beschaffen, das Alte trotzend zu behaupten. Vorsicht ist nöthig, aber schleichen heißt nicht behutsam gehen. Ueber eine wankende Brücke muß man schnell zu kommen suchen: die Zeit der Gefahr verkürzen, das heißt die Gefahr selbst verringern.

Es gibt politische Gebrechen, die für den einen Staat, als in seiner Organisation gegründet, nothwendig und daher auch heilsam sind, für den andern

aber, weil sie seiner Natur widersprechen, verderblich werden, und ihn früher oder später entweder zu einer Umänderung oder zur Zerstörung führen. So ist die Schuldenlast Englands sowohl die Stütze seiner innern Freiheit, als die Bürgschaft seiner äußern Ruhe, indem es hierdurch das Schicksal anderer Staaten an seine eigene Fortdauer knüpft. Für Oestreich hingegen ist die Zerrüttung des Finanzwesens, an der es leidet, ein Uebel ohne Ersatz. Ohne dieses Gebrechen wäre es ein unabhängiger geschlossener Staat. Sein Finanzwesen widerspricht durchaus seinem angenommenen Regierungssysteme; denn es hängt durch jene Fehlerhaftigkeit wider seinen Willen mit dem liberalen Geiste unserer Zeit zusammen, da es genöthigt sein wird, zur Erhaltung eines endlich fallenden Credits, sich den übrigen deutschen Staaten in Einführung freisinniger Verfassungen anzuschließen.

Aber so mußte Oestreich beschaffen und mit diesen Fehlern mußte es begabt sein, um Europa's Retter zu werden. In unserer sturmbewegten Zeit war dieser Staat der einzige Felsen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere sich vereinten. Die europäischen Fürsten erkennen es nicht genug, wie viel, ja, daß sie Oestreich Alles zu ver-

danken haben. Es kämpfte fünfundzwanzig Jahre für das Erbrecht der Fürstengeschlechter (man nannte es die Ruhe der Welt) und es hat den gewaltigen Geist der Zeit — besiegt nicht, aber aufgehalten, für so lange, als das Schicksal es in der Menschen schwache Hände geben wird. Aber nicht blos wo Oestreich sich dem Bildungstriebe der Zeit mit dem Schwerte entgegenstellte, auch da war es Rettung bringend, wo es besonnen den Lauf der Dinge anscheinend gewähren ließ und mit dem Feinde Frieden schloß. In unsern Treibhauszeiten, wo jede That, von der Glut einer wahnsinnigen Sehnsucht ausgebrütet, Blüthe und Frucht zugleich hervorbringt, ist die langsame nüchterne Kraft, die sich nie ganz verbraucht und darum aushält, die wirksamste und nützlichste. Mit dieser hat Oestreich gestritten, und durch die ihm zum Naturtriebe gewordene, fast bewußtlos handelnde Staatsklugheit unter der Miene bequemen Thuns, mehr verrichtet, als Preußen mit unzeitiger, zappelnder Geschäftigkeit. Gleich dieser Macht wäre es zertrümmert worden, wenn es der Napoleonischen Herrschaft, da sie noch in ihrem Jugendfeuer war, sich unversöhnlicher entgegengesetzt hätte. Oestreich hat Napoleon's Macht vielleicht nicht absichtslos, durch eben das Mittel untergraben, wodurch Jener sie zu befestigen gedachte, und die Welt selbst sie

nun auf ewig gegründet glaubte, nämlich durch die Vermählung mit Maria Louise. Halb Frankreich und viele seiner Anhänger außer ihm hatte sich der französische Kaiser hierdurch entfremdet, weil er jetzt die Furcht einflößte, er würde wegen dieser Verbindung mit einer legitimen und die Grundsätze der Legitimität verfechtenden Macht, alle Früchte und Lehren der Revolution zerstören und unterdrücken. Daß er diese Furcht einflößte, ohne sie zu rechtfertigen, war um so gefährlicher für ihn, denn Oestreich und die alten französischen Aristokraten sahen sich in ihren Erwartungen betrogen, und die republikanischen Franzosen hörten darum nicht auf, besorgt zu sein. Auch weil Napoleon nach jener Verbindung mit Oestreich keinen Feind mehr in seinem Wirkungskreise zu scheuen fand, verließ er den Schwerpunkt, der ihn sicherte, und indem er, Rußland bekriegend, sich mit seiner Macht zu sehr hinüber neigte, stürzte er von seiner Höhe herab. —

Preußen kann in seinem langgestreckten Gebiete sich nur mühsam bewegen; seine Gränzen schlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder — es muß und wird durch Wachsen das Kleid auszufüllen suchen. Die Rheinprovinzen, welche es erworben hat, können auf die alten Länder, denen sie einverleibt worden sind, wohlthätig wirken, indem sie ihnen

die unter der französischen Herrschaft errungenen, neuen und heilsamen Ideen über Bürgerthum und Regierung mittheilen. Setzt man sich aber dieser Einwirkung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen verderblich für Beide werden und muß bei den Bewohnern hier und dort einen bedenklichen Geist der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiserlichen Regierung das französische Volk der Gleichheit sich erfreute, die man schmerzlicher vermißt, als selbst die Freiheit, und daß, wenn sie Napoleon der letztern beraubte, es weniger geschah, um sie selbst zu unterjochen, als um sie zur Unterjochung anderer Staaten und Völker leichter gebrauchen zu können. Will Preußen die freisinnigen Regierungslehren seiner Rheinländer nicht auch für die alten Staaten benutzen, dann thut es besser, diese Provinzen einer eigenen Verwaltung zu unterwerfen, wie es mit Schlesien gethan hatte. Auch hier gilt: Trenne und herrsche! Oestreich hat darum so fest und ungestört seine Staaten jeder Zeit zu beherrschen gewußt, weil es jedes Land nach seiner eigenen Weise, nach alter Sitte und nach Herkommen regieren ließ.

Preußen ist keine europäische Macht; nicht seiner Größe und seinem Gewichte, sondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Un-

glückes mittheilt, hat es die Achtung zu verdanken, die seiner Stimme im Rathe der mächtigsten Fürsten gegeben wird. Aber Preußen ist eine deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. Das deutsche Gemeinwesen findet allein im preußischen Könige seinen aufrichtigen Freund, die andern Fürsten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil sie es als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollen. Dieses Bewußtsein, die Dankbarkeit des deutschen Volkes zu verdienen, kann allein Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges innerhalb Deutschland bei seinen ausgedehnten Gränzen dem feindlichen Andrange nicht zu unterliegen. Indem man der preußischen Macht jene hohe Bedeutung zugesteht, kann man zwar nicht leugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch spielend treiben, aber das Spiel ist des Ernstes gute Vorübung. Deutschlands Geist ist in Preußen; und der ist's, der den Körper regiert.

VII.

Monographie der deutschen Postschnecke.

Beitrag zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen.

(1821).

Es ist sehr einfältig, daß ich gleich vorn sage: ich werde mich in dieser Abhandlung über vaterländische Postwägen satyrisch auslassen; denn indem ich durch dieses Geständniß die Ueberraschung störe, übertrete ich die heilsamsten Polizei-Gesetze der Redekunst. Aber kann ich anders? Ist nicht zu fürchten, jene gelehrte Ueberschrift werde alle Leser abschrecken, wenn sie nicht bald erfahren, daß es damit Scherz gewesen? Sie sollte aber keinen abschrecken als den Zensor, zu seinem und meinem Vortheile, und da dieser jetzt schon getäuscht ist, und der falsche Paß

der verdächtigen Abhandlung glücklich über die Grenze geholfen hat, so ist längere Verstellung unnöthig. Wahrlich, Menschenliebe, Mitleid und Rührung durchwärmen mich nie stärker, als wenn ich an einen Zensor denke, der besser ist als sein Amt. Leidet er nicht an den schmerzlichsten aller Plagen, an solchen, die man gibt? Muß er nicht, als lebten wir noch in den Zeiten Ludwigs XIV., aller englischen Freiheit in Reden und Gärten gram erscheinen, und, ein Schüler des Le Nôtre, jeden überrankenden Zweig mit der Scheere abschneiden? Darf er andere Blumenbeete dulden, als solche, die mit glänzenden Scherben zerbrochener Gefäße übersäet sind? Hat er nicht die vollsten, kühnsten Bäume in Affen, Bären und andere Viehgestalten umzustutzen? Muß ihm nicht selbst oft wehe sein bei seiner Aufsicht über die schnurgerechte Denk- und Schreibart, und wird er nicht jedem Schriftsteller danken, der, gleich mir, ihn überlistet, unter einer naturgeschichtlichen Ueberschrift über die öffentlichste aller Staats-Angelegenheiten, über Postwägen, schreibt, und erst, nachdem sich die betastenden Finger entfernt haben, seine Fühlfäden aus dem Schneckenhause streckt? Er dankt mir gewiß. Ueber Postwägen aber habe ich schon auf früheren Fahrten die besten satyrischen Einfälle gefunden, doch sie auch

alle wieder verloren. Mein Ideen-Magazin ist zu klein, und gibt mir keinen Platz, um Gedanken-Ernten, die ich nicht gleich verzehre und niederschreibend verarbeite, aufzuspeichern. Gedanken über Postwägen konnte ich aber nie gleich aufschreiben, da der Stoß dieser mit dem Anstoße zu jenen immer zusammenfiel. Noch auf meiner letzten Fahrt sah ich, wie einem Commis-Voyageur,, der während des Fahrens einen badischen Kupfer-Kreuzer, den er durch den Schlag einem Bettler zugeworfen, seinem Prinzipale zur Rechnung bringen wollte, durch das Rütteln des Wagens so stark die Hand schwankte, daß das 1 statt in die Kreuzer-, in die Gulden-Reihe kam, worüber der junge Mensch ganz untröstlich war; denn, sagte er, es sei nicht mehr zu ändern, da er sich durch Radiren bei seinem Prinzipale verdächtig machen würde.

Ich brauche nur fortzufahren, denn, wie ich merke, bin ich, ohne darauf zu denken, bereits satyrisch gewesen. Es wäre Unverstand von mir, wenn ich das langsame Fahren der Postwägen innerhalb der Städte aus dem Grunde tadeln wollte, weil Knigge in seinem Buche über den Umgang mit Menschen das Gegentheil anrathet. Knigge nämlich sagt, in Städten solle man schnell fahren, damit, wenn am Wagen etwas Zerbrechliches sei, er da

zerbräche, wo Hülfe in der Nähe wäre. Conducteurs und Postillone können hinlänglich beweisen, daß sie jenes Werk über feine Lebensart niemals gelesen haben; vielmehr sind die Vortheile dieses langsamen Fahrens auffallend. Nach den Fenstern guter Freundinnen kann man oft und lange zurücksehen; guten Freunden begegnet man zweimal auf der Straße; hat ein Reisender vergessen, seine Rechnung im Gasthause zu bezahlen, so kann ihm der Wirth nachgehen und ihn daran erinnern. Ein Ehemann, der mit mir nach Stuttgart gereist wäre, und 15 Minuten auf dem Wege vom Rahmhofe bis zur Brücke zugebracht hätte, würde sich getröstet und gedacht haben: jetzt endlich hat die Theure ihre Thränen getrocknet, und ich will es auch thun und mich den Eindrücken der schönen Natur hingeben, sobald ich draußen bin vor dem Affenthore. Ohne jenes langsame Fahren hätte der mitreisende Franzose niemals seinen Dukaten Silbermünze wiedergefunden. Er sagte mir nämlich auf der Zeil, er habe einen Dukaten wechseln lassen, und sei dabei ganz gewiß betrogen worden, denn alle Kaufleute wären Spitzbuben; ich möchte so gut sein und das Geld nachzählen. Als ich ihm bemerkte, ich sei kein Handelsmann, erwiderte er in logischer Zerstreuung: tout le monde est marchand ici. Ich fing an zu zählen, da kam aber

einer jener fürchterlichen Erdstöße, die unter dem Himmel der Postwägen so häufig sind, und schleuderte das Geld aus meiner Hand zum Wagen hinaus. Der Franzose stieg aus, und hatte schon nach fünf Minuten den letzten Groschen von der Fahrgasse wieder aufgelesen, worauf er dem Postillon zurief, er könne jetzt fortfahren. So eitel war der Narr, daß er sich einbildete, man hätte seinetwegen still gehalten, welches gar nicht der Fall gewesen.

Schwerer aber ist zu entschuldigen, daß das langsame Fahren auch auf der Landstraße fortgesetzt wird. Zwar kann man dafür folgenden, nicht unbedeutenden Rechtfertigungsgrund anführen. Der plötzliche Wechsel der Schritte, von langsamen zu geschwinden und umgekehrt, ist den Pferden, wie bekanntlich, sehr schädlich. Da nun nach Obigem in Städten und Dörfern langsam gefahren werden müsse, und das ganze Land zwischen Frankfurt und Stuttgart so gesegnet und bevölkert ist, daß jede halbe Stunde ein Dorf oder eine Stadt liegt, so könne man nie dazu kommen, rasch zu fahren. Denn habe man, aus einem Orte kommend, den langsamen Schritt eine Viertelstunde fortgesetzt, so müsse man ihn wegen des nächsten Ortes, zur Vermeidung des schnellen Wechsels, von neuem anfangen und so immer weiter. Dem ist allerdings so; doch

der Grund gegen das langsame Fahren auf der Landstraße ist von größerem Gewichte. Menschen- und Pferdekenner wissen, daß langsames Gehen am meisten ermüdet, weil man dabei länger gehen und mehr Schritte machen muß. Wirklich waren Conducteur, Postillon und Pferde bald so abgemattet, daß sie schon in Sprendlingen liegen bleiben mußten, um sich zu stärken. Dort hatte ich einen ganzen Schoppen Zeit, durch Horchen und Fragen herauszubringen, daß die junge schöne Frau, die mir im Wagen gegenüber saß, die Neuvermählte ihres Begleiters sei, der sie vor neun Wochen in Memel, ihrem Geburtsorte, geheirathet hatte, und am Tage nach der Hochzeit mit ihr abgereist war, um sie nach Triest in sein elterliches Haus zu bringen. Er hatte sich auf dem Wege nach Frankfurt nicht länger aufgehalten, als der Postwagen. Der Gedanke erquickte mich ungemein, daß diese junge Frau so viel glücklicher sei, als andere Neuvermählte, weil sie, statt der üblichen Flitterwochen, sich langer Flittermonate erfreuen dürfe, denn der erste häusliche Zwist kann nur zu Hause, aber in keinem Postwagen entstehen. Ja, ich trieb die Sache weiter, ich bedachte, wie sehr die schlechten Herbstwege die Fahrt verzögern müssen, und berechnete, daß die harrende Schwiegermutter in Triest nicht blos eine geliebte Schwieger-

tochter, sondern auch einen Enkel werde bewillkommnen und küssen können.

In Langen, als der ersten Station oder Bettfahrt, dachte ich gar nichts, sondern schlief während dem Umspannen der Pferde sanft im Bette, um nachzuholen, was ich in der vorigen Nacht wegen der Abschieds-Zeche versäumt hatte. Wir kamen um halb sechs Uhr Abends in Darmstadt an. Dies war gewiß gut gefahren; denn erst um zwölf Uhr hatten wir Frankfurt verlassen, und mich, der ich in eben so viel Zeit den Weg zu Fuß mache, pflegen gute Freunde einen guten Fußgänger zu nennen. Wie viel schwerer aber ein beladener Postwagen fortzubringen sei, als ein 120pfündiger Doctor, bedenke man gehörig! In Darmstadt hatte ich sowohl am, als im Darmstädter Hofe — welcher auch der Wiener Hof genannt werden könnte, denn der Wirth jenes Gasthauses heißt Wiener — folgende gute Gedanken. Ich zog eine künftige Zeit ganz nahe zu meiner Einbildungskraft herbei, eine schönere Zeit, da man nicht mehr die schlechten Menschen zu geheimen Aufsehern über die guten bestellt, sondern umgekehrt. Ich dachte mir, wie viel besser es alsdann sein würde, wenn lohnsüchtige Wächter durch erlogene Gefahren nicht länger Fürsten und Völker mit Argwohn erfüllten und sie ängstigten.

Alsdann, dachte ich, wird man mich wohl auch zum geheimen Kundschafter gebrauchen, und irgend ein unsichtbarer Ober-Tugend-Director gibt mir den Auftrag, Deutschland zu durchreisen, um die Stimmung des Volks zu untersuchen und zu erforschen, ob nirgends unzärtliche verdächtige Triebe sich offenbarten. Ich wäre hierauf eiligst von Frankfurt abgereist, und hätte aus dem Darmstädter Hofe zu Darmstadt Folgendes berichtet:

„Herr geheimer Ober-Tugend-Director!

Zufolge erhaltenen Auftrags bin ich heute Mittag um zwölf Uhr von Frankfurt im Postwagen abgegangen und um halb sechs Uhr Abends in Darmstadt angekommen, von wo aus ich die Ehre habe, Ihnen zu berichten. Wenn ich nicht fürchtete, Zweifel gegen meinen Diensteifer zu erregen, so würde ich sogleich wieder zurückreisen, da der Zweck meiner Sendung schon vollkommen erreicht ist. Ich habe auf dem ganzen zurückgelegten Wege auch keine Spur von dem gefährlichen bösen Geiste der Einwohner, sondern im Gegentheile, überall einen guten gefunden. Zugleich aber sind mir die stärksten Beweise geworden, daß der nämliche gute Geist das ganze deutsche Volk beseelt. Der Postwagen überzeugte mich davon. Posthalter,

Conducteurs, Postillone, Wagenmeister, Packer, wie überhaupt das ganze Hochfürstlich Turn- und Taxisch-fahrende Personal, gehen bei ihrem Geschäft mit solcher Bedächtigkeit zu Werke, daß man wohl sieht, es sind gute, ruhige Bürger die Deutschen, die nichts Gewagtes unternehmen. Desgleichen die Passagiere, deren keiner über das langsame Fahren ungeduldig wurde und etwas aus der Haut fuhr. Ja selbst der junge Mann, der in Heilbronn Hochzeit machen wollte, zeigte mehr Zufriedenheit als Unzufriedenheit, daß der Wagen zwischen Frankfurt und Darmstadt sich dreimal erquickte mit Wein und kalten Speisen, nämlich in Sprendlingen, Langen und Arheiligen. Beweist nicht schon das häufige Trinken die besten Gesinnungen? Menschen, die verdächtige Gedanken hegen, sind auf ihrer Hut und trinken Wasser, weßwegen auch die Diligencen-Postillone im revolutionsflüchtigen Frankreich kein Trinkgeld fordern, damit sie nicht versucht werden zu trinken. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, aus dem Gesagten mit Vergnügen entnehmen, daß in Deutschland Alles ruhig ist und bleiben wird; denn Sie sind viel zu gerecht, eine einzige Ausnahme dem ganzen Volke anzurechnen. Eine solche Ausnahme ist mir allerdings aufgestoßen. Unter den Passagieren war Einer, der durch seine

der verdächtigen Abhandlung glücklich über die Grenze geholfen hat, so ist längere Verstellung unnöthig. Wahrlich, Menschenliebe, Mitleid und Rührung durchwärmen mich nie stärker, als wenn ich an einen Zensor denke, der besser ist als sein Amt. Leidet er nicht an den schmerzlichsten aller Plagen, an solchen, die man gibt? Muß er nicht, als lebten wir noch in den Zeiten Ludwigs XIV., aller englischen Freiheit in Reden und Gärten gram erscheinen, und, ein Schüler des Le Nôtre, jeden überrankenden Zweig mit der Scheere abschneiden? Darf er andere Blumenbeete dulden, als solche, die mit glänzenden Scherben zerbrochener Gefäße übersäet sind? Hat er nicht die vollsten, kühnsten Bäume in Affen, Bären und andere Viehgestalten umzustutzen? Muß ihm nicht selbst oft wehe sein bei seiner Aufsicht über die schnurgerechte Denk- und Schreibart, und wird er nicht jedem Schriftsteller danken, der, gleich mir, ihn überlistet, unter einer naturgeschichtlichen Ueberschrift über die öffentlichste aller Staats-Angelegenheiten, über Postwägen, schreibt, und erst, nachdem sich die betastenden Finger entfernt haben, seine Fühlfäden aus dem Schneckenhause streckt? Er dankt mir gewiß. Ueber Postwägen aber habe ich schon auf früheren Fahrten die besten satyrischen Einfälle gefunden, doch sie auch

alle wieder verloren. Mein Ideen-Magazin ist zu klein, und gibt mir keinen Platz, um Gedanken-Ernten, die ich nicht gleich verzehre und niederschreibend verarbeite, aufzuspeichern. Gedanken über Postwägen konnte ich aber nie gleich aufschreiben, da der Stoß dieser mit dem Anstoße zu jenen immer zusammenfiel. Noch auf meiner letzten Fahrt sah ich, wie einem Commis-Voyageur,, der während des Fahrens einen badischen Kupfer-Kreuzer, den er durch den Schlag einem Bettler zugeworfen, seinem Prinzipale zur Rechnung bringen wollte, durch das Rütteln des Wagens so stark die Hand schwankte, daß das 1 statt in die Kreuzer-, in die Gulden-Reihe kam, worüber der junge Mensch ganz untröstlich war; denn, sagte er, es sei nicht mehr zu ändern, da er sich durch Radiren bei seinem Prinzipale verdächtig machen würde.

Ich brauche nur fortzufahren, denn, wie ich merke, bin ich, ohne darauf zu denken, bereits satyrisch gewesen. Es wäre Unverstand von mir, wenn ich das langsame Fahren der Postwägen innerhalb der Städte aus dem Grunde tadeln wollte, weil Knigge in seinem Buche über den Umgang mit Menschen das Gegentheil anrathet. Knigge nämlich sagt, in Städten solle man schnell fahren, damit, wenn am Wagen etwas Zerbrechliches sei, er da

zerbräche, wo Hülfe in der Nähe wäre. Conducteurs und Postillone können hinlänglich beweisen, daß sie jenes Werk über feine Lebensart niemals gelesen haben; vielmehr sind die Vortheile dieses langsamen Fahrens auffallend. Nach den Fenstern guter Freundinnen kann man oft und lange zurücksehen; guten Freunden begegnet man zweimal auf der Straße; hat ein Reisender vergessen, seine Rechnung im Gasthause zu bezahlen, so kann ihm der Wirth nachgehen und ihn daran erinnern. Ein Ehemann, der mit mir nach Stuttgart gereist wäre, und 15 Minuten auf dem Wege vom Rahmhofe bis zur Brücke zugebracht hätte, würde sich getröstet und gedacht haben: jetzt endlich hat die Theure ihre Thränen getrocknet, und ich will es auch thun und mich den Eindrücken der schönen Natur hingeben, sobald ich draußen bin vor dem Affenthore. Ohne jenes langsame Fahren hätte der mitreisende Franzose niemals seinen Dukaten Silbermünze wiedergefunden. Er sagte mir nämlich auf der Zeil, er habe einen Dukaten wechseln lassen, und sei dabei ganz gewiß betrogen worden, denn alle Kaufleute wären Spitzbuben; ich möchte so gut sein und das Geld nachzählen. Als ich ihm bemerkte, ich sei kein Handelsmann, erwiderte er in logischer Zerstreuung: tout le monde est marchand ici. Ich fing an zu zählen, da kam aber

einer jener fürchterlichen Erdstöße, die unter dem Himmel der Postwägen so häufig sind, und schleuderte das Geld aus meiner Hand zum Wagen hinaus. Der Franzose stieg aus, und hatte schon nach fünf Minuten den letzten Groschen von der Fahrgasse wieder aufgelesen, worauf er dem Postillon zurief, er könne jetzt fortfahren. So eitel war der Narr, daß er sich einbildete, man hätte seinetwegen still gehalten, welches gar nicht der Fall gewesen.

Schwerer aber ist zu entschuldigen, daß das langsame Fahren auch auf der Landstraße fortgesetzt wird. Zwar kann man dafür folgenden, nicht unbedeutenden Rechtfertigungsgrund anführen. Der plötzliche Wechsel der Schritte, von langsamen zu geschwinden und umgekehrt, ist den Pferden, wie bekanntlich, sehr schädlich. Da nun nach Obigem in Städten und Dörfern langsam gefahren werden müsse, und das ganze Land zwischen Frankfurt und Stuttgart so gesegnet und bevölkert ist, daß jede halbe Stunde ein Dorf oder eine Stadt liegt, so könne man nie dazu kommen, rasch zu fahren. Denn habe man, aus einem Orte kommend, den langsamen Schritt eine Viertelstunde fortgesetzt, so müsse man ihn wegen des nächsten Ortes, zur Vermeidung des schnellen Wechsels, von neuem anfangen und so immer weiter. Dem ist allerdings so; doch

der Grund gegen das langsame Fahren auf der Landstraße ist von größerem Gewichte. Menschen- und Pferdekenner wissen, daß langsames Gehen am meisten ermüdet, weil man dabei länger gehen und mehr Schritte machen muß. Wirklich waren Conducteur, Postillon und Pferde bald so abgemattet, daß sie schon in Sprendlingen liegen bleiben mußten, um sich zu stärken. Dort hatte ich einen ganzen Schoppen Zeit, durch Horchen und Fragen herauszubringen, daß die junge schöne Frau, die mir im Wagen gegenüber saß, die Neuvermählte ihres Begleiters sei, der sie vor neun Wochen in Memel, ihrem Geburtsorte, geheirathet hatte, und am Tage nach der Hochzeit mit ihr abgereist war, um sie nach Triest in sein elterliches Haus zu bringen. Er hatte sich auf dem Wege nach Frankfurt nicht länger aufgehalten, als der Postwagen. Der Gedanke erquickte mich ungemein, daß diese junge Frau so viel glücklicher sei, als andere Neuvermählte, weil sie, statt der üblichen Flitterwochen, sich langer Flittermonate erfreuen dürfe, denn der erste häusliche Zwist kann nur zu Hause, aber in keinem Postwagen entstehen. Ja, ich trieb die Sache weiter, ich bedachte, wie sehr die schlechten Herbstwege die Fahrt verzögern müssen, und berechnete, daß die harrende Schwiegermutter in Triest nicht blos eine geliebte Schwieger-

tochter, sondern auch einen Enkel werde bewillkommnen und küssen können.

In Langen, als der ersten Station oder Bettfahrt, dachte ich gar nichts, sondern schlief während dem Umspannen der Pferde sanft im Bette, um nachzuholen, was ich in der vorigen Nacht wegen der Abschieds-Zeche versäumt hatte. Wir kamen um halb sechs Uhr Abends in Darmstadt an. Dies war gewiß gut gefahren; denn erst um zwölf Uhr hatten wir Frankfurt verlassen, und mich, der ich in eben so viel Zeit den Weg zu Fuß mache, pflegen gute Freunde einen guten Fußgänger zu nennen. Wie viel schwerer aber ein beladener Postwagen fortzubringen sei, als ein 120pfündiger Doctor, bedenke man gehörig! In Darmstadt hatte ich sowohl am, als im Darmstädter Hofe — welcher auch der Wiener Hof genannt werden könnte, denn der Wirth jenes Gasthauses heißt Wiener — folgende gute Gedanken. Ich zog eine künftige Zeit ganz nahe zu meiner Einbildungskraft herbei, eine schönere Zeit, da man nicht mehr die schlechten Menschen zu geheimen Aufsehern über die guten bestellt, sondern umgekehrt. Ich dachte mir, wie viel besser es alsdann sein würde, wenn lohnsüchtige Wächter durch erlogene Gefahren nicht länger Fürsten und Völker mit Argwohn erfüllten und sie ängstigten.

Alsdann, dachte ich, wird man mich wohl auch zum geheimen Kundschafter gebrauchen, und irgend ein unsichtbarer Ober-Tugend-Director gibt mir den Auftrag, Deutschland zu durchreisen, um die Stimmung des Volks zu untersuchen und zu erforschen, ob nirgends unzärtliche verdächtige Triebe sich offenbarten. Ich wäre hierauf eiligst von Frankfurt abgereist, und hätte aus dem Darmstädter Hofe zu Darmstadt Folgendes berichtet:

„Herr geheimer Ober-Tugend-Director!

Zufolge erhaltenen Auftrags bin ich heute Mittag um zwölf Uhr von Frankfurt im Postwagen abgegangen und um halb sechs Uhr Abends in Darmstadt angekommen, von wo aus ich die Ehre habe, Ihnen zu berichten. Wenn ich nicht fürchtete, Zweifel gegen meinen Diensteifer zu erregen, so würde ich sogleich wieder zurückreisen, da der Zweck meiner Sendung schon vollkommen erreicht ist. Ich habe auf dem ganzen zurückgelegten Wege auch keine Spur von dem gefährlichen bösen Geiste der Einwohner, sondern im Gegentheile, überall einen guten gefunden. Zugleich aber sind mir die stärksten Beweise geworden, daß der nämliche gute Geist das ganze deutsche Volk beseelt. Der Postwagen überzeugte mich davon. Posthalter,

Conducteurs, Postillone, Wagenmeister, Packer, wie überhaupt das ganze Hochfürstlich Turn- und Taxisch-fahrende Personal, gehen bei ihrem Geschäft mit solcher Bedächtigkeit zu Werke, daß man wohl sieht, es sind gute, ruhige Bürger die Deutschen, die nichts Gewagtes unternehmen. Desgleichen die Passagiere, deren keiner über das langsame Fahren ungeduldig wurde und etwas aus der Haut fuhr. Ja selbst der junge Mann, der in Heilbronn Hochzeit machen wollte, zeigte mehr Zufriedenheit als Unzufriedenheit, daß der Wagen zwischen Frankfurt und Darmstadt sich dreimal erquickte mit Wein und kalten Speisen, nämlich in Sprendlingen, Langen und Arheiligen. Beweist nicht schon das häufige Trinken die besten Gesinnungen? Menschen, die verdächtige Gedanken hegen, sind auf ihrer Hut und trinken Wasser, weßwegen auch die Diligencen-Postillone im revolutionssüchtigen Frankreich kein Trinkgeld fordern, damit sie nicht versucht werden zu trinken. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, aus dem Gesagten mit Vergnügen entnehmen, daß in Deutschland Alles ruhig ist und bleiben wird; denn Sie sind viel zu gerecht, eine einzige Ausnahme dem ganzen Volke anzurechnen. Eine solche Ausnahme ist mir allerdings aufgestoßen. Unter den Passagieren war Einer, der durch seine

Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Postdinge deutliche Spuren neologischer Denkungsart zeigte. Er trippelte vor Ungeduld mit den Füßen, schnalzte mit den Fingern und geberdete sich überhaupt wie toll. Mehrere Male rief er den Postillonen zu, sie sollten doch ins Teufels Namen nicht so rasch fahren, er verliere den Athem, er werde schwindlich und die schönsten Gegenden flögen an ihm vorüber. Ich hörte, wie jener Passagier auf der Station Langen zum Postillon sagte: Ehrwürdiger Greis, wie Ihr doch noch so sehr munter und rüstig seid! Da habt Ihr nicht blos die 8 kr. Taxe, sondern noch zwei weitere, und macht Euren jüngsten Enkeln, die noch unverheirathet sein können, eine Freude damit. Dies war deutlich genug gespottet. Ja, in Arheiligen, da der Conducteur etwas Wein zu sich nahm, spottete er noch offener, und sagte: es wäre zweckmäßig, wenn in jedem Postwagen ein Hochfürstlich Turn- und Taxisches Stückfaß gestellt würde, damit das fahrende und gefahrene Personal daraus zapfen und trinken könne, ohne sich aufzuhalten, und eine vollständige Restauration der Postwägen sei noch wünschenswerther. Dieser gefährliche Passagier hat noch auf andere Weise seine verdächtigen Gesinnungen an den Tag gelegt. In Darmstadt machte er beim Aussteigen

einen großen Sprung über einen Kothhaufen, ob er zwar sehr bequem hätte durchgehen können. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß er hierbei ein Turnziel zu erreichen gesucht. Bei solchen bedenklichen Zeichen habe ich jenen gefährlichen Passagier stets im Auge behalten, und werde ihn ferner beobachten, auch ihn durch andere Vertrauten beobachten lassen. Ich bin so gewisser, daß er keinen Schritt thun und kein Wort reden kann, das ich nicht erführe, da ich selbst dieser Passagier bin. In Stuttgart werde ich die Ehre haben, Ihnen weiter zu berichten. Genehmigen Sie, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, die Versicherung meiner Hochachtung."

Ich wollte eben den Brief versiegeln, da trat der Conducteur in die Gaststube des Darmstädter Hofes und lärmte stark. Er fragte mich, ob ich denn nicht wisse, daß ich auf einem Postwagen fahre, der keinen Augenblick Zeit verliere und auf Niemanden warte. Ich solle eilen, denn er könne sich nicht länger aufhalten, als bis er seinen Schoppen Wein werde getrunken haben, den ich ihm so eben hätte vorsetzen lassen. Nach einer halben Stunde gingen wir Beide ans Posthaus, und wirklich war der Sattelgaul schon vorgespannt. Ich erschrack; wie leicht hätte ich zu spät kommen können!

Von der Nacht habe ich nichts mitzutheilen. Nur wenigen guten Freunden (ich reiche nicht weiter), fülle ich ein Glas von meiner ächten Bergsträßer Freudenstation. Ich erwachte wie ein Mühlknappe aus dem festesten Schlafe, da die Räder stillstanden und nicht mehr klapperten. Der Wagen hielt vor der Posthalterei — eines Dorfes, wie ich dachte, denn das Haus lag abgesondert von dem Orte, und man konnte nicht merken, daß es einem Städtchen zugehöre. Ich trat hinein, stieg eine Treppe hinauf, und öffnete rasch und gebieterisch die Stubenthüre. Nichts anderes suchte ich als einen Schnaps und die dazu gehörigen Umgebungen, aber was traf ich, und wie ward ich betroffen! Um einen städtisch geordneten Abendtisch saßen vierundzwanzig Augen (worunter mehrere schöne), die frugen mich alle zugleich, was ich hier wollte? Mir aber war im Innern voller Jämmerlichkeit, im Bewußtsein meiner äußern. Einem vom Viehmarkte heimkehrenden Ochsentreiber sah ich nicht sowohl ähnlich als gleich. Die brünette Nachtmütze auf dem Kopfe war mit einem Schnupftuche umwunden, nicht zu mehrerer Wärme des Kopfes, sondern zu größerer Sicherheit der Mütze. Der Postwagen nämlich hatte gleich einem jungen muntern Kater seine Freude daran, mit der Mütze zu spielen, er machte häufige Sprünge

und warf sie in die Höhe; da mußte ich sie festbinden. Eine angeschneite Halsbinde hing als gewässertes Ordensband in weiten Kreisen um meinen Nacken. Mein Ganzes umgab ein schäbiger Biber. Ich riß beim Eintreten schnell Mütze und Tuch vom Kopfe und sagte halb fragend, halb positiv: ich weiß nicht, ob ich recht bin? Die Postmeisterin sagte! ja, und hieß mich Platz nehmen, indem sie den nahe am Tische stehenden leeren Stuhl etwas zurückschob. Diese Excommunication aus der Familien-Gemeinde fuhr wie ein Bannstrahl durch mein Herz und zündete. Ich fühlte, wie fremd ein Fremder sei in jedem häuslichen Kreise, wo Liebe wohnt, und daß er nur da nicht störe, wo er kein Glück zu stören findet. Kleiner war mein Kummer, daß ich hungerte, und zu der traurigen Scheidung vom Bette auch die Scheidung vom Tische kam. Als endlich der Blitz ausgebrannt hatte, ward ich kalt, erboßt, ich dachte höhnisch: Kleider machen Leute, und schlug meinen Mantel zurück, damit die ganze Gesellschaft den eleganten englischen Frack darunter sähe, wie ihn wohl kein Ochsentreiber zu tragen pflegt. Aber ich Unglückseliger hatte vergessen, daß ich in Darmstadt den Frack weggelegt und einen Nachtpelz angezogen, der aus mehreren Katzenfellen ganz elend zusammengesetzt war. Jetzt fühlte ich,

daß meine gekränkte Eitelkeit erröthete, und ich eilte, das Befestigungstuch in meiner rechten Hand als Maske meiner Verlegenheit zu gebrauchen. Aber mein böser Geist verfolgte mich; mit dem Tuche war noch die Mütze verwickelt, und so machte ich mir, als wollte ich die ganze Post verhöhnen, eine lange baumwollene Nase, deren Spitze die hundertästige Quaste bildete. Jetzt konnte es der Posthalter nicht länger aushalten, das Lachen stand ihm schon an der Unterlippe; er ergriff schnell ein Glas und trank, aber das Weinwasser war zu seicht, er konnte das Lachen nicht ertränken, und es kam lebendig aus dem Glase wieder hervor. Es platzte los; ich glühte.

Da erbarmte sich meiner ein Engel in der höchsten Noth, die Tochter des Posthauses. Ihre zwei dunkelblauen italienischen Nachthimmel strahlten die süßesten Sterne auf den Geliebten herab, der an der Seite des Mädchens saß, und zur Guitarre singend mit fröhlichen und schmachtenden Liedern in das Herz und Auge der seligen Braut einzog. Das seidenumsponnene Köpfchen lag auf seiner Schulter, und ihr Arm war zwischen dem seinigen, und von dem rothen Bande der Guitarre umringelt, gar wunderlieblich geflochten. „Wilhelm,“ sprach sie, sanft seine Hand und das Spiel hemmend, „so

einen Tigerpelz, wie der Herr hat, mußt du dir kommen lassen, der hält wohl warm." Ich dankte es dem guten Mädchen, das meinem schüchternen Katzenfelle durch Erwähnung seiner vornehmen Verwandten Muth einsprach. Sie frug mich nach dem Ziele meiner Reise, und das Thauwetter ihrer warmen Stimme schmolz das Eis um meinem Herzen. Jetzt folgte Vater und Mutter der freundlichen Führung der Tochter, man lud mich zum Punsche ein, ich rückte den Stuhl näher an den Tisch, und pries zum ersten Male die zögernde Fahrt. Eine Stunde schlich diebisch-leise vorüber. Ich stieg in den Wagen, die Stampf- und Walkmühle kam wieder in den Gang, und ich erwachte erst am Morgen an den steinigen Ufern des Neckars.

In Heidelberg hielten wir uns nicht lange auf; ich hatte nur Zeit, sechs Professoren, den Schloßgarten und die nächsten Umgebungen der Stadt zu besuchen. Es waren liebe alte Freunde meiner Studienjahre. Dort machte der Franzose einer Landsmännin Platz. Ich konnte auf dem ganzen Wege nicht recht klug aus ihm werden, denn ich hatte „la police dévoilée par Manuel" und die „Briefe eines reisenden Franzosen über die geheime Polizei in Wien" gelesen und war zu klug daraus geworden. Er war ein großer, starker, zerlumpter

Kerl, der sich für einen reisenden Weinkrämer ausgab; aber er hatte seinen Flassan im Kopfe so gut als Einer, und sprach von der Politik des Duc de Choiseul, als wäre er dessen geheimer Secretair gewesen. Allerdings war der Kerl verdächtig, denn er war Franzose und erhob die Deutschen über seine eigenen Landsleute. Die ihn zu Heidelberg ablösende Landsmännin wollte eine Gouvernante vorstellen, die nach Lausanne, ihrem Geburtsorte, reiste. Im Postwagen nahm sie ihren Platz und die Passagiere zu gleicher Zeit ein. Hinter dem Schleier, der über das niedliche Spitzenhäubchen herabhing, wetterleuchteten zwei schwüle Augen. Der kleine Mund lächelte bezaubernd, wenn er schwieg und wenn er sprach. Sie warf ein breites Netz aus, dessen Maschen sehr eng waren. Von einem Schreinergesellen, der aus Paris kam, ließ sie sich ein deutsches Zettelchen übersetzen; der Schreiner leimte mühsam, aber stolz und zufrieden, die Worte zusammen. Die junge Ehefrau aus Königsberg nahm sie ein, indem sie gegen ihren Gemahl einsylbig war, und diesen gewann sie durch verstohlenes Treten der Fußzehen. Ich selbst betete sie schon aus Dankbarkeit, obzwar im Stillen an, da der Strom ihrer Rede mein Dintenfluß war, aus dem ich für den Charakter einer Französin zu einem künftigen Ostern- oder

Michaelis-Romane unaufhörlich schöpfte. Sie setzte ihre feine Aufmerksamkeit sogar fort, wenn wir Passagiere des Nachts schliefen, und fragte den Heilbronner Bräutigam im Dunkeln mit der herzlichsten Theilnahme: warum er so stille und zerstreut sei. Unter allen Passagieren war sie gegen mich am artigsten, aus keinem andern Grunde, als weil ich grob war. Denn man gewinnt die Weiber nie häufiger, als wenn man sie für Nieten hält.

Obige Gouvernante ist für unsere Naturgeschichte von der äußersten Wichtigkeit; denn sie sagte über die Physiologie der Postwägen die frappantesten Dinge. Als wir in der Gegend von Neckargemünd aussteigen mußten, weil es bergan ging, bemerkte sie: wenn auf der See ein Schiff erleichtert werden solle, würden die Güter über Bord geworfen, nicht aber die Mannschaft, wie hier. Sie habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß man auf Postwägen die Ballen höher schätze, als die Menschen, und jedes gefühlvolle Passagierherz müsse darüber seufzen. Ein Passagier, er möge noch so schwer sein, brauche für seine Person kein Uebergewicht zu bezahlen, und zahle überhaupt weniger als todte Waare. Ihr Platz nach Stuttgart koste ihr kaum sechs Gulden, und sie wiege doch 100 Pfund brutto; die Fracht für einen Centner Seidenzeuge aber betrüge mehr als das Doppelte.

Dieser Tarif beleidige die Würde der menschlichen Natur auf das Gröblichste. Auf den Stationen würden beim Auf- und Abladen des Wagens die Packete mit der ängstlichsten Sorgfalt nachgezählt, und nicht eher weiter gefahren, bis man sich versichert, daß keines fehle. Um die Passagiere aber bekümmere man sich nicht, und sobald der Conducteur sich satt getrunken habe, fahre man fort, mag zurückgeblieben sein, wer da wolle ... Jetzt konnte es der Conducteur in concreto, der hinter ihr herging, nicht länger aushalten. Er ward giftig und sagte (als Rheinländer und recitiver Patriot): ja, ci-devant, werde Mademoiselle mit 4 Einquartierungspferden dans une voiture générale bequemer gefahren sein, das habe sich aber jetzt geändert. Er wollte sagen: in einem Generalswagen. Die Französin verstand ihn aber nicht, und fuhr in der Weise des Boileau fort. Ja zu Heilbronn im Falken machte sie es ärger und hielt an der Wirthstafel öffentliche satyrische Vorlesungen über unsere vaterländischen Postwägen. Sie frug, warum so ein lourd animal diligence heiße, und nicht, was richtiger wäre, paresse oder négligence? Man solle ihr Kamillenthee machen, sie sei von dem starken Schaukeln ganz seekrank geworden, und es wäre ihr jämmerlich um das Herz. Ob es hier zu Lande nicht bekannt

wäre, daß man, wenn die See hoch ginge, die steilen Wogen durch ausgegossenes Oel breche und hierdurch dem Schiffe einen sanften Weg bahne; warum man Achsen, Federn und sonstiges Eisenwerk des Postwagens durch einiges Oel nicht ebenfalls geschmeidiger zu machen suche? Die langsame Fahrt des Postwagens habe ihr schon einmal ein großes Glück vereitelt. Sie sei nämlich unter sehr vortheilhaften Bedingungen von Stralsund nach der Gegend von Halberstadt berufen worden, um bei der Tochter einer Land-Edelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfange der Einladung wäre sie auch schon im Postwagen gesessen. Als sie aber an Ort und Stelle gekommen, habe sie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt hätte sich das Fräulein in einen jungen Husaren-Offizier verliebt, und denselben, nach langem Widerstande der Eltern, endlich geheirathet. Mit Noth hätte sie ihre Reisekosten wieder erstattet bekommen... Einen reisenden Flötisten an der Wirthstafel fragte sie, ob er niemals auf die vielen Instrumente Acht gehabt, die alle der Postwagen spiele? Sie habe sich erstaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechselnd, während des Fahrens von sich gebe. Er ächze, seufze, stöhne, klappere, grunze, schnurre, rassele, zische, maue, belle, knurre,

Von der Nacht habe ich nichts mitzutheilen. Nur wenigen guten Freunden (ich reiche nicht weiter), fülle ich ein Glas von meiner ächten Bergsträßer Freudenstation. Ich erwachte wie ein Mühlknappe aus dem festesten Schlafe, da die Räder stillstanden und nicht mehr klapperten. Der Wagen hielt vor der Posthalterei — eines Dorfes, wie ich dachte, denn das Haus lag abgesondert von dem Orte, und man konnte nicht merken, daß es einem Städtchen zugehöre. Ich trat hinein, stieg eine Treppe hinauf, und öffnete rasch und gebieterisch die Stubenthüre. Nichts anderes suchte ich als einen Schnaps und die dazu gehörigen Umgebungen, aber was traf ich, und wie ward ich betroffen! Um einen städtisch geordneten Abendtisch saßen vierundzwanzig Augen (worunter mehrere schöne), die frugen mich alle zugleich, was ich hier wollte? Mir aber war im Innern voller Jämmerlichkeit, im Bewußtsein meiner äußern. Einem vom Viehmarkte heimkehrenden Ochsentreiber sah ich nicht sowohl ähnlich als gleich. Die brünette Nachtmütze auf dem Kopfe war mit einem Schnupftuche umwunden, nicht zu mehrerer Wärme des Kopfes, sondern zu größerer Sicherheit der Mütze. Der Postwagen nämlich hatte gleich einem jungen muntern Kater seine Freude daran, mit der Mütze zu spielen, er machte häufige Sprünge

und warf sie in die Höhe; da mußte ich sie festbinden. Eine angeschneite Halsbinde hing als gewässertes Ordensband in weiten Kreisen um meinen Nacken. Mein Ganzes umgab ein schäbiger Biber. Ich riß beim Eintreten schnell Mütze und Tuch vom Kopfe und sagte halb fragend, halb positiv: ich weiß nicht, ob ich recht bin? Die Postmeisterin sagte! ja, und hieß mich Platz nehmen, indem sie den nahe am Tische stehenden leeren Stuhl etwas zurückschob. Diese Excommunication aus der Familien-Gemeinde fuhr wie ein Bannstrahl durch mein Herz und zündete. Ich fühlte, wie fremd ein Fremder sei in jedem häuslichen Kreise, wo Liebe wohnt, und daß er nur da nicht störe, wo er kein Glück zu stören findet. Kleiner war mein Kummer, daß ich hungerte, und zu der traurigen Scheidung vom Bette auch die Scheidung vom Tische kam. Als endlich der Blitz ausgebrannt hatte, ward ich kalt, erboßt, ich dachte höhnisch: Kleider machen Leute, und schlug meinen Mantel zurück, damit die ganze Gesellschaft den eleganten englischen Frack darunter sähe, wie ihn wohl kein Ochsentreiber zu tragen pflegt. Aber ich Unglückseliger hatte vergessen, daß ich in Darmstadt den Frack weggelegt und einen Nachtpelz angezogen, der aus mehreren Katzenfellen ganz elend zusammengesetzt war. Jetzt fühlte ich,

daß meine gekränkte Eitelkeit erröthete, und ich eilte, das Befestigungstuch in meiner rechten Hand als Maske meiner Verlegenheit zu gebrauchen. Aber mein böser Geist verfolgte mich; mit dem Tuche war noch die Mütze verwickelt, und so machte ich mir, als wollte ich die ganze Post verhöhnen, eine lange baumwollene Nase, deren Spitze die hundertästige Quaste bildete. Jetzt konnte es der Posthalter nicht länger aushalten, das Lachen stand ihm schon an der Unterlippe; er ergriff schnell ein Glas und trank, aber das Weinwasser war zu seicht, er konnte das Lachen nicht ertränken, und es kam lebendig aus dem Glase wieder hervor. Es platzte los; ich glühte.

Da erbarmte sich meiner ein Engel in der höchsten Noth, die Tochter des Posthauses. Ihre zwei dunkelblauen italienischen Nachthimmel strahlten die süßesten Sterne auf den Geliebten herab, der an der Seite des Mädchens saß, und zur Guitarre singend mit fröhlichen und schmachtenden Liedern in das Herz und Auge der seligen Braut einzog. Das seidenumsponnene Köpfchen lag auf seiner Schulter, und ihr Arm war zwischen dem seinigen, und von dem rothen Bande der Guitarre umringelt, gar wunderlieblich geflochten. „Wilhelm," sprach sie, sanft seine Hand und das Spiel hemmend, „so

einen Tigerpelz, wie der Herr hat, mußt du dir kommen lassen, der hält wohl warm.“ Ich dankte es dem guten Mädchen, das meinem schüchternen Katzenfelle durch Erwähnung seiner vornehmen Verwandten Muth einsprach. Sie frug mich nach dem Ziele meiner Reise, und das Thauwetter ihrer warmen Stimme schmolz das Eis um meinem Herzen. Jetzt folgte Vater und Mutter der freundlichen Führung der Tochter, man lud mich zum Punsche ein, ich rückte den Stuhl näher an den Tisch, und pries zum ersten Male die zögernde Fahrt. Eine Stunde schlich diebisch-leise vorüber. Ich stieg in den Wagen, die Stampf- und Walkmühle kam wieder in den Gang, und ich erwachte erst am Morgen an den steinigen Ufern des Neckars.

In Heidelberg hielten wir uns nicht lange auf; ich hatte nur Zeit, sechs Professoren, den Schloßgarten und die nächsten Umgebungen der Stadt zu besuchen. Es waren liebe alte Freunde meiner Studienjahre. Dort machte der Franzose einer Landsmännin Platz. Ich konnte auf dem ganzen Wege nicht recht klug aus ihm werden, denn ich hatte „la police dévoilée par Manuel“ und die „Briefe eines reisenden Franzosen über die geheime Polizei in Wien“ gelesen und war zu klug daraus geworden. Er war ein großer, starker, zerlumpter

Kerl, der sich für einen reisenden Weinkrämer ausgab; aber er hatte seinen Flassan im Kopfe so gut als Einer, und sprach von der Politik des Duc de Choiseul, als wäre er dessen geheimer Secretair gewesen. Allerdings war der Kerl verdächtig, denn er war Franzose und erhob die Deutschen über seine eigenen Landsleute. Die ihn zu Heidelberg ablösende Landsmännin wollte eine Gouvernante vorstellen, die nach Lausanne, ihrem Geburtsorte, reiste. Im Postwagen nahm sie ihren Platz und die Passagiere zu gleicher Zeit ein. Hinter dem Schleier, der über das niedliche Spitzenhäubchen herabhing, wetterleuchteten zwei schwüle Augen. Der kleine Mund lächelte bezaubernd, wenn er schwieg und wenn er sprach. Sie warf ein breites Netz aus, dessen Maschen sehr eng waren. Von einem Schreinergesellen, der aus Paris kam, ließ sie sich ein deutsches Zettelchen übersetzen; der Schreiner leimte mühsam, aber stolz und zufrieden, die Worte zusammen. Die junge Ehefrau aus Königsberg nahm sie ein, indem sie gegen ihren Gemahl einsylbig war, und diesen gewann sie durch verstohlenes Treten der Fußzehen. Ich selbst betete sie schon aus Dankbarkeit, obzwar im Stillen an, da der Strom ihrer Rede mein Dintenfluß war, aus dem ich für den Charakter einer Französin zu einem künftigen Ostern- oder

Michaelis-Romane unaufhörlich schöpfte. Sie setzte ihre feine Aufmerksamkeit sogar fort, wenn wir Passagiere des Nachts schliefen, und fragte den Heilbronner Bräutigam im Dunkeln mit der herzlichsten Theilnahme: warum er so stille und zerstreut sei. Unter allen Passagieren war sie gegen mich am artigsten, aus keinem andern Grunde, als weil ich grob war. Denn man gewinnt die Weiber nie häufiger, als wenn man sie für Nieten hält.

Obige Gouvernante ist für unsere Naturgeschichte von der äußersten Wichtigkeit; denn sie sagte über die Physiologie der Postwägen die frappantesten Dinge. Als wir in der Gegend von Neckargemünd aussteigen mußten, weil es bergan ging, bemerkte sie: wenn auf der See ein Schiff erleichtert werden solle, würden die Güter über Bord geworfen, nicht aber die Mannschaft, wie hier. Sie habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß man auf Postwägen die Ballen höher schätze, als die Menschen, und jedes gefühlvolle Passagierherz müsse darüber seufzen. Ein Passagier, er möge noch so schwer sein, brauche für seine Person kein Uebergewicht zu bezahlen, und zahle überhaupt weniger als todte Waare. Ihr Platz nach Stuttgart koste ihr kaum sechs Gulden, und sie wiege doch 100 Pfund brutto; die Fracht für einen Centner Seidenzeuge aber betrüge mehr als das Doppelte.

Dieser Tarif beleidige die Würde der menschlichen Natur auf das Gröblichste. Auf den Stationen würden beim Auf- und Abladen des Wagens die Packete mit der ängstlichsten Sorgfalt nachgezählt, und nicht eher weiter gefahren, bis man sich versichert, daß keines fehle. Um die Passagiere aber bekümmere man sich nicht, und sobald der Conducteur sich satt getrunken habe, fahre man fort, mag zurückgeblieben sein, wer da wolle ... Jetzt konnte es der Conducteur in concreto, der hinter ihr herging, nicht länger aushalten. Er ward giftig und sagte (als Rheinländer und recitiver Patriot): ja, ci-devant, werde Mademoiselle mit 4 Einquartierungspferden dans une voiture générale bequemer gefahren sein, das habe sich aber jetzt geändert. Er wollte sagen: in einem Generalswagen. Die Französin verstand ihn aber nicht, und fuhr in der Weise des Boileau fort. Ja zu Heilbronn im Falken machte sie es ärger und hielt an der Wirthstafel öffentliche satyrische Vorlesungen über unsere vaterländischen Postwägen. Sie frug, warum so ein lourd animal diligence heiße, und nicht, was richtiger wäre, paresse oder négligence? Man solle ihr Kamillenthee machen, sie sei von dem starken Schaukeln ganz seekrank geworden, und es wäre ihr jämmerlich um das Herz. Ob es hier zu Lande nicht bekannt

wäre, daß man, wenn die See hoch ginge, die steilen Wogen durch ausgegossenes Oel breche und hierdurch dem Schiffe einen sanften Weg bahne; warum man Achsen, Federn und sonstiges Eisenwerk des Postwagens durch einiges Oel nicht ebenfalls geschmeidiger zu machen suche? Die langsame Fahrt des Postwagens habe ihr schon einmal ein großes Glück vereitelt. Sie sei nämlich unter sehr vortheilhaften Bedingungen von Stralsund nach der Gegend von Halberstadt berufen worden, um bei der Tochter einer Land-Edelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfange der Einladung wäre sie auch schon im Postwagen gesessen. Als sie aber an Ort und Stelle gekommen, habe sie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt hätte sich das Fräulein in einen jungen Husaren-Offizier verliebt, und denselben, nach langem Widerstande der Eltern, endlich geheirathet. Mit Noth hätte sie ihre Reisekosten wieder erstattet bekommen... Einen reisenden Flötisten an der Wirthstafel fragte sie, ob er niemals auf die vielen Instrumente Acht gehabt, die alle der Postwagen spiele? Sie habe sich erstaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechselnd, während des Fahrens von sich gebe. Er ächze, seufze, stöhne, klappere, grunze, schnurre, rassele, zische, maue, belle, knurre,

schnattere, quäcke, brumme, klimpere, pfeife, murmele, schluchze, singe, klage und schmolle. (Die muntere Fränzösin machte alle die hergezählten Laute mit Zunge und Lippen akustisch nach, welches artig genug war). Alle Klagetöne des Jeremias gäbe er von sich. Sie habe im Sächsischen vierundzwanzig solcher Jammer-Tonarten gezählt und auch durch fleißiges Nachforschen jedesmal deren Entstehung entdeckt. Bald klimperte das Wagenfenster in seiner Fuge, bald rasselte die Kette des Hemmschuhes, bald ächzte der lederne Sitz unter dem grausamen Drucke seiner sechs Tyrannen. Nur ein einziges Mal habe sie einen gewissen Tongrund unergründlich gefunden, durch Beharrlichkeit aber ihn doch endlich entdeckt. Das ohrenzerreißende Klappern sei von zwei sechspfündigen Vorhängeschlössern entstanden, welche die Packete in dem Sitzkasten des Postwagens ängstlicher schützten als nöthig war. Dieses mörderische Geklapper sei ihr so lästig gefallen, daß sie auf der nächsten Station, nachdem die übrigen Passagiere ausgestiegen waren, vermittelst eines Fadens die Schlösser geschickt befestigt habe, damit sie sich nicht mehr rühren könnten. Ueber dieser Arbeit habe sie der Conducteur ertappt und sie als Postdiebin angeklagt. Der Amtmann, dem sie vorgeführt, hätte sie eine Cartouche, eine Schinder-Johanna genannt,

denn, habe er gesagt, er wisse recht gut, wie es die Spitzbuben machten und daß sie vermittelst eines Zwirnfadens die festesten Vorhängeschlösser öffnen könnten. Sie sei damals in große Noth gekommen, und nur mit Mühe wäre es ihr gelungen, durch Vorzeigen vielen Geldes, und indem sie, den reichsten und mächtigsten Fürsten gleich, vor einem gefallenen Napoleon sich zu bücken verschmähte und kaum hinab sah, den Richter von ihrem Ueberflusse und ihrer Unschuld zu überzeugen. Während der Untersuchung sei der Postwagen abgefahren und habe einen Vorsprung von zwei Stunden gewonnen, weßwegen sie genöthigt gewesen, mit Extrapost nachzueilen, und ob sie zwar schon nach einer halben Stunde den Wagen wieder eingeholt und die Extrapost zurückgeschickt habe, hätte sie doch die ganze Station zahlen müssen.

Nur Bosheit kann es für Bosheit erklären, daß die Französin auf gemeldete Weise länger als zwei Stunden ironisch war. Hatte sie nicht mit der Zeit dazu (die Zögerung des Postwagens verschaffte sie), zugleich das Recht dazu erlangt? Was sie über verwandte deutsche Angelegenheiten pythisch sprach (der Glühweinnapf gab die delphischen Dünste), verschweige ich mehr unwillig als freiwillig. Ich half ihr mit größerer Hochachtung und weniger Ge-

schicklichkeit in den Wagen, als ich ihr neun Viertelstunden früher heraus geholfen hatte. Der Bräutigam blieb zu Heilbronn zurück, aber sein Herz machte als blinder Passagier noch die ganze Nachtreise mit. Er hatte bald in den Gesichtszügen der schönen Französin mehr Unähnlichkeit als Aehnlichkeit mit seiner Braut gefunden, und seine Blicke sangen unter vollständiger Seufzerbegleitung die rührendsten Liebeslieder. Deutsche Mädchen könnten die Treue ihrer Liebhaber auf keine bessere Probe stellen, als wenn sie sie eine fünfzig Meilen weite Reise auf einen vaterländischen Postwagen machen und sie nach der Rückkunft schwören ließen, daß auf dieser Ulyssesfahrt nie eine Circe ihr Heimweh gemildert habe. Wenn sie nicht falsch schwören, dürfen sich die guten Mädchen wenigstens auf 52 Flitterwochen Hoffnung machen.

Eine Stunde hinter Heilbronn um Mitternacht hielt der Wagen auf freiem Felde still. Die Thüre wurde hastig aufgerissen, und eine fürchterliche Gestalt in langem Barte und Schwert an der Seite drohte einzusteigen. Der Neuvermählte schrie: Herr Jesus! Seine Frau wollte schnell ihre Ohrringe abziehen, und kneipte mir mit den Worten: da, lieber Herr! so fürchterlich in's Ohr, daß ich später mein zaghaftes Schreckgeschrei verschönernd in einen Schmer-

zesruf verwandeln konnte; die Französin sagte gelassen: Hätten wir nur eine Laterne (sie hoffte, der Räuber würde sie schonen, sobald er sie sähe); der Schreinergesell blieb ruhig. Wir wurden es auch Alle wieder, da der Conducteur erklärte, der Herr wolle ein wenig einsteigen, weil es schneie. Der Fußgänger, der, wie sich später ergab, um sich abzuhärten gern in Winternächten reiste, nahm den Bräutigamsplatz an der Seite der Französin ein. Er verrieth bald durch Worte und Thaten, daß er sich erst vor Kurzem aus einer Turnpflanzschule gerissen (einige Erde hing ihm noch an der Wurzel), und daß er sich nach Ludwigsburg zu versetzen gedenke, um dort Ableger zu machen. Als die Französin ihre Sprache, die sie keineswegs verloren, sondern nur versteckt hatte, wieder herbeigeholt, ließ der Turnsetzling das Wagenfenster nieder und sagte, er müsse Luft schöpfen. Es werde ihm immer engbrüstig, sobald er die Sprache des Erbfeindes höre. In seiner baldigen Erziehungsanstalt werde er, zum Nutzen seiner Zöglinge, die das Französische unglücklicherweise früher kennen gelernt als ihn, eine falsche französische Grammatik und ein desgleichen Wörterbuch drucken lassen, damit sie es daraus wieder verlernten. Auch dürften sie nie eine Halsbinde tragen. Er kenne nichts, was die Stabilität der Zwing-

herrschaft stärker schütze, als jene beiden Dinge. Der verderbliche Einfluß der französischen Sprache sei Jedermann hinlänglich bekannt; der der Halsbinden aber weniger. Eine Halsbinde bilde eine unübersteigliche Mauer zwischen Kopf und Herz, weßwegen beide nie zusammen kommen könnten. Darum wären auch die Soldatenhälse am engsten zugeschnürt. Die Weiber, welche keine tragen, dächten gefühlvoller und fühlten verständiger; sie hätten stets Liebe im Kopfe, und liebten nie ohne vernünftigen Zweck. Die freien Griechen hätten nie Halsbinden getragen*).

Die Französin erfuhr früher aus den Handlungen, als aus den Reden des Turners (sie verstand das Deutsche wenig), daß er die Höflichkeit zu den Lastern des Erbfeindes zähle. Wir männlichen Passagiere alle hatten uns aus Rücksicht ihrer auf der ganzen Reise des Rauchens enthalten. Als ich mir hinter Heidelberg die erste Pfeife gestopft, wußte sie (noch hatte der Zunder im Kopfe nicht gezündet) ein vorläufiges Husten geschickt nachzumachen, und sagte: der Rauch mache ihr Reiz. „Sie haben dann einen Reiz mehr," hatte ich ihr artig erwiedert. Sie faßte dankend den Sinn, ohne die Worte zu verstehen,

---

*) Der Turn-Pepinirist urtheilt falsch. Die Orientalen, die immer despotisch regiert wurden, tragen den Hals nackt.

wie man bemerken kann, daß selbst ein zweijähriges lallendes Mädchen lächelt, wenn man ihm etwas Schönes sagt. Aber es half mir nichts. Sie sagte: als Französin sei ihr Vaterland überall, und wie ich wissen werde, sei das Rauchen ausländischen Tabaks in Frankreich verboten. Ich mußte nachgeben. Aber der Turner bekümmerte sich nicht darum und dampfte. In Besigheim auf der Station führte die Französin Klage beim Posthalter und berief sich auf ihren Heidelberger Postzettel, worin es heißt: das Rauchen ist untersagt. Der Turner zeigte einen Stuttgarter Postzettel vor, der ihm vor wenigen Tagen nach Heidelberg ausgefertigt worden und worin es Art. 15 heißt: das Rauchen aus wohlverschlossenen Pfeifen sei erlaubt; nun aber könne nicht geleugnet werden, daß es ganz der nämliche Weg sei, der von Heidelberg nach Stuttgart und von Stuttgart nach Heidelberg führe. Der Posthalter wagte weder das badische noch das würtemberger Landrecht zu beleidigen, und enthielt sich der Entscheidung. Ich aber hatte einen glücklichen Gedanken. Ich trat ernst vor den Turner hin und sprach: Wandersmann, die alten Deutschen haben nie geraucht. Da warf er heftig die Pfeife zur Erde, umarmte mich, drückte mich an seine Brust und sprach: O Bruder! Darauf holte er aus dem Wagen einen Aschenkrug, der auf dem Leichenfelde

der zwei und zwanzigsten Legion in der Nähe von Mainz ausgegraben worden war. Daraus schenkte er mir Meth in ein Horn ein und trank mir zu. Wir ließen die freundschaftstiftenden Poststationen hoch leben. Kurz vor dem Einsteigen sagte ich dem Teutonen: Bruder, du bist ein Narr! Dir es mündlich zu beweisen, ist jetzt die Zeit zu kurz. Ich will es aber schriftlich in meiner Monographie der deutschen Postschnecke darthun. Er wolle sich gedulden, sagte er. Darauf fuhren wir weiter.

In Ludwigsburg fragte ich den Conducteur: warum der schwerbeladene, nur mit zwei Pferden bespannte Beiwagen dem mit Vieren bespannten Postwagen hart vorführe, wodurch der Lauf des letzteren nothwendig gehemmt werden müßte? Er antwortete: dieses sei nothwendig, die Hochfürstlich Turn- und Taxischen fahrenden Postpferde hätten zu viel Feuer, und würden, um den Peitschenhieben auszuweichen, zu arg rennen, wenn man ihnen nicht, gleich den Soldaten beim Spießruthenlaufen, ein gelassenes Hinderniß vorangehen ließe. Dieses erfahre ich noch zur rechten Zeit, bemerkte ich. Ich hatte geglaubt, die Pferde gingen vorsätzlich aus unverzeihlicher Trägheit so langsam, und ich wollte in meiner wahrscheinlichen Satyre über die vaterländischen Postwägen den Rath ertheilen, man solle den Gäulen vor dem

Anspannen einige Originalfläschchen von den so beliebten als magenstärkenden Diabolini, mit welchen der Conditor Schnell in Frankfurt bestens versehen ist, verschlucken lassen, damit sie den Teufel in den Leib bekämen und toll fortrennten, um eher zum Stalle in den Kreis der Ihrigen zurückzukehren. Jetzt aber sind sie überflüssig, der Teufel und der Rath. Allerdings sind sie das, erwiederte der verständige Conducteur. „Sie glauben nicht, fuhr er fort, welche große Mühe eine hohe Vieh-Polizei hat, das Feuer der raschen Thiere zu mäßigen, und wie wehe es ihr selbst thut, den Mißbrauch der thierischen Freiheit nicht anders verhüten zu können, als durch das Verbot ihres vernünftigen Gebrauchs. (Hier sah ich den Wagen- und Passagier-Aufseher mit dummen Augen an und zog meine Fühlhörner vorsichtig in mein Schneckenhaus zurück.) Der nicht bloß mit Habe und Gut der Einzelnen, sondern auch mit steuerpflichtigen Bürgern und Staatsgeldern reich beladene Postwagen würde in Trümmer gehen, wenn man den vorgespannten Pferden freien Lauf ließe. Nur durch die schwerfälligsten Postwägen sei dieser zu hemmen, weßwegen auch jeder Wagen, sobald er durch einigen Gebrauch abgeschliffener, geschmeidiger und leichter geworden wäre, sogleich ab- und dafür neue alte angeschafft würden, wie Sie sich am nächsten

8. December in Frankfurt überzeugen können, wo die Fürstlich Turn- und Taxische Haupt-Expedition fahrender Posten im Ramhofe zwei für den Dienst nicht mehr verwendbare Diligencen öffentlich an den Meistbietenden, mit Vorbehalt höherer Ratification einer hochpreißlichen General-Post-Direction, wird versteigern lassen. Jenen beiden Diligencen fehlt es aber an Nichts, als an Gewicht."

In Ludwigsburg räumte der altdeutsche Nachzügler und Spätturner seinen Platz Nr. 6 einem Manne ein, der sehr niedergeschlagen schien, und in der hohen Postwagenversammlung nur Sitz und keine Stimme nahm. Erst eine Stunde später munterte ihn die Präsidialstimme (die der Französin) zum Reden und Klagen auf. Er sei ein Hutmachermeister, erzählte er, und in Ludwigsburg wohnhaft. Vor einigen Monaten sei er von der Wanderschaft zurückgekommen, und habe bald darauf eine Frau und das Meisterrecht genommen. Sein Schwiegervater, ein Weinwirth, habe ein glänzendes Hochzeitsfest gegeben und die feinsten, gebildetsten Honoratioren, als starke Hut-Consumenten, dazu eingeladen. Die Gäste, als sie spät am Morgen weggegangen, hätten ihren Dank nur stammeln können, so voll sei ihnen Kopf und Herz gewesen. Zwei Tage später sei ihm dieser und jener der Hochzeitsgäste auf der Straße in den Weg

gekommen, und da habe er bald mit mehr Verdruß als Erstaunen bemerkt, daß ihn keiner mehr habe kennen wollen. Es hätte Niemand den Hut vor ihm abgezogen, und höchstens habe man mit einer leichten Handbewegung seinen Gruß erwiedert. Darüber sei er nun in keine große Verwunderung gerathen; denn auf seiner Wanderung habe er die vornehme Welt hinlänglich kennen gelernt und erfahren, daß, wenn sie es auch nicht immer verschmäht, sich mit den Geringern gemeinschaftlich zu vergnügen, der Schlamm ihrer Gesinnung doch jedesmal wieder zum Vorschein komme, sobald die Weinüberschwemmung abgelaufen sei. Er für seine Person habe im Herzen die Hochmüthigen verlacht und, seines Gewerbes eingedenk, die Höflichkeit gegen sie verdoppelt, indem er seinen Hut, als sein ambulantes Waarenschild und Muster, stark vor ihnen geschwenkt. Eines Tages, da er diesen vor einem Gerichtsassessor, der auch bei seiner Hochzeit gewesen, besonders tief geneigt, sei Jener zu ihm hingetreten und habe erzürnt gesprochen: „Wie können Sie sich unterstehen, den Hut vor mir abzuziehen? Sie sind ein Flegel, wissen Sie das?“ Er, Hutmachermeister, habe dem Erzürnten kalt und unbeweglich, wie ein Schneemann, nachgesehen, und einer ganzen Viertelstunde bedurft, um von den Straßensteinen wieder los zu frieren. Selbst seine

Frau, die den Assessor als einen sonst lieben Menschen gekannt, da er in ihrer elterlichen Weinstube oft gesessen, habe gesagt, sie könne nicht klug daraus werden. Aber noch am nämlichen Tage habe sich das Räthsel gelöst. Die Hutmacher-Geschwornen hatten auf den Abend sämmtliche Meister zusammenberufen lassen, und ihnen vorgestellt, daß dem Handwerke große Gefahr drohe. Die gebildetsten Stände der Stadt hätten sich nämlich vereinigt, gemeinschaftlich grob zu sein, den Hut nicht mehr vor einander abzuziehen, sondern sich beim Begegnen blos starr anzusehen. Was in dieser Noth zu thun sei? Aber Keiner habe Rath gewußt. Wie nun seitdem das Nichthutabnehmen täglich zunehme, nehme der Hut-Verbrauch täglich ab, und sechs brod- und hoffnungslose Meister hätten sich vorgenommen, nach Rußland auszuwandern. Er, Passagier, reise nach Stuttgart, um sich einen Paß zu holen.

Die Französin hörte dieser Erzählung um so aufmerksamer zu, je weniger sie, der ihr fremden Sprache wegen, davon verstand. Ich aber schämte mich der Albernheiten meiner Landsleute und hütete mich, den Dolmetscher zu machen. Ich log ihr eine unglückliche Liebe vor und lockte dem guten Mädchen eine Thräne in die Augen. Den Hutmachermeister aber tröstete ich. „Beruhigen Sie sich, lieber Freund,

sagte ich, unsere deutschen Landsleute sind glücklicherweise keine chronische Narren, sondern nur akute, das Hutfieber wird bald vorübergehen. Kehren Sie nach Hause zurück; doch wollen Sie sich von Ihrem Auswanderungsvorhaben nicht abbringen lassen, so eilen Sie sich wenigstens nicht, indem Sie zu Fuße aus Deutschland wandern, sondern fahren Sie lieber im Postwagen, und ehe Sie die deutsche Grenze übertreten, wird sich die Gesinnung der groben Gesellschaft gebessert haben.“ Meine Zusprache blieb nicht ohne Erfolg, und als ich den Hutmachermeister aufmerksam machte, wie sehr durch das Rütteln des Postwagens die Hüte gequetscht und abgenützt würden, man habe sie nun auf dem Kopfe, auf dem Schooße oder oben im Netze, so erheiterte sich sein Gesicht und er sagte, er bemerke dieses mit Vergnügen, und die Beulen, welche die Hüte von den Schlägen des Wagens empfingen, wären wahre Pestbeulen für sie, woran sie sterben müßten. Als ich ihn fragte, ob es für einen Hochfürstlich Turn- und Taxischen fahrenden Postpassagier kein Mittel gebe, seinen Hut unbeschädigt zu erhalten, rieth mir der Schelm, ich solle ihn auf den Boden des Wagens stellen und abwechselnd den rechten und linken Fuß hineinsetzen, wodurch nicht allein der Hut unerschütterlich, son-

herrschaft stärker schütze, als jene beiden Dinge. Der verderbliche Einfluß der französischen Sprache sei Jedermann hinlänglich bekannt; der der Halsbinden aber weniger. Eine Halsbinde bilde eine unübersteigliche Mauer zwischen Kopf und Herz, weßwegen beide nie zusammen kommen könnten. Darum wären auch die Soldatenhälse am engsten zugeschnürt. Die Weiber, welche keine tragen, dächten gefühlvoller und fühlten verständiger; sie hätten stets Liebe im Kopfe, und liebten nie ohne vernünftigen Zweck. Die freien Griechen hätten nie Halsbinden getragen *).

Die Französin erfuhr früher aus den Handlungen, als aus den Reden des Turners (sie verstand das Deutsche wenig), daß er die Höflichkeit zu den Lastern des Erbfeindes zähle. Wir männlichen Passagiere alle hatten uns aus Rücksicht ihrer auf der ganzen Reise des Rauchens enthalten. Als ich mir hinter Heidelberg die erste Pfeife gestopft, wußte sie (noch hatte der Zunder im Kopfe nicht gezündet) ein vorläufiges Husten geschickt nachzumachen, und sagte: der Rauch mache ihr Reiz. „Sie haben dann einen Reiz mehr," hatte ich ihr artig erwiedert. Sie faßte dankend den Sinn, ohne die Worte zu verstehen,

*) Der Turn-Pepinirist urtheilt falsch. Die Orientalen, die immer despotisch regiert wurden, tragen den Hals nackt.

wie man bemerken kann, daß selbst ein zweijähriges lallendes Mädchen lächelt, wenn man ihm etwas Schönes sagt. Aber es half mir nichts. Sie sagte: als Französin sei ihr Vaterland überall, und wie ich wissen werde, sei das Rauchen ausländischen Tabaks in Frankreich verboten. Ich mußte nachgeben. Aber der Turner bekümmerte sich nicht darum und dampfte. In Besigheim auf der Station führte die Französin Klage beim Posthalter und berief sich auf ihren Heidelberger Postzettel, worin es heißt: das Rauchen ist untersagt. Der Turner zeigte einen Stuttgarter Postzettel vor, der ihm vor wenigen Tagen nach Heidelberg ausgefertigt worden und worin es Art. 15 heißt: das Rauchen aus wohlverschlossenen Pfeifen sei erlaubt; nun aber könne nicht geleugnet werden, daß es ganz der nämliche Weg sei, der von Heidelberg nach Stuttgart und von Stuttgart nach Heidelberg führe. Der Posthalter wagte weder das badische noch das würtemberger Landrecht zu beleidigen, und enthielt sich der Entscheidung. Ich aber hatte einen glücklichen Gedanken. Ich trat ernst vor den Turner hin und sprach: Wandersmann, die alten Deutschen haben nie geraucht. Da warf er heftig die Pfeife zur Erde, umarmte mich, drückte mich an seine Brust und sprach: O Bruder! Darauf holte er aus dem Wagen einen Aschenkrug, der auf dem Leichenfelde

der zwei und zwanzigsten Legion in der Nähe von Mainz ausgegraben worden war. Daraus schenkte er mir Meth in ein Horn ein und trank mir zu. Wir ließen die freundschaftstiftenden Poststationen hoch leben. Kurz vor dem Einsteigen sagte ich dem Teutonen: Bruder, du bist ein Narr! Dir es mündlich zu beweisen, ist jetzt die Zeit zu kurz. Ich will es aber schriftlich in meiner Monographie der deutschen Postschnecke darthun. Er wolle sich gedulden, sagte er. Darauf fuhren wir weiter.

In Ludwigsburg fragte ich den Conducteur: warum der schwerbeladene, nur mit zwei Pferden bespannte Beiwagen dem mit Vieren bespannten Postwagen hart vorführe, wodurch der Lauf des letzteren nothwendig gehemmt werden müßte? Er antwortete: dieses sei nothwendig, die Hochfürstlich Turn- und Taxischen fahrenden Postpferde hätten zu viel Feuer, und würden, um den Peitschenhieben auszuweichen, zu arg rennen, wenn man ihnen nicht, gleich den Soldaten beim Spießruthenlaufen, ein gelassenes Hinderniß vorangehen ließe. Dieses erfahre ich noch zur rechten Zeit, bemerkte ich. Ich hatte geglaubt, die Pferde gingen vorsätzlich aus unverzeihlicher Trägheit so langsam, und ich wollte in meiner wahrscheinlichen Satyre über die vaterländischen Postwägen den Rath ertheilen, man solle den Gäulen vor dem

Anspannen einige Originalfläschchen von den so beliebten als magenstärkenden Diabolini, mit welchen der Conditor Schnell in Frankfurt bestens versehen ist, verschlucken lassen, damit sie den Teufel in den Leib bekämen und toll fortrennten, um eher zum Stalle in den Kreis der Ihrigen zurückzukehren. Jetzt aber sind sie überflüssig, der Teufel und der Rath. Allerdings sind sie das, erwiederte der verständige Conducteur. „Sie glauben nicht, fuhr er fort, welche große Mühe eine hohe Vieh-Polizei hat, das Feuer der raschen Thiere zu mäßigen, und wie wehe es ihr selbst thut, den Mißbrauch der thierischen Freiheit nicht anders verhüten zu können, als durch das Verbot ihres vernünftigen Gebrauchs. (Hier sah ich den Wagen- und Passagier-Aufseher mit dummen Augen an und zog meine Fühlhörner vorsichtig in mein Schneckenhaus zurück.) Der nicht bloß mit Habe und Gut der Einzelnen, sondern auch mit steuerpflichtigen Bürgern und Staatsgeldern reich beladene Postwagen würde in Trümmer gehen, wenn man den vorgespannten Pferden freien Lauf ließe. Nur durch die schwerfälligsten Postwägen sei dieser zu hemmen, weßwegen auch jeder Wagen, sobald er durch einigen Gebrauch abgeschliffener, geschmeidiger und leichter geworden wäre, sogleich ab- und dafür neue alte angeschafft würden, wie Sie sich am nächsten

8. December in Frankfurt überzeugen können, wo die Fürstlich Turn- und Taxische Haupt-Expedition fahrender Posten im Ramhofe zwei für den Dienst nicht mehr verwendbare Diligencen öffentlich an den Meistbietenden, mit Vorbehalt höherer Ratification einer hochpreißlichen General-Post-Direction, wird versteigern lassen. Jenen beiden Diligencen fehlt es aber an Nichts, als an Gewicht."

In Ludwigsburg räumte der altdeutsche Nachzügler und Spätturner seinen Platz Nr. 6 einem Manne ein, der sehr niedergeschlagen schien, und in der hohen Postwagenversammlung nur Sitz und keine Stimme nahm. Erst eine Stunde später munterte ihn die Präsidialstimme (die der Französin) zum Reden und Klagen auf. Er sei ein Hutmachermeister, erzählte er, und in Ludwigsburg wohnhaft. Vor einigen Monaten sei er von der Wanderschaft zurückgekommen, und habe bald darauf eine Frau und das Meisterrecht genommen. Sein Schwiegervater, ein Weinwirth, habe ein glänzendes Hochzeitsfest gegeben und die feinsten, gebildetsten Honoratioren, als starke Hut-Consumenten, dazu eingeladen. Die Gäste, als sie spät am Morgen weggegangen, hätten ihren Dank nur stammeln können, so voll sei ihnen Kopf und Herz gewesen. Zwei Tage später sei ihm dieser und jener der Hochzeitsgäste auf der Straße in den Weg

gekommen, und da habe er bald mit mehr Verdruß als Erstaunen bemerkt, daß ihn keiner mehr habe kennen wollen. Es hätte Niemand den Hut vor ihm abgezogen, und höchstens habe man mit einer leichten Handbewegung seinen Gruß erwiedert. Darüber sei er nun in keine große Verwunderung gerathen; denn auf seiner Wanderung habe er die vornehme Welt hinlänglich kennen gelernt und erfahren, daß, wenn sie es auch nicht immer verschmäht, sich mit den Geringern gemeinschaftlich zu vergnügen, der Schlamm ihrer Gesinnung doch jedesmal wieder zum Vorschein komme, sobald die Weinüberschwemmung abgelaufen sei. Er für seine Person habe im Herzen die Hochmüthigen verlacht und, seines Gewerbes eingedenk, die Höflichkeit gegen sie verdoppelt, indem er seinen Hut, als sein ambulantes Waarenschild und Muster, stark vor ihnen geschwenkt. Eines Tages, da er diesen vor einem Gerichtsassessor, der auch bei seiner Hochzeit gewesen, besonders tief geneigt, sei Jener zu ihm hingetreten und habe erzürnt gesprochen: „Wie können Sie sich unterstehen, den Hut vor mir abzuziehen? Sie sind ein Flegel, wissen Sie das?“ Er, Hutmachermeister, habe dem Erzürnten kalt und unbeweglich, wie ein Schneemann, nachgesehen, und einer ganzen Viertelstunde bedurft, um von den Straßensteinen wieder los zu frieren. Selbst seine

Frau, die den Assessor als einen sonst lieben Menschen gekannt, da er in ihrer elterlichen Weinstube oft gesessen, habe gesagt, sie könne nicht klug daraus werden. Aber noch am nämlichen Tage habe sich das Räthsel gelöst. Die Hutmacher-Geschwornen hatten auf den Abend sämmtliche Meister zusammenberufen lassen, und ihnen vorgestellt, daß dem Handwerke große Gefahr drohe. Die gebildetsten Stände der Stadt hätten sich nämlich vereinigt, gemeinschaftlich grob zu sein, den Hut nicht mehr vor einander abzuziehen, sondern sich beim Begegnen blos starr anzusehen. Was in dieser Noth zu thun sei? Aber Keiner habe Rath gewußt. Wie nun seitdem das Nichthutabnehmen täglich zunehme, nehme der Hut-Verbrauch täglich ab, und sechs brod- und hoffnungslose Meister hätten sich vorgenommen, nach Rußland auszuwandern. Er, Passagier, reise nach Stuttgart, um sich einen Paß zu holen.

Die Französin hörte dieser Erzählung um so aufmerksamer zu, je weniger sie, der ihr fremden Sprache wegen, davon verstand. Ich aber schämte mich der Albernheiten meiner Landsleute und hütete mich, den Dolmetscher zu machen. Ich log ihr eine unglückliche Liebe vor und lockte dem guten Mädchen eine Thräne in die Augen. Den Hutmachermeister aber tröstete ich. „Beruhigen Sie sich, lieber Freund,

sagte ich, unsere deutschen Landsleute sind glücklicherweise keine chronische Narren, sondern nur akute, das Hutfieber wird bald vorübergehen. Kehren Sie nach Hause zurück; doch wollen Sie sich von Ihrem Auswanderungsvorhaben nicht abbringen lassen, so eilen Sie sich wenigstens nicht, indem Sie zu Fuße aus Deutschland wandern, sondern fahren Sie lieber im Postwagen, und ehe Sie die deutsche Grenze übertreten, wird sich die Gesinnung der groben Gesellschaft gebessert haben." Meine Zusprache blieb nicht ohne Erfolg, und als ich den Hutmachermeister aufmerksam machte, wie sehr durch das Rütteln des Postwagens die Hüte gequetscht und abgenützt würden, man habe sie nun auf dem Kopfe, auf dem Schooße oder oben im Netze, so erheiterte sich sein Gesicht und er sagte, er bemerke dieses mit Vergnügen, und die Beulen, welche die Hüte von den Schlägen des Wagens empfingen, wären wahre Pestbeulen für sie, woran sie sterben müßten. Als ich ihn fragte, ob es für einen Hochfürstlich Turn- und Taxischen fahrenden Postpassagier kein Mittel gebe, seinen Hut unbeschädigt zu erhalten, rieth mir der Schelm, ich solle ihn auf den Boden des Wagens stellen und abwechselnd den rechten und linken Fuß hineinsetzen, wodurch nicht allein der Hut unerschütterlich, son-

dern auch der Fuß warm gehalten würde, für welche Wärme die wenigen Strohhalme nicht genug sorgten.

In Stuttgart zerbrach ich den ironischen Mantel, zog die Glocke in die Höhe, und ließ sie frei ihre Jammertöne über vaterländische Postwägen in der Trinkstube ausbrummen. „Herr Major," sagte ich, „hätte ich einen Säbel wie Sie, meine ästhetischen Flüche gehörig zu unterstützen, hol mich der Teufel, ich haute ein, und es gäbe blutige Köpfe. Ist der Passagier ein Narr jedes Postmeisters, Conducteurs und Postillons, und muß er liegen bleiben, so oft es diesen Herren gefällt, Wein zu trinken oder auszuschenken? Kommt man in ein Nest, und trägt nicht Lust, im Postwagen zu warten und zu frieren, umdreht der Eigenthümer des Ofens unsern schlotternden Leib, wie die Katze den Brei, und tausend Fragezeichen im Gesichte zweifeln, was man befehle? Muß ein armer Passagier leben, wie die große Welt in Paris, und um Mitternacht Cottelets essen? In Zeit von 46 Stunden, worunter 14 nächtliche, habe ich 12 Schoppen Wein getrunken, und noch einige mehr bezahlt für den Conducteur. Wie weit ist es, Herr Major, von Frankfurt nach Stuttgart? Also kaum 40 Stunden! und auf diesem kurzen Wege,

haben wir 15 Stunden Rast gehalten*). Ich bin von Straßburg nach Paris, und von Paris nach Metz auf der Diligence gereist, und hatte kein Sohlleder unter mir, sondern gute Verviers-Mitteltücher,

---

*) Damit sich die Leser überzeugen können, daß ich mir keine größere poetische Freiheit genommen, als billig ist, will ich eine genaue Berechnung der Zeit, die wir uns zwischen Frankfurt und Stuttgart aufgehalten, nebst Benennung der Orte, wo dieses geschah, folgen lassen. Aus dieser Statistik (Stillstandslehre) des Postwagens wird sich ergeben, daß ich noch nicht zwei Procent gelogen, indem auf 15 Stunden die Uebertreibung nur 16 Minuten beträgt.

	Stunden.	Minuten.
In Sprendlingen	—	12
„ Langen	—	50
„ Darmstadt	—	45
„ Bickenbach	—	30
„ Heppenheim	1	15
„ Weinheim	—	30
„ Heidelberg	3	15
„ Neckargmünd	1	15
„ Wiesenbach	—	12
„ Sinzheim	—	15
„ Fürfeld	—	30
„ Heilbronn	3	10
„ Besigheim	1	5
„ Ludwigsburg	1	—
Summa:	14 Stund.	44 Min.

und auf diesen beiden Reisen zusammen hat sich der Wagen nicht 10 Stunden aufgehalten. Ist das nicht zum toll werden, nämlich das Erstere? Ist es nicht Schimpf und Schande, daß das Zusammentreffen der Postwägen auf den Kreuzwegen so schlecht eingerichtet ist, daß ich — ich erzähle es Ihnen jetzt schon, Herr Major, ob es mir zwar erst acht Tage später auf meiner Rückreise begegnen wird — daß ich in Bruchsal 24 Stunden liegen bleiben und auf den Straßburger Wagen warten mußte, bis ich weiter konnte nach Frankfurt? Warum gibt man den Reisenden nicht wenigstens Wartegeld, gleich den quiescirenden Staatsdienern, bis sie einen Platz und ihr Fortkommen finden? Wer erstattet mir meine Auslagen für zwei Lagen Postpapier, die ich in Bruchsal zu dieser Monographie verwendete, und, Herr Major — ich benutze diese Gelegenheit mich zu unterrichten — warum nennt man feines Papier so uneigentlich Postpapier? Ich weiß nicht, ob Sie die Abendzeitung lesen, Herr Major; dort erzählt Herr Mühlen in Nr. 33 dieses Jahrgangs die Anekdote von einem Sonderling, der viel gereist sei. Auf diesen Reisen (wird erzählt), die er stets mit Extrapost machte, verursachte ihm aber nichts so viel Aerger, als die Postmeister, Posthalter und Postillone, und wenn er auf diese zu sprechen kam, so war er

unerschöpflich in Sarkasmen und Schilderungen ihrer Rohheit, Habgier und der Langsamkeit auf den Stationen und im Fahren. Dieser Antagonismus sprach sich auch in seinem letzten Willen aus. In seinem Testament hatte er Nachstehendes verordnet. Nachdem er Diejenigen namentlich aufgeführt, welche seine Leiche zur Ruhestätte begleiten sollten, hieß es: „Ich verlange ausdrücklich, daß die vorgenannten Personen in mit Extrapostpferden bespannten Wagen meiner Leiche folgen sollen, und sind die diesfälligen Kosten aus den zu meinem Begräbniß ausgesetzten Summen zu bestreiten; denn da es der Anstand erheischt, daß ein Leichenzug feierlich und langsam vor sich gehen muß, so werden die Postillone das Letztere unfehlbar am besten ausrichten.“ Hätten Sie, wie ich, die Abendzeitung gelesen, Herr Major, wären Sie nicht auch auf meinen nachfolgenden Gedanken gefallen? Man sollte nicht die Leidtragenden, sondern die Leichen selbst auf Hochfürstlich Turn- und Taxischen fahrenden Postwägen zum Begräbnisse führen, damit sie Zeit gewönnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Asche des Lebens nur noch ein Fünkchen glimmt, das Rütteln des Wagens es zur Flamme anfachen müsse. Wäre dieses nicht eine sehr gute ambulante Todtenschau?“

Nachdem ich mich auf diese Weise schlau zu re-

volutionären Aeußerungen verleitet hatte, ging ich eiligst auf mein Zimmer, um Alles, was ich von mir gehört, wie folgt zu berichten.

„Herr geheimer Ober-Tugend-Director!

Es war zum Glücke der Welt, daß ich nicht von Darmstadt sogleich wieder umgekehrt bin, sie wäre selbst umgekehrt worden die Welt, wenn ich es gethan hätte. Ich habe die Wurzel der Verschwörung entdeckt, und halte sämmtliche Verschwornen, ihre Namen nämlich, in meinen Händen. Schon wollte ich mich außer Acht lassen, da ich seit jener Turnübung, wovon ich Ihnen früher berichtet, sonst keine verdächtigen Gesinnungen geäußert hatte, da habe ich mich noch zu rechter Zeit ertappt und die Ueberzeugung erhalten, daß ich nicht allein des Verdachtes verdächtig, sondern höchst wahrscheinlich wirklich verdächtig bin. Zu Heilbronn im Falken belauschte ich ein Gespräch, das ich mit dem Oberkellner geführt, und das ich stellenweise hierhersetzen will. Ich: Welche Zeit ist es? Kellner: Ich habe die Uhr nicht schlagen hören. Ich: Wo ist Ihr Herr? Kellner: Er sitzt dort am Tische und trinkt rothen Wein. Ich: Wo ist der Hausknecht? Kellner: Er liegt im Stalle und schläft. Ich: Wo kauft man Apfelsinen? Kellner: Bei Wolf auf dem

Reismarkt. Ich: Bringen Sie mir Carbonaden. Kellner: Die letzte Kohle ist ausgelöscht. Ich: So bringen Sie mir eine Hammelskeule. . . Der Herr, der Blut trinkt — der schlafende Knecht — der reisende Wolf in den Apenninen — die ausgelöschte Kohle — Keule — Carbonarie. . . . Das war der eigentliche Sinn jener Unterredung, die kleinen heuchlerischen Abänderungen an den Worten konnten mich natürlich nicht irre machen. Die Vermuthung meiner carbonarischen Umtriebe bestätigte sich in der Folge noch mehr. Ein Vertrauter, von dem ich mich in Stuttgart hatte beobachten lassen, berichtete mir, der Postwagen-Conducteur habe irgendwo erzählt, er hätte mich gefragt, wo ich in Stuttgart einkehren wolle, und mir das Waldhorn empfohlen, worauf ich aber mit Hastigkeit erwiederte: Nein, nein, ich logire jedesmal im römischen Kaiser und werde auch diesesmal dort logiren, ich lasse nicht vom römischen Kaiser. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, von selbst daraus entnehmen, daß ich meine Anhänglichkeit an die alte deutsche Reichsverfassung und das ehemalige Reichsoberhaupt hinlänglich an den Tag gelegt, und den verbrecherischen Wunsch, die Einheit Deutschlands wieder hergestellt zu sehen, offenbart habe. Weiter wurde mir berichtet, ich hätte bei Tische mit einem Franzosen

sehr eifrig von jambon de Mayence gesprochen, und es wäre leichtsinnig gewesen, zu glauben, es werde Keiner merken, daß ich den ehemaligen Mainzer Präfekten Jean Bon St. André im Sinne führe. Höchst wahrscheinlich ist dieser Napoleonische Präfekt nicht gestorben, wie er vor einigen Jahren auszubreiten gesucht, sondern präfektirt in Mainz heimlich fort.

Da ich auf diese Weise die Wurzel der Verschwörung entdeckt hatte, ging ich ihrem Stamme und ihren Zweigen nach, und war so glücklich, die wichtigsten Entdeckungen zu machen. Die alta vendita der deutschen Carbonarie ist in Ludwigsburg, und bereits hat sie zu Tübingen, Stuttgart, Frankfurt und Offenbach Töchter-Logen errichtet. Statt der ausgelöschten Kohle haben sie, wegen Gleichheit der Farbe, den Hut zum Sinnbilde genommen, und sie nennen sich Brüder vom standhaften Hute. Ihr geheimer Zweck ist: Gleichheit, Liebe, Höflichkeit; öffentlich aber sind sie grob, und stellen sich fremd gegen einander, um sich nicht zu verrathen. Ihr Grundsatz ist, die Welt sei nicht wegen der Hutmacher auf der Welt, worunter sie sinnbildlich verstehen, die Völker seien nicht wegen der Regierungen geschaffen; denn da der Kopf den Menschen beherrscht, so sind die Hüte die Residenzen und Hauptstädte der Menschheit. Sie grüßen sich nicht

durch Hutabziehen, sondern auf militairische Art, durch Winken mit der Hand. Ueber die Gefahr einer solchen Verbindung stimmen Sie gewiß mit mir ein, Herr geheimer Ober-Tugend-Director. Durch das Aufbehalten der Hüte werden die Köpfe warm gemacht, und welches Unglück erhitzte Köpfe über die Welt verbreiten, haben wir genug erfahren. Die soldatische Begrüßungsweise ist nichts als eine versteckte Waffenübung, und es ist klar bewiesen, daß die Brüder vom standhaften Hute eine heimliche Landwehr bilden. Es ist dringend, diesen carbonarischen Umtrieben Einhalt zu thun. Nur allein durch die Mobilität der Hüte kann in Deutschland die Stabilität der Köpfe erhalten werden.

Ich muß eiligst den Bericht schließen; denn man meldet mir so eben, daß ich ausgehen werde, und ich muß mir nachfolgen, meine verdächtigen Schritte ferner zu beobachten.

Der Ihrige."

„Nachschrift. Da ich bemerkt habe, daß ich beim Trinken gern plaudere, so habe ich mir auf meine Kosten mehrere Male Wein vorsetzen lassen, und bin so frei, die Rechnung der gemachten Auslagen Ihnen beifolgend zu überschicken."

Auf meiner Rückreise von Stuttgart nach Frankfurt fuhr der Wagen mit lobenswerther Schnelligkeit. Schon wollte ich meinen satyrischen Feldzug wieder einstellen, diesen gerechteren Krieg als die üblichen; denn er sollte die Feinde dafür bestrafen, daß sie mit der Zeit nicht fortgingen. Aber unglücklicher Weise wurden zu Bruchsal die versäumten Versäumnisse nachgeholt. Ich mußte 24 Stunden dort liegen bleiben. Da ließ ich mein Kriegs-Manifest ergehen und rückte vor. Dem Turner aber schrieb ich in der Eile folgende Zeilen nach Ludwigsburg.

„Trübsal, den 9. Nov. 1820.

Bruderherz!

In Besigheim versprach ich, dir ein anderes Mal zu beweisen, daß du ein Narr bist, aber du mußt dich gedulden; denn ich bin gegenwärtig sehr beschäftigt, da mein Vortrupp noch in dieser Stunde ins Taxische einrückt. Nur so viel sei dir gesagt: Du bist kein Hofnarr, aber ein Volksnarr, und das ist schlimmer; denn das heißt, aller Leute Narr.

Der Ort, wo ich mein schreibendes Hauptquartier aufgeschlagen habe, heißt Bruchsal, aber mir ist er ein Trübsal und Scheusal. Wenn die Verzweiflung Witz gibt oder nimmt, so werde ich hier ein Voltaire oder ein Cretin. Ich möchte aus der Haut fahren,

wäre nur eine Oeffnung groß genug, mich durchzulassen, da ich ganz geschwollen bin vor Wuth. So einen geschlagenen Hund, wie ich, gab es noch nicht. Nur zwei Wünsche habe ich jetzt. Erstens wünsche ich, daß zehn tausend Millionen Donnerwetter in das verfluchte Nest schlügen, und zweitens wünsche ich das Nämliche noch einmal.

Ich gehe zu streiten für die gute Sache. Falle ich, so lasse deine Jungen jedes Jahr an meinem Sterbetage einen Burzelbaum über meinen Grabeshügel schlagen. Lebe wohl Bruderherz."

VII.

Ankündigung der Wage.

(1818.)

Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen die Ankündigung einer neuen Zeitschrift in die Hände nehmen? Auch der gutmüthigste Leser nicht, wenn er ein Deutscher ist. Denn diesem erscheint das lange Aussprechen über vaterländische Dinge nicht als das nothwendig fortdauernde Athmen eines gesunden freien Geistes, sondern als das Stöhnen einer beengten Brust, welches Bedrückung verräth und als Zeichen eines Uebelbefindens unerfreulich ist. Die Klagen der öffentlichen Redner, welche die Oberflächen aller Verhältnisse überziehen, dünken dem Deutschen nur der Schimmel zu sein, der sich unsern verdorbenen Einrichtungen angesetzt hat und die als Werk der Fäulniß seine Trauer erregen. Den Lesern

solcher Gesinnung ihren Wahn zu entziehen, als solle eine Zeitschrift nur als Sekundenzeiger an einer Uhr dienen, um den ungeordneten Puls des Staates zu verrathen, nicht aber als das Triebwerk selbst, welches die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortschritte abmißt, — dieses zu thun wird ein künftiges Bestreben der hier angekündigten Blätter sein. — Aber es gibt auch Andersdenkende, welche die Lust und Würde des freien Wortes besser erkennen, und dennoch mit Ueberdruß die Zahl der Tagesblätter wachsen sehen, weil deren nur wenige von der breiten staubigen Landstraße abweichen, durch anmuthigere Pfade ziehen und die Langeweile dabei nur dann unterbrochen wird, wenn die auf einem Wege, aber nach entgegengesetzter Richtung Wandernden sich begegnen und mit den Köpfen aneinander stoßen. Mit diesen Letztern möchte ich mich sogleich verständigen und darzuthun suchen, daß eine Zeitschrift auch ohne eigenthümlichen Werth, und welcher weiter nichts gelänge, als die Vermehrung der schon bestehenden, dennoch von Ersprießlichkeit sei.

Und wahrlich so ist es! Wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer für Anzeichen eines gutgeordneten und reichen Staates gehalten werden, da viele Wege auf häufige Bewegung deuten, und durch sie große

und mannigfaltige Kräfte sich verkünden, so zeigt es nicht minder von einem lebhaften Umtausche der Gedanken, wenn ihrer freien und schnellen Mittheilung viele Wege offen stehen.

Wenn ein Zeitschriftsteller auch nur der Fuhrmann der Wissenschaft und der Geschichte wäre, bliebe er doch ein ehrenwerther Mann; aber er ist mehr als das. Er reicht uns das Gefäß, das unentbehrlich ist, um an der Quelle der Wahrheit für den Durst des Augenblicks zu schöpfen.

Denn die Ausbeute edler Wissenschaft, durch mühsame Forschung aus der Tiefe des menschlichen Geistes zu Tage gebracht, liegt oft in verborgenen Gemächern lange Zeit unberührt, dem Besitzer ohne Lust und Vortheil, dem Entbehrenden unbekannt oder unzugänglich, und so geschieht, daß Viele, in klar gewordenen oder dunkeln Bedürfnissen, mitten unter ihren Schätzen darben. Alles Wissen ist nicht mehr als das Metall, womit sich das Leben bezahlt; für sich ungenießbar, gibt es nur Anweisung auf Genuß, und erst durch Hingeben empfängt man seinen Werth. Aber die Barren der Wahrheit, von Reichen an Geist in großen Werken niedergelegt, sind nicht dienlich, um die kleinen täglichen Bedürfnisse der Unbemittelten damit zu vergelten. Diese Brauchbarkeit hat nur das ausgemünzte Wissen.

Die Zeitschriften sind es, welche diese Münzen bilden; von der Ausbeute der Erkenntniß geprägt, unterhalten sie den Wechselverkehr zwischen Lehre und Ausübung. Nur sie führen die Wissenschaft in's Leben ein und das Leben zur Wissenschaft zurück. Auch ihre tadelnswerthe Seite mag nicht unberührt bleiben. Die Gutgesinnten mögen, um dem übelwollenden Spotte zuvorzukommen, freiwillig eingestehen, daß Zeitschriften so wenig als Münzen zu ihrer Haltbarkeit der Beimischung unedler Metalle entbehren können; aber nichts entwürdigt eine Sache, was ihre Brauchbarkeit vermehrt. Wahrlich das Kupfer, das durch Tagesblätter unter das Volk gebracht wird, ist mehr werth, als alles Gold in Büchern. Wenn auch manche Wahrheit nur mit Irrthum vermischt ausgebreitet werden kann, und ein richtiges Urtheil oft nur Eingang finden kann, wo es an Vorurtheil sich knüpft, so wird doch endlich das Untaugliche zu Boden sinken, und das Gute allein sich empor halten. Konnte doch die Vaterlandsliebe der Deutschen sich nur an einem ungebührlichen Hasse gegen ein fremdes Volk entzünden, und lodert nicht jetzt die schöne helle Flamme gereinigt fort, nachdem der schmutzige Schwamm, der sie erzeugte, schon längst verglommen ist?

Im deutschen Lande war der Baum der Er-

kenntniß eine ehrwürdige Eiche, die dem müden Menschen Schatten, aber der hungrigen Seele keine Speise gab, und die Kunst war eine Blumenflur, die nur das Aug' ergötzte. Reicher an Quellen des Wissens ist wohl kein anderes Land und dennoch dürstet das Volk; denn die Wünschelruthe, welche jene zu Tag bringt, ist in den Händen der schuldbewußten Furchtsamen, die in den sturmbewegten Wellen, welche das schlechtgesteuerte Schiff verschlingen, und in dem Labetrunke im Becher nur die anverwandten Wassertropfen sehen. Wenn Kinder glücklich sind, die im engen Gehäuse der Gegenwart lebend, weder Vergangenheit noch Zukunft kennen; wenn der Blinde glücklich ist, der die Blitze am Himmel nicht fürchtet, weil er sie nicht sieht; wenn der Buchgelehrte glücklich ist, den in seinem Treibhause der Wissenschaft die kalte frische Luft der Welt nicht berührt — dann waren es die deutschen Völker auch. Wenn aber nur der glücklich ist, der alle Kräfte, die er sich fühlt, gebrauchen und in das große Triebwerk des bürgerlichen Lebens der Menschen immer den Blick richten und wenn es Zeit ist auch eingreifen darf; und wenn der nicht glücklich ist, der wie in einer Uhrwerkstätte immer nur Zeiger, nur Federn, oder nur Zifferblätter gedankenlos zu machen hat — so waren es die Deutschen auch nicht.

Sie sind auf dem Wege, es zu werden. Für wen die Geschichte arbeitet, weiß Keiner vorher zu sagen, aber wer am meisten dabei gewann, für den hat sie gearbeitet. Und wer möchte den Bemühungen der dreißig letzten Jahre mehr abgewonnen haben als unser Vaterland, das am meisten zu erwerben hatte, weil es am wenigsten besaß?

Die Aussagen der Zeit zu erlauschen, ihr Mienenspiel zu deuten und beides niederzuschreiben, wäre ein ehrenvoller Dienst, selbst wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dieses ist, vermehrt seinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer solchen Lockung zu widerstehen. Die Menschen haben Furcht, als wären sie Geschöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt so vieles Gute, in Worten, wie in Thaten.

Zu jenem Dienste sind noch lange nicht genug berufen, und doch ist so vieles daran gelegen, daß die Zeitschriften sich vermehren; ja oft wäre zu wünschen, daß die Tagesblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört werde und verloren gehe. Der beobachtenden Blicke können nie zu viele, und die Berichte des Geschehenen nicht zu häufig werden. Die Entwicklungsstufe, über welche jetzt die Menschheit schreitet, bringt Verborgenes

hervor, das sich schnell wieder bedeckt, sobald die Stufe erstiegen ist, und erst nach Jahrhunderten des Stillstandes, wenn das Menschengeschlecht von neuem einen Schritt macht, wieder erscheinen wird. Wie dort, wo dem Leben Gefahr droht, seine Geheimnisse hervorspringen und in den Erscheinungen der Krankheit sich uns die Gesetze des Wohlbefindens offenbaren, so müssen wir an den Gebrechen dieser Zeit die Regel ihrer Vollkommenheit lernen, und um den innern Bau der bürgerlichen Gesellschaft zu erforschen, schnell, ehe sie sich schließen, durch ihre offenen Wunden sehen.

Die Wage, als ein Tagebuch der Zeit, soll nichts unbedacht lassen, was die Theilnahme der Verständigen und Gefühlvollen besitzt oder verdient. Sie wird besprechen: das bürgerliche Leben, die Wissenschaft und die Kunst, vorzüglich aber die heilige Einheit jener Drei. Denn nicht die Kraft und Bewegung des ersten, nicht die Fruchtbarkeit der andern, nicht die Blüthe der dritten vermag für sich allein die Menschheit zu beseligen; nur ihre Verbindung kann es. Und das ist's, was das gegenwärtige Geschlecht an Glück und Bedeutung über das vergangene erhebt, daß es Arbeit und Arbeit, Lust und Lust nicht mehr so feindlich theilt, und die Toga des Bürgers zugleich das Feierkleid des fröh-

lichen Menschen und das Hausgewand des ruhenden Vaters sein darf.

Woher es komme, daß wir ungleich den Völkern des Alterthums uns der Meinung unterworfen haben, daß das menschliche Dasein zur Knechtarbeit bestimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüthe, nicht die dauernde Wurzel des Lebens sei, daß wir nur genießen, um zur Entbehrung neue Kräfte zu sammeln, der Zukunft jede Gegenwart aufopfernd, und dieses bis in die Ewigkeit hinüber rechnend — woher all dieser Jammer fließe — dies in wenigen Worten zu sagen wäre gefährlich, und fruchtlos ist's, wo man sich verständlich zu machen vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, seitdem uns des Lebens Spiel nicht heilig mehr erscheint, ist uns das Heilige zum Spiel herabgesunken. Das glücklichste aller Völker, bei dem jene düstere Lebensansicht am wenigsten vorherrscht, und das den alten Griechen am meisten gleicht, ist das französische. Wer in seinen Zeitschriften liest, wie auf derselben Blattseite Talma's Spiel auf der Bühne und das der Minister in den Kammern, beides mit gleichem Ernste und gleicher Heiterkeit, besprochen wird; der Deutsche, der dies wahrnimmt und nur lächelt, nicht trauert, der weiß es nicht, welch' einen Vorsprung die Franzosen vor uns haben, die wir immer nur plötzlich

und mit Gefahr der Gesundheit aus dem umschlossenen gewärmten Tempel der Kunst in die kalte Zugluft des bürgerlichen Lebens treten.

Die Kunst, welche, das Geschöpf zum Schöpfer erhebend, und indem sie das Leben ein- und fortpflanzt, allen Wesen, die sie beseelt, Unsterblichkeit gibt, hat vor dem Kriege des Himmels mit der Erde, und des Ewigen mit der Vergänglichkeit schon längst sich und alle ihre Habe geflüchtet. Als die Griechen noch Götter und Helden besaßen, hatten sie Tempel und Bildwerke für beides. Als im Mittelalter in den Staaten Italiens ein kräftiges und üppiges Bürgerleben sich entfaltete, und die Nacht des Wissens durch den Stern der Religion erhellet ward, da entblieben die Dichter und Maler auch nicht. Wie aber könnte Bildnerei bei einem Volke ohne Umriß und öffentliches Leben und Malerkunst da gedeihen, wo Philosophie mit dem Glauben kämpft? Die deutsche Dichtkunst liegt im Dämmerscheine; ob es Morgen- oder Abenddämmerung sei — ich weiß es nicht. Schöne rothe Streifen am Himmel reden für beides. — Die Tonkunst ist die einzige, deren die Deutschen Meister sind, und worin sie den übrigen Völkern es zuvorthun. Den Verstand der Franzosen mit dem Gefühle der Italiener verbindend, ist die deutsche

Musik plastisch und malerisch, Geist und Herz finden gleiche Befriedigung in ihr, und man braucht in ihrem Genusse nicht dem Himmel um der Erde willen zu entsagen. Könnten die Deutschen in Tönen reden und nach diesen Worten auch handeln, sie wären das erste aller Völker, und würden vielleicht sich selbst achten. Da Werke auch verschiedener Künste wohl mit einander verglichen werden dürfen, weil die Darstellung des Gottähnlichen im Vergänglichen das gemeinschaftliche Streben Aller ist, so mag die deutsche Tonkunst ihren Mozart kühn an die Seite Raphael's, Shakspeares und Canova's stellen.

Diesen Künsten soll in der Wage ein Platz angewiesen werden, welcher der Würde, die sie im öffentlichen Leben der Deutschen genießen, angemessen ist.

Die Schauspielkunst zeigt jetzt in Deutschland einen raschen Lebenstrieb, und der Volksthümlichkeit bald vorgehend bald nacheilend, verdient sie eine hohe Aufmerksamkeit. Deren Gänge und Halte wird diese Zeitschrift nie aus dem Blicke verlieren. Es ist nicht blos der Kunstsinn und das Gefühl für's Schöne, die sich an der Beurtheilung dramatischer Werke und ihrer Darstellung auf der Bühne üben, es treten noch andere Dinge hervor, welche

hierbei die Theilnahme fesseln. Das stehende Schauspiel eines Orts ist selten besser, nie schlechter als die Zuhörer darin, und so wird es die höflichste Art, einer lieben Bürgerschaft überall zu sagen, was an ihr sei, daß man über ihre Bühne spreche.

Die Wissenschaft, dieses Meer, wohin alle Ströme des Lebens fließen, hat lange nur einige Küstenstriche der menschlichen Wohnstätten bespült und das große Festland trocken gelassen. Aber in den Stürmen und Erdbeben unserer Zeit wurden oft die Ufer durchbrochen und Wasserzungen in das Land hinein geführt. Aus dem Ozean selbst haben fruchtbare Inseln sich erhoben, die herrlich grünen und blühen. Die deutsche Wissenschaft glich auch darin dem Meere, daß sie gesalzen und ungenießbar war; doch haben wir in unsern vielen Nöthen die Destillation des Meerwassers für den Trank etwas erlernt, und seitdem sind unsere Fahrten fröhlicher geworden. Man sagt, die Wissenschaft in Deutschland habe an Tiefe verloren; es mag sein, aber sie hat an Ausbreitung gewonnen. Die durch Dünger getriebene Gelehrsamkeit der Kunstgärtnerei zieht den Blick nicht so heiter an, als die ins Freie gepflanzte Wissenschaft, durch deren Zweige der frische Hauch des öffentlichen Lebens weht. Aus dem Leipziger Meßverzeichnisse, dem schönsten unter allen in Deutsch-

land erscheinenden Büchern, ersieht man mit Freude, wie der vaterländische Sinn immer mehr und mehr heranwachse, und selbst die entferntesten Wissenschaften herbeieilen, das Bürgerthum zu begrüßen.

In unserer Zeitschrift sollen die vorzüglichsten Werke der vaterländischen Wissenschaft, jene zumal, die von bürgerlichen Dingen handeln, beurtheilt werden, und damit keine Einseitigkeit der Kritik sich geltend machen könne, wird man die Aussprüche von Männern verschiedenartiger Ansichten zu erlangen suchen.

Auf das bürgerliche Leben endlich, in welchem die verschiedenen Kräfte der menschlichen Natur sich vermählen und fruchtbar werden, wird unser Blick und Sinn, wie die Zeit selbst es thut, am häufigsten gerichtet sein. Hätten die, welche alle Macht besaßen, die Befriedigung eines natürlichen Triebes nicht so lange verwehrt, dann wäre dieser gesunde Trieb nie in eine krankhafte Sucht ausgeartet. So mögen sie denn ihre unbeschreibliche Angst als Strafe ihres Vergehens in Demuth tragen.

Nämlich: Narren von Philosophen hatten das Menschengeschöpf ganz drollig in ein dreistöckiges Haus abgetheilt, und Staatsbaumeister diesen willkommenen Plan schnell und schadenfroh ausgeführt. Unten solle das Vieh wohnen, über ihm der Mensch, nächst dem

Dache der Bürger. Diese verschiedenen Bewohner Eines Hauses lebten lange in stiller Feindschaft und offnem Hader. Wenn das Erdgeschoß knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm sich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stocke versteckte sich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die schlaue, immer wache und lauernde Zwingherrschaft benutzte diesen Streit, um Jeden allein nach seiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Thiere gab sie zu essen oder machte es durch Hunger zahm; den Menschen umhüllte sie mit den Wolken des Aberglaubens, diese für den Himmel erklärend; den Bürger schreckte sie. So regierte man Jahrhunderte lang die Menge nach Willkür, blos weil jeder einzelne Mensch mit sich selbst zerfallen war. Da geschah es zu unserer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauses Feuer ausbrach, und dessen Erdgeschoß durch Ueberschwemmungen litt. Die Zerstörung des Gebäudes unten und oben nöthigte nun das Thier und den Bürger, zum Menschen ihre Zuflucht zu nehmen, und seitdem wohnen sie zum Aerger der Bösen friedlich in einer Stube beisammen.

Der Zwist der Hausgenossen ist geschlichtet, der Staatsbewohner ihrer dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der fünf und zwanzig Jahre die Länder

Europens durchzog, folgte, was ihm vorhergegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieser Kampf wird nur gefährlich, wenn er dafür geachtet wird: es ist sonst nichts zu fürchten als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich besänftigt fortfließen, liegt in der Ordnung der Dinge, und besser ist es, daß die überspannten Gemüther durch mäßige Anstrengung zur Ruhe übergehen, als plötzlich zur Abspannung überspringen.

Wie die Zeitschriftsteller diesen Meinungskampf über Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens zu beobachten und seinen abwechselnden Erfolg zu berichten hätten, darüber ist mehr gesprochen als gedacht worden. Eine falsche Ansicht hat die andere verdrängt, aber die größte Betrügerin hat den Platz behauptet: die Lehre nämlich, daß der heftige Gedankenkrieg, der jetzt herrsche, von den Schriftstellern selbst angefacht, dann unterhalten, dann beschrieben worden, und es wäre alles ruhig geblieben ohne sie. Es ist als sage man, der kranke Mensch werde von allen seinen Schmerzen geheilt, sobald man ihm den klagenden Mund verbände. Einem solchen Wahnwitze gegenüber still zu schweigen, ist leichter als nur gelassen zu eifern. Doch auch zu Letzterm ist hier der Ort nicht, und es soll nur gesagt werden, was als Vorbereitung Noth thut.

Mancher Tadel schon hat diejenigen getroffen, die über unsere bürgerlichen Einrichtungen öffentlich sprachen. Die Schriftsteller, diesmal im Besitze der Uebermacht, haben die Vorwürfe, die sie empfingen, zürnend und kräftig zurückgeworfen. Der Streit ist nicht ohne Verwicklung, doch bedarf es mehr Gerechtigkeit als Schlauheit, um den Richterspruch zu fällen. Mir, der ich jetzt eben selbst auf die Seite der Angeklagten trete, ziemt keine Entscheidung hierüber. Sie bleibe dem Leser überlassen, und zu dessen Richtschnur werde Einiges hier mitgetheilt von dem, was Diese, und von dem, was Jene sagen.

Man kann von dem Schriftsteller nicht fordern, daß er ohne Haß und ohne Liebe sei, und über alle Wolken der Selbstsucht erhaben die Gewitter nur unter sich wahrnehme. Wie sollte er allein von den Banden der Eigenliebe frei bleiben, und nicht auch manchmal in dem Gesetze seines eigenen Vortheils die Regel der Weltordnung zu sehen glauben? Aber das mag jederzeit von ihm verlangt werden, daß er der Möglichkeit jenes Einflusses sich bewußt bleibe, und nicht keck und unbesonnen auf die Unfehlbarkeit seiner Ansichten trotze. Daß er sie gegen Jeden zu verfechten und geltend zu machen suche, ist nicht unrühmlich, weil es für den Ernst der innern Ueberzeugung spricht. Aber, wer den Fehde-

Handschuh herausfordernd hingeworfen hat, darf keinen Kämpfer zurückweisen, und, wie es oft geschieht, seine aus selbstbewußter Schwäche entspringende Furcht hinter eine angenommene Geringschätzung verbergen. Es gibt in Deutschland auch nicht eine Zeitschrift, welche so unparteiisch wäre, daß sie die ihr feindlich begegnenden Meinungen nicht blos dann aufnimmt, wenn sie erprobt hat, daß sie sie schlagen werde, sondern es auch thäte, wenn der Sieg zweifelhaft oder dem Sieger geblieben ist. Sie nehmen immer nur die Leichen ihrer Feinde mit prahlerischer Großmuth gastlich auf. Der Sklave seiner eigenen Meinung trägt auch schimpfliche Ketten; man soll nicht der Diener der guten Sache, sondern ihr Freund sein. Es gibt nur eine verwerfliche Meinung, die verwerfende, welche keine andere, als die ihr gleichen, duldet. Eine Zeitschrift müßte jeder Ansicht offen stehen, und einer schädlichen oder dafür gehaltenen den Platz zu versagen, ist eben so unverständig, als es wäre, aus der Naturgeschichte die Lehre der Giftpflanzen und bissigen Thiere verdrängen zu wollen. In der Wage soll jede Ansicht, auch wenn ihr der Herausgeber nicht gewogen ist, dennoch eine willige Aufnahme finden; ja sie soll sehr willkommen sein, weil am Widerspruche die Wahrheit erstarkt. Nur möge man es nicht als einen Verrath

an der Gastfreundschaft ansehen, wenn der Wirth selbst das, was ihm an seinen Gästen nicht behagt, freimüthig tadelt, oder geschehen läßt, daß es Andere rügen.

Was zu verschiedenen Zeiten nicht unedle Menschen behauptet haben, wiederholen die Schlechten unserer Tage gern und oft: daß das Wissen seine Wendekreise habe, über welche hinaus Geist und Herz verkohle, und daß die glücklichsten Völker im gemäßigten Klima der Zweifel wohnen. Vielleicht ist Wahrheit in dieser Lehre, denn auch in den schönsten Sonnentagen der Geschichte haben Priester und Tempel ein noch schöneres Licht stets vor der Menge bewahrt. Aber wäre dies auch, wie weit entfernt von der heißen Zone des Wissens ist noch jetzt die europäische Menschheit, und wie lau und sanft ist all ihr Wollen und ihr Thun. Darum sei man unbesorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien. Sie hat nur allzulange gedauert die Alleinherrschaft des geheizten Ofens, die drohend oder liebkosend die frierenden Bürger in der Staatskinderstube zurückgehalten hat, und die verdunstete Luft darin war ganz unerträglich geworden.

Nach Jenen kommen die Schwächlinge, die jedes Wort, das nicht gelispelt wird, wie ein Donner auf-

schreckt. Sie sagen Euch leise, ganz leise in's Ohr: es wäre freilich nicht Alles wie es sein sollte; aber sie bäten höflichst keinen Lärm zu machen, der stillen Lehre wolle man in der Stille folgen. Habe ja längst die Sitte auch für die Meinungskriege an die Stelle eines wilden Handgemenges den Gebrauch anständiger Kunstwaffen gesetzt! — So reden sie. — Aber wißt Ihr, welche am meisten sich auf die Erfindung des Pulvers berufen? Diejenigen, die am wenigsten an dieser Erfindung Theil haben. Sie wollen ihre Schwäche hinter Menschlichkeit, und ihre Furcht hinter den Anstand verstecken. Es ist wahrlich gut, daß der Geist des Menschen seine ursprüngliche Naturkraft wieder gebrauchen lerne, und die Berechnungen der tückischen Feuergewehre zu Schanden mache. Wahr ist's, auch im Streite der Meinungen gibt es Waffen, deren Gebrauch in Kriegen das Völkerrecht, in Zweikämpfen die Ehre verbietet; es gibt öffentliche Redner, die entweder mit vergifteten Pfeilen die Rache der Heimtücke üben, oder mit Prügeln den Faustkampf der Gemeinheit durchfechten. Diesen nicht gleich zu sein, ist nicht einmal rühmlich. Der Herausgeber wird sich ernstlich bemühen, die Wärme der Leidenschaft ohne ihre Ungebührlichkeit sich anzueignen, und Gott gebe, daß ihm dieses Bestreben für gelungen angerechnet werde, denn

gar verschieden sind die Deutungen der Menschen! Aber die Preßfreiheit in ihren jetzigen Flegeljahren hat Unarten milderer Art. Auch sie vermeiden ist gut, sie entschuldigen ist besser, und das Beste sie ganz unschuldig finden. Man denke nur daran, daß es eine Zeit gab, wo Kinder artig genannt wurden, wenn sie steif wie Wachskerzen um den elterlichen Tisch saßen, und Messer und Gabel wie nach dem Takte der Galeerenruder an den Mund brachten und daß damals die Erziehung gleich einer garstigen Raupe die schönsten Blüthen der Jugendjahre abfraß. Man sei dieser Vergangenheit eingedenk und wolle dem aufblühenden deutschen Volke aus Grämlichkeit und mißverstandener Liebe die Spiele nicht verderben, welche die beste Schule für den männlichen Ernst sind.

Ueber die Freimüthigkeit, welche demjenigen, der über bürgerliche Angelegenheiten des Vaterlandes und fremder Staaten öffentlich urtheilt, zieme oder nicht, sei mir noch ein freundlich ernstes Wort verstattet. Ich hoffe mit Männern zu reden, bei denen eine kindische Geisterscheu nie Eingang fand, und welche kein Rauschen der Blätter erschreckt. Das lange Stubenleben hat die Deutschen dem öffentlichen entwöhnt, und das beständige Tragen von Schafs- oder Wolfspelzen hat Niedere und Vornehme gegen den Eindruck jedes Lüftchens empfindlich gemacht. Sie

haben eine unüberwindliche Aengstlichkeit, den Gegenstand ihres Tadels genau zu bezeichnen und kenntlich zu machen. Sind sie etwas betrunken, dann machen sie die Augen zu, nehmen einen Anlauf, rennen in die dickste Gefahr hinein, und sagen — Herr Esel! Aber, Herr Sempronius Esel zu rufen, dazu hat ihr Muth nie hingereicht. — Hat doch selbst der heldenmüthige Ankündiger dieser Zeitschrift nicht eher gewagt, den Namen Sempronius hineinzuschreiben, als bis er sich überzeugt, daß er nicht im Kalender stehe. — Wohin führt aber jene Scheu, nichts Schlechtes bei seinem Vornamen zu nennen, sondern höchstens dessen Familiennamen zu gebrauchen? Da die Familie der Esel sehr groß ist, so werden die Tadler bei ihrer Vorsicht zwar nicht beunruhigt, aber es wird auch nichts gebessert und Alles bleibt beim Alten. Es zeigt einen großen Mangel an Hochherzigkeit, wenn man keinen Tadel zu geben oder zu empfangen versteht. Wer sich einer Tugend bewußt ist, spricht den Tadel ohne Aengstlichkeit aus, weil er ihn ohne Demüthigung anhört; aber bei selbstbewußtem Mangel irgend einer Tüchtigkeit fühlt man sich durch jede Schwäche entmuthet, und durch ihren Vorwurf entehrt.

Sie kommen und sagen: man möge tadeln, ohne zu reizen, man möge Wunden heilend berühren, ohne

wehe zu thun, man möge belehren, doch unter der einfältigen Maske der eigenen Wißbegierde. Sie fordern viel und es ist schwer, sie zu befriedigen. Wie man in einem vom Sturme bewegten Schiffe mit Zierlichkeit strauchle oder falle, dies lehrt und lernt kein Vestris. Und von den Herolden der öffentlichen Meinung, die schon seit vielen Jahren schwindelnd schnell um die ganze Windrose kreist, von den Klägern des allgemeinen Wehes wagt man zu fordern, daß sie sich höflich verneigen, wenn der Boden unter ihnen wankt, daß sie behutsam zwischen die faulen Eier gehen, und an jede Thür leise anklopfen ehe sie sie öffnen? Bescheidenheit und immerfort Bescheidenheit! Aber die Natur gibt ihre Noth durch einen Schrei zu erkennen, und nur auf der bretternen Bühne singt der Schmerz in A-moll.

Wenn es Männer gibt, die auch im Kriege der Gedanken Muth mit Anmuth verbinden, und gleich Spartern geschmückt und unter süßen Flötentönen die ernste Schlacht bestehen, so sind sie wahrlich vor Allen zu ehren. Aber so hochbegabt mögen nur Wenige sein, und der Herausgeber dieser Blätter gehört nicht zu ihnen. Er bekennt es frei, daß die Kunst, die der Verfasser des Buches „Welt und Zeit“ besitzt: die Bäume hinter dem Walde zu verstecken, ihm eben so fremd ist als der

Wunsch nach ihr. Wer seine Pfeile unter den Haufen abdrückt, in der Hoffnung, er werde nur den Schuldigen treffen, kann viele Unschuldige verletzen, und den Strafbaren dennoch verfehlen.

Die gemäßigten Schriftsteller, als solche angesehen, wenn sie nur der geaichten Maaße sich bedienen, sind die allein gefährlichen. Sie bilden die wahre Aqua Tofana, welche die öffentliche Meinung siech und welk macht, und deren Gift weder durch Geschmack noch Farbe, noch schnelles Wirken eine rettende Warnung gibt. Indem sie Fürsten und Völkern zugleich schmeicheln, durch das zur Hälfte zugesprochene Recht, Jener auf Eigenmacht, Dieser auf Freiheit, machen sie die Einen lüstern, die Andern schlaff und verderben Beide.

Noch so Manches wird, verschuldet oder nicht, den Zeitschriftstellern, die nicht sind, wie die obenerwähnten, als Vergehen angerechnet. Aber, da es in unsern Tagen leichter ist, Andere als sich selbst betrügen, so mögen die schlauen Eiferer, wenn sie allein sind, und sie Keiner beobachtet, die Hand auf ihr Herz legen und sich fragen: ob ihnen der Gebrauch der Redefreiheit oder ihr Mißbrauch gefährlicher dünke? Sie werden die Antwort hören.

Oft reißt die Geschichte ein Wort stammelnd auseinander, aber es sollen die Zeitschriftsteller nicht

gleich einem Echo nur die letzte Sylbe der Ereignisse, sondern das ganze verständliche Wort wiederholen. Die Begebenheiten, diese Früchte der Zeit, haben ihren Endpunkt der Reife, wo sie gesammelt werden müssen; doch gelingt es nicht immer, sich jener flüchtigen Minute zu bemächtigen. Daher geschieht, daß die Zeitschriftsteller bald den Baum der Geschichte zu frühe schütteln und ihren hungrigen Gästen unreifes Obst vorsetzen, bald es zu spät thun, wann die Früchte schon faul und ungenießbar geworden sind.

Der Herausgeber dieser Blätter glaubt, daß Mißgriffe erwähnter Art, öfter als es geschieht, vermieden werden könnten. Doch wird manches Andere von Zeitschriftstellern gefordert, was nicht immer gewährt werden kann. Glaubt man etwa, die Forderung, stets nur wirkliche Begebenheiten, niemals Lügen zu verkündigen, wäre so leicht zu erfüllen? Ei, gewiß nicht. Es werden jetzt so schön plattirte Lügen verfertigt, daß sie von ächten Nachrichten gar nicht zu unterscheiden sind. Man sei doch nachsichtiger hierin und bedenke, daß große Lügen, die allgemeinen Glauben suchen oder finden, für die Zeitgeschichte nicht minder wichtig sind als wirklich geschehene Dinge, weil sie am deutlichsten aussprechen, was die öffentliche Meinung wünscht, hofft oder fürchtet.

Daß eine Zeitschrift wie eine Postkutsche an bestimmten Tagen und Stunden abgehe, gleichviel ob leer oder voll, diese Einrichtung ist ganz vortrefflich, der Tod und die Ehe lassen es wenigstens an blinden Passagieren niemals fehlen. Aber da es solcher Anstalten schon so viele giebt, so ist ihre Vermehrung unnöthig. Die Wage wird sich erst dann in Bewegung setzen, wenn Geschichte oder Wissenschaft sie befrachtet hat, und ihre Erscheinung kann daher an keine bestimmte Zeit gebunden sein.

Sie hätte wohl gewünscht, ihre Ansichten in Scheidemünze auszugeben, daß die Leser auch das kleinste und flüchtigste Ereigniß erstehen mögen; aber die Erfüllung dieses Wunsches blieb versagt. Cäsar, heißt es, habe den hagern Cassius gescheut, doch bei dem beleibten Antonius sei ihm wohlgemuth gewesen. Die Herrscher wechseln und die Herrschsucht bleibt; darum wird auch jetzt noch der flinke Geist gefürchtet, und nur neben dem Dickbäuchigen fühlt man sich sicher. Große Schriften sind ungehinderter in ihrem Laufe, die kleinen bleiben manchmal hängen — **Dat veniam corvis, vexat Censura columbas.** — Darum, o werther Leser, findet Ihr künftig, daß in unsern Reden nicht Alles Geist und Blut ist, sondern auch unnützes Werg darin steckt und Tagblättergedanken mit Wulst umgeben erscheinen, so

wißt Ihr warum es geschah; sie haben sich nicht ausgestopft, um sich zu brüsten; sondern nur um dicker und beliebter zu werden.

Der Geist des öffentlichen Lebens erfrischt noch lange nicht genug alle Glieder des deutschen Staatskörpers, am wenigsten in jenen Landstrichen, die in der Mitte zwischen süd-deutscher und nord-deutscher Gesinnung liegen. Den Bewohnern jener Gegend dämmert es nur noch über vaterländische Dinge; unter ihnen ist es nicht dunkel genug, um das Licht unentbehrlich zu finden, und nicht hell genug, um es zu entbehren. Für sie thut es am meisten Noth, daß die zerstreuten Lichtstrahlen sich zu einem Brennpunkte vereinen, der ihre Vaterlandsliebe entzünde. Bedarf es einer lautern Aufforderung an die vielen geistreichen und muthigen Männer unter ihnen, zu einem so edlen Vorhaben sich zu verbinden, und kann der Herausgeber der Wage anders als mit Zuversicht auf ihren Beistand zählen?

Gefährlich ist nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt sich, das ausgesprochene ist nie vergebens. Es ist Täuschung oder Schwachsinn, zu wähnen, die Rede sei ja fruchtlos gewesen. Was die öffentliche Meinung ernst fordert, versagt ihr Keiner; was ihr abgeschlagen worden, das hatte sie nur mit Gleichgültigkeit verlangt.

IX.

Vorwort zur zweiten Auflage der Wage.

(1819.)

Erst fünf Hefte dieser Zeitschrift sind bis jetzt erschienen; aber der Beifall, der mir zu Theil ward, hätte der Lohn sein dürfen eines längern Bemühens. Wenn ich davon zu reden liebe, wäre Dieses Schwäche oder Selbstgenügsamkeit? In unsern erbärmlichen Zeiten, wo das Weib höher steht und glücklicher ist als der Mann, weil jenes seine Bestimmung erfüllen darf, dieser aber nicht; in unsern Tagen, wo die zufriedensten Bürger, auch der vollkommensten Staaten, immer nicht mehr als Wiedergenesene sind, die in einem Krankenhause, lächelnd, heiter und hoffnungsvoll, aber noch schwach und in frommen, kindischen und sinnlichen Wünschen befangen, daherschleichen; jetzt, da keine Rede mehr wirkt als Musik, wohlge-

fällig, wenn sie schön ist, aber auch verhallend wie diese — welch einen andern Lohn könnte ein öffentlicher Redner erwarten, als verstanden, empfunden und für Worte ohne That mit Worten ohne That bezahlt zu werden? Das Lob, welches edle Menschen mir gegönnt, hat mich erfreut, aber in Verwunderung gesetzt, angetrieben und zurückgeschüchtert, geehrt und beschämt zugleich. Man hat Gutes von meiner Freimüthigkeit gesagt, wohl öfter wegen ihrer selbst, als wegen des Gegenstandes, an dem sie sich geübt; und ich erröthete darüber, wenn ich in mein Inneres blickte und wahrnahm, mit welcher Verzagtheit sich so mancher Gedanke dort versteckt gehalten. Aber wäre auch größere Kühnheit ersprießlich? So lange zu freimüthigem Reden Muth gehört, bleibt es fruchtlos; es wird überflüssig, sobald man ohne Gefahr die Wahrheit spricht.

Aber da das Herz weniger rechnet, als der Kopf, und weniger berechenbar ist, so werde ich fortfahren, und versuchen, mit dem Herzen auf das Herz zu wirken.

Wohl bessere Männer als ich, die früher für das deutsche Volk geredet, schweigen jetzt; das Vaterland hat sie nicht auf immer verloren, oder es hat Nichts an ihnen verloren. Was sie abgeschreckt, das war nicht die Bosheit, es war die flache Unbedeutend-

heit ihrer Widersacher. Edlen Menschen fällt es leichter, den Hohn, die Dolche, die Kerker, die Schlangenbisse zu ertragen, welche der beleidigenden Wahrheit rächend nachfolgen, als die abmattende Pfiffigkeit, die täglichen kleinen Quälereien, das Heer von Mücken, das unter einander verbündet die Geduld aussaugt, und die tausend Nadelstiche, an denen man blutet, ohne zu verbluten, und die, weil sie keine Narben zurücklassen, weder Bewunderung noch Lorbeeren erringen. Aber die Vaterlandsliebe hat keine Stufen; wer nicht Alles thut, hat Nichts gethan, wer nicht Alles hingibt, hat Alles verweigert.

X.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt.

(1819).

Die Madrider Hofzeitung, ich meine die deutsche Uebersetzung derselben, ich meine die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, fühlt sich groß genug, einen Zufluchtsort darzubieten, den aus allen freien Herzen und Köpfen verbannten Trieben und Gesinnungen, die flüchtig umherirren und ein dunkles Obdach suchen, ihre Schuld und Schande zu verbergen. Es ist edel, der verfolgten Unschuld, aber es ist mitverbrecherisch, dem Verbrechen eine Freistätte zu gewähren. Welches andere Blatt Englands, Frankreichs und Deutschlands hat mit so wenig Scham, als das genannte, spanischer Ruchlosigkeit, jesuitischer Hinterlist und aristokratischem Hochmuthe das Wort geredet, verrostete Grundsätze so emsig gescheuert und

ihnen den verlorenen Glanz wieder zu geben gesucht? Ich gehöre wahrlich nicht zu Jenen, die, uneingedenk daß auch sie wohl selbst des Wahnes fähig sind, Jeden unbarmherzig verdammen, der nicht denkt wie sie. Noch weniger hege ich für die gute Sache jene unvernünftige verzärtelnde Mutterliebe, die jedes Lüftchen von ihr abwehrt. Ich sehe sie gern dem Sturme preisgegeben; sie soll ihm widerstehen lernen und ihre Kraft bewähren. Der Sauerteig eines widersprechenden Geistes scheint mir unentbehrlich, damit das Werk gedeihe und genießbar werde. Aber Eins ist, das mich schmerzt, und darum führe ich Klage: Ausländer könnten urtheilen, es entspringe aus wahlverwandtschaftlichen Verhältnissen, daß einzig unter allen deutschen Blättern die Zeitung der freien Stadt Frankfurt alle unfreisinnigen Ansichten aufnimmt und verbreitet. So ist es nicht, und etwa einige alte Basen ausgenommen, finden zu Frankfurt die von dem Herausgeber des genannten Blattes gehätschelten Grundsätze so großen Spott und Tadel, als ich selbst ihn wahrlich nicht auszusprechen gedenke. Ich habe dieses Blatt früher selbst geschrieben, und dieses allein hat mich bis jetzt abgehalten, mich seiner fehlerhaften Richtung entgegenzusetzen. Denn Mancher hätte denken mögen, es geschehe aus einer eiteln Empfindlichkeit, es in meiner eigenen Gesinnung nicht fort-

geführt zu sehen. Dem Vorwurfe der persönlichen Befangenheit entgeht man in Deutschland schwer. So wenig wurden wir zugelassen, im Oeffentlichen und für das Vaterland zu leben, zu so zahmen Hausthieren hat uns eine vielhundertjährige Zwingherrschaft gemacht, daß die politischen Schriftsteller der entgegengesetzten Ansichten darin übereinkommen, sich wechselseitig vorzuwerfen, ihr Eigennutz sei ihnen das Höchste, und die einträgliche Sache sei ihnen die gute. Den Liberalen sagen ihre Gegner, sie suchten Verwirrung zu stiften, um wie Diebe im Gedränge zu stehlen; den servilen Schriftstellern wird zugelästert, sie wären bestochen durch Geld oder Eitelkeit, und sie wären nichtswürdige Spione. Diese begreifen nicht, daß man ohne Sold und Hoffnung zur Beute aus reiner Liebe für Freiheit und Recht streiten könne: und Jene begreifen nicht, daß es geborene Sklaven gibt, die nicht, weil sie sich einem Herrn verkauft, sondern aus Herzensneigung knechtischen Gesinnungen huldigen.

Die reinlichsten Gassen und Städte haben ihre Abführungskanäle; ja sie werden zu jenen erst durch diese. Ich glaube, daß auch die öffentliche Meinung, um sich lauter zu erhalten, eines freien Abflusses schmutziger Gesinnungen bedürfe. Doch unterirdisch und im Dunkeln sei ihr Weg, und sie sollen in der

Nähe menschlicher Wohnungen nicht erscheinen. Darum empört es das Gefühl jedes deutschen Vaterlandsfreundes, in einem Freistaate, im Angesichte der Stellvertreter unserer Fürsten, in Frankfurt, Grundsätze ausgesprochen zu sehen, wie sie das bezeichnete Blatt so oft enthält. Meine Stellung macht es mir zur Pflicht, ihnen zu begegnen. Daß ich den Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt von seinen Ansichten trenne, dieses ist eine so verbrauchte Redensart, daß ich mich ihrer ungern bediene.

Nicht die vollkommene Lüge, die den Feind im Innern trägt und durch Selbstmord zu Grunde geht: die halbe Wahrheit, welche, mit freundlichem Gesichte Gehör erbettelnd, durch das geöffnete Thor ihr diebisches Gefolge nachzieht — diese muß bekämpft werden. Nicht das Dunkle bedarf der Beleuchtung, um als solches erkannt zu werden, sondern die falschen und schmutzigen Farben. Und solcher gleisnerischen Zusammensetzung, solchen betrüglichen Gewebes, wo mit den bessern Fäden auch die schlechten, als Kette und Einschlag sich durchkreuzend, dem Käufer aufgedrungen werden, ist dasjenige, was die Zeitung der freien Stadt Frankfurt in ihrem 233sten Blatte unter Deutschland mittheilt. Da wird von dünnem Eise gesprochen, auf das man sich gewagt, von der Zeit der Reife, die man nicht abgewartet, von

Ideen, die nicht in das wirkliche Leben passen, von Nichtachtung der Erfahrung und dergleichen mehr; da wird auf dürren abgemähten politischen Wiesen mit Wohlbehagen hin- und hergegrast; da werden alle die abgeschmackten Mährchen vorgesungen, mit welchen man die Völker, als sie noch Kinder waren, in den Schlaf gelullt, die aber jetzt, da sie erwachsen sind, nur ihr Lachen oder ihren männlichen Unmuth erregen.

Es sei sehr beklagenswerth, „daß durch solche Erscheinungen (wie die Ermordung Kotzebue's) die Nachbarn Deutschlands hinlänglichen Stoff zu eben so bittern, als die Ehre des deutschen Volkes kompromittirenden Betrachtungen erhielten.“ Wollte der Himmel, es wäre Euch so viel an der Achtung Eurer Nachbarn gelegen, als hier geheuchelt wird, dann müßte Vieles besser werden unter uns. Wohl hat das Verbrechen Sand's den Franzosen zu bittern Betrachtungen Stoff gegeben, doch nicht gegen das deutsche Volk war ihr Tadel gerichtet. Sie haben gezeigt, wie unterdrückter Freiheitstrieb in solche tolle Lüste ausbrechen müsse; sie haben gezeigt, wie die mystische Nacht des Mittelalters, mit der Ihr Euch umgebt, um unter deren Schutze aristokratischen Uebermuth zu treiben, auch Manchen aus dem Volke verführt habe, demokratische Ausschweifungen zu be-

gehen; und sie haben gezeigt, auf welche listige Weise Ihr die freche That eines Einzelnen werdet benutzen wollen, um die Freiheit von Millionen einzuschränken. Daß Ihr so unklug seid, auf unsere Nachbarn hinzuweisen! Es ist zum Lachen. Sollen wir sie zum Vorbilde nehmen? Dürft Ihr das wollen? Sie haben das Herrlichste erkämpft, mit Blut, mit tausend Verbrechen erkämpft, und Euch selbst die Einrede benommen, daß nie ein schlechter Weg zu gutem Ziele, nie Verwirrung zur Ordnung führen könne.

Es muß „der unbefangene wahre Vaterlandsfreund mit Schmerz sich sagen, daß man sich immer weiter von dem Ziele wieder zu entfernen scheine, zu welchem die Bahn gereinigt worden war." Heuchlerische Klage! Wenn mit jedem Schritte, den die Freunde gesetzlicher Freiheit vorwärts machen, Ihr das Ziel weiter hinaussteckt, oder es vom Wege ab, bald rechts, bald links schiebt, an wem liegt dann die Schuld der Verzögerung, oder daß es nie erreicht wird? Und wer hat die Bahn gereinigt? Das Volk, Ihr nicht. Dessen Bewegung läßt sich freilich nicht so lenken, wie die der Soldaten auf der Wachtparade durch den Korporalstock, wie die eines Dutzends gehorsamster Beamten durch Tabellen und Weisungen geregelt wird; aber das thut auch nicht Noth. Berge von Schutt sind wegzuräumen, und bei dieser Arbeit

sind Hast und Fleiß das Erforderlichste. Zum Bauen gehört Ordnung und Plan, und kommt es dazu, dann mögt Ihr Eure Risse zeichnen und besprechen. Aber zum Wegführen des Schuttes dürft Ihr nicht so viel Zeit fordern, als das eingestürzte Gebäude gestanden hat, dessen Schutt weggeführt werden soll, und nicht die Langsamkeit, mit welcher im Verlaufe der Jahrhunderte jenes Gebäude aufgerichtet worden ist.

„Die aufgetretenen Bekämpfer aller illiberalen Ideen, die Vertheidiger der Freisinnigkeit in Wort und That müssen dem kalten, unpartheiischen Beurtheiler wie Kinder erscheinen, welche, die Gefahr nicht kennend, auf das noch zu dünne Eis sich wagen... Mit ihnen zugleich wird die schönere, bessere Idee zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in der Wirkung vernichtet, die, hätte man die Zeit der Reife abgewartet, unfehlbar gewesen sein und herrliche Früchte getragen haben würde." Das sind von den überreifen Früchten, die von dem Baume der bösen Erkenntniß so reichlich abfallen; das sind von den faulen Redensarten, zu denen Ihr vergebens einen Käufer sucht! Wenn Euch die Vertheidiger der Freisinnigkeit als Kinder erschienen, die Ihr täuschen könntet, dann wären sie Euch sehr willkommen. Weil sie aber klug und besonnen handeln,

ob zwar nicht mit Bedacht in Eurem Sinne, da sie den eigenen Vortheil vergessen und ihre Freiheit der allgemeinen aufopfern, darum haßt und verfolgt Ihr sie. Das noch zu dünne Eis! Darin eben liegt Eure Verblendung zugleich mit Eurer List. Ihr glaubt und wollt es glauben machen, der Anfang des Winters sei da, und man müsse abwarten, bis Alles fest zusammengefroren sei, bis man es im Freien nicht mehr aushalten könne, und man zahm werde, und gern in den warmen Käfig zurückfliege. Aber die Freisinnigen wissen, daß der Frühling gekommen ist, und wollen das noch nicht ganz geschmolzene Eis aufhauen, damit der Strom um so früher lustig und frei werde. Die Zeit der Reife! Wer hat sie zu bestimmen, und dürfen unter dreißig Millionen Deutscher einige Höflinge sich allein vermessen, den Kalender der Natur zu machen? „Die Früchte sind noch nicht reif," das ist eine schlechte Vogelscheuche, und wenn wir warten wollten, bis uns die großen Pächter des Staates zuriefen: „jetzt pickt zu!" kämen wir viel zu spät, denn sie hätten dann alle Bäume schon kahl geschüttelt. Auch ist von Früchtesammeln, von Ernte unter uns noch keine Rede, sondern nur vom Säen, und je mehr man schreit, der Boden sei noch nicht urbar, je emsiger und tiefer muß gepflügt

werden. Guter Gott! sie reden von „vorzeitiger That“ als handelten hier nicht auch Menschen, wie sie selbst sind, ja oft bessere. Seid Ihr so große Künstler, daß Ihr es Euch allein vorbehaltet, die Uhr der Geschichte auf die Minute zu stellen, die Euch beliebt, und sie schlagen zu lassen, wann es Euch gelüstet? Aber, um dieses Bild noch einmal zu gebrauchen: geht Euern langsamern Weg und laßt das Volk seinen schnellern gehen, nur daß Ihr Euch um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt dreht! denn das Volk ist der Minutenzeiger, die Regierung der Stundenzeiger des Staates, und ob jener auch rascher umlaufe, so verfolgt er doch die gleiche Bahn. Es ist leicht, das Bild zu vollenden.

Die Predigt haspelt sich so weiter ab: „Nicht nur, daß man durch voreiliges Handeln — (auch Worte werden zur That) — der gemeinen guten Sache schadet, sondern man scheint auch daran, ob solche Ideen in das wirkliche Leben passen, nicht gedacht zu haben.“ Und jetzt wird gesagt, was Lüders gesagt hat: daß für den wahren Politiker und Staatsmann nur das eine Geltung haben könne, was wirklich erreichbar sei, nimmer aber eine sogenannte höchste Idee, die niemals mit der Praxis des eigentlich politischen Lebens sich vertragen werde, noch es könne; aus der Staatskunst

sei jede Speculation zu verbannen; und was dergleichen Göttinger Hofrathsthesen mehr sind. Solche Redensarten zeigen nun zum tausendsten Male seit sechs Jahren, wie wenig noch die Anführer der stehenden Gesinnungen die Dialektik, womit man Volksmeinungen bekämpft, erlernt haben, und sie werden darum, sei es in gerechten oder ungerechten Kriegen, stets von jenen geschlagen werden, so wie die französischen Volksheere die ungelenke Taktik aller europäischen Feldherrn zu Schande gemacht haben. Sie verrammeln sich hinter ihren gothischen Grundsätzen, legen die ganze Macht ihrer Beredtsamkeit hinein, machen dann und wann einen ungeschickten Ausfall und meinen, das sei die rechte Art, die feindlichen Ansichten zu bekämpfen. Indessen spottet man ihrer Festungen, hungert sie gelegentlich aus, umgeht sie und gewinnt das offene Land. Ideen, die nicht in's Leben passen, Speculationen, Träumereien, mit denen sich ein ächter Staatsmann nicht befassen mag! Reden diese politischen Marktschreier nicht heute noch, als sei die Regierungskunst noch immer ein Kabinetsgeheimniß und thun groß mit Wundermitteln, deren einfache Bestandtheile Jedermann kennt. Der ächte Staatsmann ist, wer die Ideen seiner Zeit aufzufassen und anzuwenden versteht; wer dieses

nicht vermag, taugt selbst zum Gehorchen nicht, um so weniger zum Gesetzgeber. Man nenne uns doch die politischen Schwärmereien, denen sich die „Vertheidiger der Freisinnigkeit" hingegeben! Es ist wahr, irgend ein junger Mann hat eine Aller-Deutschen-Stadt bauen und in einem prächtigen Dome die Reichsversammlung halten lassen wollen. Das ist aber das Aergste, was an den Tag gekommen. Die Franzosen im Anfange ihrer Revolution hatten schlimmere Träume, aber sie sind, nachdem sie aufgewacht, zur Vernunft gekommen, und die wahren, freisinnigen Ideen, ob sie sie zwar anfänglich mißbraucht, sind dennoch nicht untergegangen und auf ein „späteres Jahrhundert hinaus zurückgeworfen" worden. Sie hatten eine konstitutionelle Monarchie gefordert; da widersetzte sich der Adel, und zog den Thron mit in sein eigenes Verderben. Sie forderten nun eine Republik, und nach wenigen Jahren war man froh, sie mit einer konstitutionellen Monarchie zufrieden zu stellen. Haben den Franzosen ihre Ausschweifungen geschadet? Sie forderten zu viel, um genug zu erhalten; sie spielten den Krieg in Feindes Land, um den vaterländischen Herd so sicherer zu behaupten. Die deutschen Schriftsteller, welche die gute Sache verfechten, sollten sich freilich etwas bestimmter ausdrücken, um den Uebelwollenden die Ausflucht

zu benehmen, sie wüßten eigentlich nicht, was sie für's deutsche Volk verlangten. Sie sollten sagen: man gebe uns alle die guten Einrichtungen, deren sich die Franzosen erfreuen, als da sind: Unabhängigkeit von jedem auswärtigen Einflusse; Volksvertretung durch jährliche Parlamente; Schutz und Heiligkeit der Personen; Freiheit des Handels und der Gewerbe; Aufhebung der Zünfte; Aufhebung der Privilegien; Gleichheit vor dem Gesetze; gleichen Schutz allen Religionen; Oeffentlichkeit der Justiz; Geschwornen-Gerichte; Preßfreiheit; Verantwortlichkeit der Minister und der untern Beamten. Und wenn sie dieses forderten, könntet Ihr wohl so unbesonnen sein, zu antworten: Das sind wahrlich gute Dinge; aber nur nach einer Revolution, die Alles über den Haufen wirft, können solche eingeführt werden. Könntet Ihr mit so plumpen Heucheleien gleich folgenden erwiedern wollen:

„Man übereile sich und die Sache nicht und verfehle dabei nicht die Manier, die schicklichste Art und Weise; man überhebe sich nicht über seinen Standpunkt, damit kein öffentliches Verhältniß verletzt werde; man befördere die Verbreitung einmal anerkannter liberaler Grundsätze, aber man thue dieses nur auf dem einfachen Wege der Volkserziehung, nicht aber, indem man die Regierungen, die eben

bestehen, unmittelbar angreife und vor dem eigenen Volke die leitenden, obersten Behörden compromittire. Diese dürfen solches nicht dulden, und indem man dadurch sie zu scheinbaren Gewaltschritten gegen die an sich doch unmächtigen, nur in ihren Ideen starken, Einzelnen gleichsam selbst zwingt, bringt man das hoffnungsvolle Kind, aus dem einst ein rettender Held hätte werden können, dem Moloch, der ungereiften Zeit, zum Opfer!" Daß es Gecken gibt, die, wenn von der Freiheit und dem Glücke eines großen Volkes die Rede ist, von Manier sprechen, mit der man für die gute Sache zu streiten habe, und etwa gar fordern, man solle den Tanzmeister und den Hofmarschall dabei zu Rathe ziehen, darüber mag man lachen — das schadet nicht. Aber anderer Rathschläge ernsterer Art mögen sie sich enthalten! Wie schlau! Die einmal bestehenden Mißbräuche soll man achten, aber das Volk durch die Erziehung erst für bessere Einrichtungen empfänglich machen! Daß diese Erziehung den Jesuiten anvertraut werden müsse, versteht sich wohl von selbst. Unterdessen und bis die Kinder die Schule verlassen, hat man Zeit gewonnen, das wankende Gebäude der Feudalität mit neuen Stützen zu versehen, die Vorrathskammern der Privilegirten wieder anzufüllen und dann lacht man aller liberalen Grundsätze. Die obersten Be-

hörden dürfen durch Tadel nicht „compromittirt“ werden. Schon einmal kam dieses Wort vor, und dieser elegante Ausdruck verräth deutlich, daß der in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt enthaltene und hier bestrittene Aufsatz ein Konversationsstück ist, von der feinsten Theegesellschaft gelegentlich abgeschnitten. Er endet mit der Warnung, daß durch das Verfahren der Freiheitsfreunde die Regierungen „zu scheinbaren Gewaltschritten gegen die an sich doch unmächtigen, nur in ihren Ideen starken, Einzelnen“ gezwungen werden. Dieses ist gar nicht schlau; denn welcher liberale Schriftsteller wird sich abschrecken lassen, wenn man ihm mit scheinbaren Gewaltstreichen droht? Aber das Eine ist wahr und man muß es zugeben: So lange die Machthaber die Freiheit der Gesinnungen und der Handlungen mit Dauer zu unterdrücken vermögen, so lange sind sie berechtigt, es zu thun; was die öffentliche Meinung nicht erreicht, verdiente sie nicht zu erreichen. Hier ist der Besitz ganz der Maßstab des Rechts.

XI.

Der Roman.

(1823.)

Nicht ein Bischen haben Sie mich lieb — flüsterte Karoline ihrem Freunde zu, und ließ ein Fädchen Seide aus ihren Fingern schweben — nicht so viel! Sie stand von dem Strickrahmen auf, setzte sich auf den entferntesten Stuhl im Zimmer und schmollte. Wie unartig bist du wieder — rief ihr die Mutter zu — und sieh nur, wie du den Obersten verstimmt hast! Wahrhaftig, ihr Beide da macht prächtige Gesichter, das sind glänzende Vorbereitungen zu eurer Hochzeit! — Hochzeit? .... entgegnete Karoline, und schüttelte bedächtig ihr blondes Köpfchen .... das will ich noch überlegen; ich kann die Spitzen, die mir der Onkel geschickt, auf jedem andern Ball auch brauchen. — Die Gräfin lachte. Ei

du liebe Unschuld, wo hast du denn das gelernt? Du sprichst ja wie eine moralische Erzählung von Marmontel! Sei geschickt, komm her, und erkläre mir dein Zörnchen. — Sie geben mir auch immer Unrecht, Mutter. Ist das ein Anbeter? Heißt das ein Bräutigam? Andere Bräute bekommen Gedichte, daß sie sie nicht alle lesen können, und ich habe noch keinen Vers erhalten! Und er hat doch eine Ode auf Napoleon gemacht. Sie wissen, Karl hat mir einen Roman versprochen, worin er mich schildern wollte, ich freute mich so sehr darauf. Das sind nun sechs Wochen und so oft ich ihn daran erinnere, sagt er morgen, und macht ein paar grimmige Augen, als wäre er auf der Wachtparade bei seinen garstigen Schnurrbärten. Herr Morgen, Sie gefallen mir gar nicht mehr! Der Oberst schien gekränkt und schwieg. Karoline reichte ihm die Hand. — Wir wollen wieder gute Freunde sein, sei nicht böse, lieber Karl! — Sie streichelte ihm die Haare von der Stirne.... Wo war es, wo du diese Wunde bekamst? kann ich doch den Namen nicht behalten! — In der Schlacht von Smolensk. — Die abscheulichen Kosaken! Das muß dir wohl recht wehe gethan haben? — Es war meine schmerzlichste Wunde nicht. — Du bist ja heute sehr galant, mein Freund! Warte, ich will deinem Herzen den

Puls fühlen.... Sie legte die Hand auf seine Brust; der Oberst drückte sie mit Heftigkeit in seine Arme... Mein geliebtes Mädchen! Vieles lernt der Soldat entbehren und verlieren; ach! dich könnte ich nicht verlieren. — Guter Karl, wir wollen uns immer, wir wollen uns ewig lieben! — Unsterblich ist jede wahre Liebe; nicht Untreue, nicht Verrath, nicht der Tod kann sie tödten. Sie schlummert nur, wie im Sarge, so im erkalteten Herzen unter der Winterdecke, um mit der Frühlingssonne frischer und grünender zu erwachen. Die Stunde ist die körperliche Hülle der Ewigkeit — es lieben sich ewig, die sich auch nur eine Stunde geliebt. — Was sagst du, Karl?.. Der Oberst zog ein Heft aus seiner Tasche, und überreichte es lächelnd seiner Braut. — Hier, Karoline, ist der versprochene Roman.

Karoline belohnte mit den anmuthigsten Liebkosungen das längst erwartete Geschenk. Aber warte — sagte sie mit drohendem Finger — jetzt sehe ich, wie du dich verstellen kannst! Dachte ich doch, du seiest fürchterlich böse auf mich, weil ich dich an dein Versprechen erinnert, und — nicht wahr, du hast nur ein so ernsthaftes Gesicht gemacht, um mich zu überraschen? Doch, wie heißt dein Roman, ich sehe ja keine Ueberschrift? — Wie du willst, liebes Kind! — Wie endet die Geschichte, ist sie traurig oder

lustig? — Wie es kommt, Karoline. — Nun, setzt euch jetzt, Karl soll uns seinen Roman vorlesen. Und du, Fritz, sprach sie zu ihrem Bruder, dem Hauptmann, der mit schweren Tritten das Zimmer erschütterte, störe uns nicht mit deinen Sporen, mache dir's in diesem Sessel bequem, aber rühre dich nicht. Hörst du?

Die kleine Familie setzte sich um den Tisch. Der Oberst legte das aufgeschlagene Heft vor sich, stützte den Kopf auf seine Hand ... Friede des Kriegs, o süße Ruhe der Schlachten — sprach er leise vor sich hin. — Du mußt lauter reden, flüsterte ihm Karoline zu, die Mutter kann dich sonst nicht verstehen.

„Die Winterschule war geendigt, die Feuer wurden ausgelöscht, die Fenster geöffnet, muntere Sonnenstrahlen erheiterten die düstere Zimmerluft, der Frühling rief und lockte zu tausend Spielen“ .... „Haltet ein — rief der Hauptmann, indem er vom Stuhle aufsprang, und den Obersten beim Arm faßte — haltet ein, Herr Schwager; ich weiß schon die ganze Geschichte. Jetzt kommt der Himmel, und ein Fluß, und ein Wald, und ein besonderer Baum, und darunter sitzt Rinaldo und seufzt oder flucht.“ ... Karoline legte dem Schwätzer die Hand auf den Mund. Horch doch, Fritz, dein Schimmel hat schon zweimal gerufen, du mußt hinuntergehen und sehen,

was deinem Freunde fehlt. — „Nein," erwiederte der Hauptmann sich niedersetzend, „ich will ruhig zuhören; aber ihr werdet sehen, daß ich recht habe. Rinaldo sitzt unter einem Baume und seufzt oder flucht."

Der Oberst fuhr fort. „Knaben und Vögel jubelten; glückliche Liebe lächelte und schwieg, die unglückliche weinte heißer, aber stiller. An einem dieser schönen Tage gingen August und Klara den Hügel hinauf, von dem sie den Strom, die Stadt, die alte Burg, und unten im Parke die fröhlichen Gäste sehen konnten, die eingeladen waren, Augusts Geburtsfest zu feiern. Den Jüngling hatte im feindlichen Lande, im fremden Hause, in das er als Kriegsgast gekommen, eine schwere Krankheit niedergeworfen, und als er aus seinem Fieberschlummer genesen erwachte, lächelte ihm wiedergefundenes Leben und der Frühling und die Liebe entgegen. Klara, die schöne Tochter seiner freundlichen Wirthe, hatte ihm den letzten Becher des Heiltranks mit zitternder Hand und niedergeschlagenem Blicke gereicht. In das Herz des Mädchens, das sich dem Mitleide, in das Herz des Jünglings, das sich der Dankbarkeit geöffnet, schlich die Liebe ein. Sie erriethen sich bald; Klara's Eltern sahen froh diese Wechselneigung entstehen. August war Sekretär bei einem französischen

Prinzen und Marschall, und hatte Gelegenheit gefunden, sich dem Kaiser bemerklich zu machen. Er schritt auf dem Wege des Glücks rasch und rascher fort. Klara's Hand wurde ihm zugesagt.

„Die Liebenden saßen oben auf der Moosbank in süßen Gesprächen versunken. August erzählte von seinen Fieberträumen, und wie ihm ein Engel in blauem Gewande erschienen sei, der ihm Genesung verheißen. Klara erzählte von ihren Aengsten, von ihren durchweinten Nächten. So säuselte eine Paradiesesstunde vorüber. Die Sonne neigte sich zum Untergange, die Luft ward kühl. Klara erinnerte ihren Freund, daß er sich noch zu schonen habe. Sie eilten den Hügel hinab. Von neckenden Gästen empfangen, verbarg Klara ihr Erröthen an der Brust ihrer Mutter. August, dem ein Bedienter meldete, daß eine Fremde in ihrem Wagen vor der Gartenthüre hielte, die ihn zu sprechen wünschte, eilte dahin. Ein altes Mütterchen, reich aber wunderlich gekleidet und geschmückt, wankte auf einem Stabe gebogen ihm entgegen. August stürzte in ihre Arme... Meine Mutter!... Mein Sohn!... Nun Gott sei Dank, lieber Sohn, daß ich dich lebend und gesund finde. Jetzt will ich gern sterben. — Welche Ueberraschung! — Gleich nach dem Briefe, den du mir durch deinen Arzt schreiben ließest, reiste ich ab,

um dich in deiner Krankheit zu pflegen. Auf dem Wege ward ich selbst schwach, und mußte acht Tage liegen bleiben.... Theure Mutter!... Bist du es denn wirklich, lieber Sohn? Ich kenne dich nicht mehr! Wie du dich geändert hast! Und ein vornehmer Herr bist du geworden, dein Vater selig hat es immer gesagt: Aus dem Jungen wird etwas Rechtes. Ach, du hast ja gar einen Orden? Aber, mein Sohn, das darfst du ja nicht tragen!... Liebe Mutter, erwiederte August lächelnd, es ist kein Kreuz, es ist ein Stern.... Ja, es ist wahr. Schau, was das kostbar ist! Aber wie leicht kannst du das verlieren; laß es dir fest nähen.

„Unterdessen waren die Gäste, welche die wunderliche Scene aus der Ferne mit angesehen, herbeigekommen. Klara hielt neckisch das Schnupftuch vor den Augen und sprach unter Schluchzen: Du Ungetreuer, du Bösewicht, hast dein Mädchen betrogen, liebst eine Andere! — Klara's Eltern drohten lachend mit dem Finger: Feiner Herr, sauberer Herr, das erfahren wir noch zur rechten Zeit.... Ah! Frau Rachel — ließ sich ein junger Officier vernehmen — nicht wahr, dem Herrn Baron da habt ihr früher aus der Klemme geholfen? Hat er noch ein Pfand bei euch, habt ihr ein Wechselchen? Machts christlich.... August wandte sich dem

Spötter zu und sprach mit flammendem Gesichte und drohendem Blicke: Sie ist meine Mutter!“ ...

Ein Schmerzensschrei, den die Gräfin ausstieß, unterbrach hier die Vorlesung. Karoline und ihr Bruder sprangen erschrocken auf.... Gott, liebe Mutter, was fehlt Ihnen, Sie werden ja blaß? — Nichts, Kinder, nichts, mein altes Herzklopfen. Bringt mir meine Arznei. — Die Gräfin, nachdem sie sich wieder erholt hatte, bat den Obersten, morgen fortzufahren, der Kopf schmerze ihr. — Haben denn Klara's Eltern nicht gewußt, daß August ein Jude ist? fragte Karoline den Obersten. — Das werden wir morgen hören, erwiederte dieser. — Das ist eine Teufelsgeschichte! bemerkte der Hauptmann. Aus der Heirath kann nun nichts werden, und mein Rinaldo, der unter einem Baume seufzt, ist ein Hebräer. Muß doch morgen unsern Haus-Jud fragen, ob sich ein Hebräer verlieben darf, nach Mosis Gesetz. — Es ist wahrlich eine verdrießliche Geschichte, fiel der Oberst lachend ein. Was thäten Sie, gnädige Mutter, wenn Ihrer Tochter ein solches Unglück begegnete? Die Gräfin bückte sich nach ihrem gefallenen Taschentuche. — Und Ihr, Herr Schwager? — Hölle und Teufel — erwiederte der Hauptmann, mit dem Fuße stampfend — wenn mir ein verdammter Jude einen solchen Streich spielte, würde ich den

Kerl vom dritten Strockwerk hinabwerfen, daß Vater Abraham Ach und Weh schreien soll, wenn ihm so plötzlich ein schwerer Klotz in den Schoos fällt.... Und du — und Sie, Fräulein?... fragte der Oberst Karolinen. Diese machte einen tiefen Knix. Bedanke mich schön für das Kompliment, Herr Oberst. Wahrhaftig, Sie sind ein artiger Herr. Wie kannst du dir nur denken, Karl, daß ich einen schwarzen, spitzbübischen Juden jemals lieb gewinnen könnte? — Es giebt auch blonde und ehrliche, erwiederte der Oberst. — Es ist freilich schlimm, es ist sehr traurig, nachdem man sich geliebt und geküßt hat, sich wieder zu verlassen. Aber was ist zu thun? — Du würdest also deinen Geliebten verstoßen, Karoline? — Wie anders? Die arme Klara würde ja ausgelacht werden, und ihr jüdischer Mann dürfte ja nicht einmal in's Casino gehen. Aber sie muß es gescheidt anfangen, wenn sie ihn fortschickt. Lieber Herr Schmul, würde ich meinem Bräutigam sagen — nicht wahr, Mutter, alle Juden heißen Schmul mit ihrem Taufnamen? — Lieber Herr Schatz, es ist wahr, ich habe Sie lieb gehabt; Gott weiß, wie es gekommen, ich war immer ein närrisches Mädchen gewesen — aber lieber Herr Schmul, sein Sie vernünftig, wir können uns nicht heirathen. Sein Sie nicht bös, lieber Herr Schmul: sehen Sie, ich schenke Ihnen

alle meine Brillanten, alle meine Blonden, sind viel Geld werth, Sie können gute Geschäfte damit machen auf der Braunschweiger Messe; aber geben Sie mir mein Wort zurück.

Nimm es! sprach der Oberst mit bebender Stimme, und stürzte wie im Wahnsinne fort.

2.

„Ihr habt mir die Spiele meiner Kindheit gestohlen, Ihr schlechten Schelme! Ihr habt mir Salz geworfen in den süßen Becher der Jugend; Ihr habt die tückische Verläumdung und den albernen Spott hingestellt auf den Weg des Mannes — abhalten konntet Ihr mich nicht, aber müde, verdrossen und ohne Freudigkeit erreichte ich das Ziel. Empfindung nach Empfindung habt Ihr mir getödtet, und einen Kirchhof geschaffen aus dieser lebensvollen Brust. Daß mir die Rache nicht einmal geblieben, daß ich nicht Kraft habe, zu vergeben, und nicht Ohnmacht genug, sie zu züchtigen! Ich kann sie nicht erreichen in ihrer Fuchshöhle, ich kann mich nicht bücken, ich kann nicht kriechen; und Recht behalten, wie immer, wird das schlaue Vieh. . . . Ach, dieser schöne Sonnentag, wie schnell ging er vorüber! Da sind sie wieder, die alten Fledermäuse, die mir so lange

um Stirn und Ohren schwirrten; da bist du wieder, höhnisches Gespenst, das mich aus der Mutter Schoos in die Wiege, aus der Wiege in die Schule, aus der Schule in das Leben geneckt! Ein Wort — nein, weniger als ein Wort — die Erzählung eines alten Schalls — furchtbarer Zauber! . . Verloren, verrathen, betrogen! . .“

In diesen heftigen Ausbrüchen eines verwirrten Sinnes und eines gekränkten Herzens suchte Karl sich seines Grams zu entladen. Corre, sein treuer Freund und Waffenbruder, stand ihm längst zur Seite. Bravo! — rief dieser, in die Hände klatschend — Bravo, Charles! Herrlich, ganz unvergleichlich, wie Talma, ganz wie Talma! Hast Probe gehalten? Werdet morgen die Komödie aufführen bei deiner gnädigen Mama? — Die Komödie ist aus, erwiederte Karl. — Schon geschehen? Schade, wäre gern dabei gewesen. Hast Beifall gefunden? Hat die gnädige Sippschaft dich gelobt? Hat die hohe Götterschaft dir zugelächelt? O du Glücklicher! — Verloren, Alles hin, nur du allein bleibst mir noch. — Karl sank mit thränenden Augen an die Brust seines Freundes. — Was ist das, Charles, was bedeutet das? Das ist nicht Spiel, rede, was ist geschehen? — Karl sprach und weinte sich aus. — Das ist Alles? Weil du ein Jude bist? frug Corre unter

Zorn und Lachen. Ich bin noch weniger als du, ich bin nicht einmal getauft. Ich heiße Brutus, und, Gott sei Dank! mein Name steht nicht im Kalender der Heiligen. Keines jener frommen Lämmer, die sich geduldig schlachten, braten und verzehren ließen, führt meinen Männernamen; ich gehöre besser zu jenen kühnen Jägern, welche die Wölfe erlegt, die die Lämmer zerrissen. — Alles, seufzte Karl, Alles ist verloren! — Alles? fragte Corre mit gerührter Stimme, und diese Narbe ist dir Nichts, und die Erinnerung, für wen du sie trägst, rechnest du für Nichts? — Mit tausend Herzen habe ich das Mädchen geliebt, und so zurückgestoßen zu werden von der Schwelle meines Glücks! — Sei ein Mann, Charles, du hast ein Mädchen verloren und dich gewonnen. Da es dahin gekommen, darf ich offen mit dir sprechen. Ich kannte die Liebe nie, ich bin ein Kind des Lagers; aber es kann nichts Unwürdiges sein, was meinen Charles besiegte. Doch hättest du nur eine Andere gewählt! Und wäre es die schielende Alison, die liebliche Tochter unserer Marketenderin gewesen, ich hätte Mondnächte mit dir durchseufzt und durchwacht und hätte nicht gelächelt. Aber jenes eitle Pfauengeschlecht ist meiner Seele verhaßt. Du kennst sie nicht, Charles, ich kenne sie besser. Den Hund verachten wir nicht so,

wie sie uns verachten. Die Uebermüthigen, Verdorbenen, ob ich sie kenne! Sie haben uns alle unsere Siege vorgebahnt. Fürst und Land und Volk haben sie verrathen. Eure Bürger haben wir mit den Waffen besiegt, und nicht immer, jene Götter mit Gold und Tand, und überall. Sei froh, Charles! Wein her, laß uns dieses Glas leeren. Es lebe die Freiheit! — Es lebe die Freiheit! rief Karl begeistert, und Tod und Verderben jeder Gewalt!

Die Thüre wurde mit Heftigkeit aufgestoßen, und der Hauptmann, Karolinens Bruder, stürzte wüthend in's Zimmer. Die vorgerückte Abenddämmerung ließ ihn erst an seiner Stimme erkennen. Finde ich dich endlich, spitzbübischer Jude! Hab ich den Schurken! Er drang mit einem Stocke auf Karl ein. Dieser suchte seinen Degen und da er ihn nicht fand, drängte er sich an Corre, ihm den seinigen aus der Scheide zu ziehen. Corre stieß ihn zurück. Wag' es nicht, sagte er; dieser Degen ist mein, und ich hab' ihn zu führen. — So recht — schrie der Hauptmann mit Hohngelächter — Jud und Franzos, Franzos und Jud, das gehört zusammen, das steht Eines für das Andere. — Zieh! schrie Corre, wahr' dein Rosenblut, Page! Sie fielen aus, beim zweiten Gange stürzte der Hauptmann nieder und badete sich in seinem Blute. — Eil, lauf zum Stabs-Chirurg,

rief Corre beklommen. — Schick zum Pfaffen, sprach Karl, ruhig und kalt; ruf den Pfaffen, daß er's zum Uebrigen lege.

3.

Karoline v. P. an ihre Freundin.

Wenn Sie Recht hätten, liebe Sophie, wenn in den Jahren der Jugend Wunden und Schmerzen bald heilten und vergessen würden — wäre ich dann nicht noch elender? Von meinem Glück ist mir nur mein Leid geblieben, und das ist leichter zu tragen, als ein leeres Herz. Gestern war es ein Jahr, daß meine gute Mutter gestorben, ich weinte den ganzen Tag. Mein Bruder weckte gewaltsam den schlummernden Zorn in seiner Brust auf; am Abend warf er Blut aus und war sehr krank. Ach wie schrecklich sind die Männer! Der arme Fritz! Er hat die Kraft nicht mehr, ohne Führung durch das Zimmer zu gehen, und hat noch die Kraft zu hassen. Es ist keine Hoffnung für ihn; das hat mir der Arzt verrathen, der mir mit Trost entgegenkam, ehe ich ihn suchte. Die Stichwunde, die er in der Brust erhalten, hat ihn unheilbar verletzt. Alle unsere Bekannten, welche meine Verbindung mit dem Oberst getadelt, und mit meiner Mutter darüber grollten, haben uns verlassen. Nachdem uns das Unglück getroffen, sahen

sie uns mit schadenfrohen Augen an, und jetzt begegne ich nur gleichgültigen Blicken. Wie einsam ist doch der Unglückliche! Ihr Gatte und Ihre Kinder, liebe Freundin, werden einen stets engern, einen stets süßeren Kreis um Sie schließen, und Sie auch werden meiner nur gedenken, sich Ihres Friedens inniger zu freuen.

Von dem Obersten habe ich nichts gehört. Neulich sagten sie, er sei in Gefangenschaft der Engländer gerathen. Vielleicht war es nicht wahre Liebe, was ich für ihn gefühlt, aber es war die höchste Neigung, der ich fähig war. Ich kann mich nicht mehr zurecht finden. Die Leiden meiner Mutter und meines Bruders haben mich irre geführt, und ich habe den alten Weg meines Herzens verloren. Er war ein edler Mensch, und liebte mich mit aller Zärtlichkeit. Ob er wohl an mich denkt? Er ist ein Mann.

Wenn ich meinen Bruder verliere, werde ich in eine Erziehungs-Anstalt zu kommen suchen. Frau v. C. hat mir ihr Haus angeboten; aber ich kann nicht Kinder sehen unter den Augen ihrer Mutter; ich muß mich zu fremden Kindern gesellen, denken, sie wären auch verlassene Waisen, und ihre ältere Schwester sein.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren gütigen Brief.

4.

Oberst W. an Corre.

Cadix, den 26. Dec. 1819.

Ich kenne Dein Herz, Corre, und glaube daran, auch wenn ich es nicht begreife. Aber jedem Andern würde ich sagen: Du liebst die Freiheit, und kannst der Tyrannei nicht dienen? Nicht über Alles liebst Du sie. Brutus hat den Blödsinnigen gespielt — ich vermochte mehr als dieser. Seit vier Jahren lächle ich wie ein Schurke, stecke Gold ein wie ein Bube, und schließe mit allen Kutten Brüderschaft. Wohl manchmal am Abend sinken mir die Knie von der Arbeit des Tages; dann lasse ich mich in das Meer hinausschiffen, erzähle den Wellen mein Geheimniß, und kehre gestärkt nach Hause. Du fragst mich, warum ich mein Vaterland fliehe? Ich habe keines, ich habe die Fremde noch nicht gesehen. Wo Kerker sind, erkenne ich meine Heimath; wo ich Verfolgung finde, athme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond ist mir so nah wie Deutschland. Nur einmal, in einer unverwahrten Stunde, habe ich dieses umpanzerte Herz geöffnet, und da haben sie mich schnell und gut getroffen. Es geschieht nicht wieder.

Alles ist gerüstet, die Winde sind günstig, in wenigen Tagen wölbt sich ein schönerer Himmel über mir. Ich habe nicht Zeit, mehr zu sprechen, aber wisse, der Tag, an dem Du diesen Brief erhältst, war der glücklichste in dem Leben Deines Freundes.

XII.

Altes Wissen, neues Leben.

(1823.)

Alphons, König von Aragonien, der Himmel und Erde kannte — er war beigenannt der Astronom, der Philosoph und der Weise — hat gesagt: „Vieles besitzt der Mensch, Vieles begehrt er; aber unter allen Gütern des Lebens sind nur folgende wichtig: altes Holz zum Brennen, alter Wein zum Trinken, alte Freunde zur Gesellschaft und alte Bücher zum Lesen. Das Uebrige ist Lumperei.“ Da jede wackere Hausfrau weiß, daß dürres Holz besser als grünes brennt; da jedem braven Manne alter Wein angenehmer als junger mundet, und dieser wie jene weiß, welchen Vorzug erprobte Freunde vor neuen haben — so wollen wir blos von alten Büchern sprechen.

Es ist eine anerkannte Wahrheit, und die oft genug ausgesprochen worden, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt; wahrscheinlich gibt es für die Bewohner auf und über ihr auch nichts Neues. Was geschieht, geschieht zum wiederholten Male; was gedacht wird, wurde früher schon gedacht; was gesagt, geschrieben wird, haben schon Andere gesagt und geschrieben. Wir glauben oft eine neue Wahrheit zu finden; aber wir finden sie auch nur — ein Anderer hatte sie verloren. Wir entdecken sie, wie wir Amerika entdeckt, und so wenig der Naturkundige die neue Thierart, die er zum Erstenmal beschreibt, geschaffen hat, so wenig haben wir die neuen Ideen geschaffen, mit welchen wir zum Erstenmale unsere Zeitgenossen bekannt machen. Da sich nun dieses so verhält, und wir uns Alle aus Büchern belehren, ist die Frage: Soll man diese Belehrung mehr aus alten oder mehr aus neuen Büchern schöpfen? Wohl ist das Erstere anzurathen, aus mancherlei Gründen. Bei den Alten war das Leben von der Wissenschaft nicht getrennt, sie dachten ihr Leben und lebten ihre Gedanken, und diesen, da die ganze Fülle des Daseins ihrer Schöpfer darin abgedrückt war, konnte es an Kraft und Dauerhaftigkeit nicht fehlen. All ihr Thun, all ihr Reden kam aus dem Ministerium des Herzens und aus der geheimen

Kanzlei des Geistes. Aber die Philosophen und Staatsmänner unserer Zeit haben, wie der Moniteur, einen kleinen offiziellen und einen sehr großen nicht offiziellen Theil. Wie kann nun Dauer, Kraft und Anmuth haben, was in einer verdrießlichen Amtsstunde gethan und geschrieben wurde, in einer Stunde der Zerstreuung, wo im Hintergrunde des Feierabends uns Weib und Kind, und Freund und Becher lockten? Auch ist zu bedenken, daß viele neuere Schriftsteller, die wissentlich von den Alten Ideen genommen und sie für ihre eigenen ausgegeben, um den Diebstahl zu verheimlichen, das Zeichen an den gestohlenen Ideen vertilgt und ihnen dadurch das Gepräge geraubt haben, worin ihre Eigenthümlichkeit sich ausdrückte. Wir reden oft von der Einfachheit und Klarheit der guten alten Schriftsteller; woher entstand diese Einfachheit und diese Klarheit? Die Alten suchten weniger zu glänzen; nicht etwa, daß sie bescheidener gewesen, als wir sind, aber das Gedränge der Redner und Schreiber war nicht so groß, als es jetzt ist, und man hatte, um sich bemerkt zu machen, nicht nöthig, zu schreien und zu blenden. Die Alten hielten sich an der Sache, an der Wahrheit, sie gebrauchten keine schmetternden Worte, keine schimmernden Redensarten; sie begnügten sich, von ihren Ansichten scharfe und genaue Umrisse zu geben.

So sind sie der neuen Zeit zugekommen; es ist aber mit den Gedanken, diesen Abdrücken des menschlichen Geistes, wie mit den Kupferstichen; die Abdrücke vor der Schrift sind die besten. Durch die Erfindung der Buchdruckerei sind die Ansichten der Alten sehr vervielfältigt, sehr verbreitet, aber auch sehr geschwächt worden. Ueberdies sind wir mit ihnen verfahren, wie es die Kinder mit den Bilderbögen machen. Wir haben die Zeichnungen der Alten illuminirt, und da wir dabei aus Unachtsamkeit, Ungeschicklichkeit, oder weil es schwer ist den Pinsel immer fest und genau zu führen, oft rechts und links ausgeschweift sind, haben wir die Conturen verwischt, und man kann von unserer neuen abgebildeten Wissenschaft sagen, daß die Wahrheit des Urbildes bei ihr zwar in der Mitte liegt, aber am Anfange und Ende verletzt worden. Aber wie bedeutend und unglückselig ist dieses Ueberschreiten! Um einer Wahrheit Dasein wird selten gestritten, auch nicht zwischen den feindlichsten Gesinnungen; gekämpft wird nur um die Gränzen einer Wahrheit. Daher die Verwirrung unserer und früherer Zeit. Wie schlimm! Als Christen können wir der Farben nicht entbehren, denn wir können der Perspektive nicht entbehren. Jeder Grundsatz ist uns nur ein Vorhang, den wir wegschieben, um

das zu sehen, was dahinter ist; da aber das Hintere auch ein Vorhang ist, werden wir nicht fertig. — Jede Wissenschaft dient uns zur Leiter, darauf in den Himmel zu steigen, und sind wir oben, oder glauben, oben zu sein, wenden wir der Leiter verächtlich den Rücken zu. Darum kommen wir nie zum Ziele, weil wir jeden Zweck, so bald wir ihn erreicht, zum Mittel erniedrigen; darum haben wir Vieles verwirrt, Vieles verwischt und mancher guten Lehre der Alten — nicht den Werth, das vermochten wir nicht — aber den Preis geraubt. Weiter sind wir freilich als die Alten, wir sind aber so weit gekommen, daß wir unsere Heimath nicht mehr finden, und während Jene in dem engern Kreise ihres Wissens alle Wege und Abwege kannten, fragen wir auf unsern weiten Fahrten in Angst und Sorgen den Kompaß um die schwankende Weltrichtung an.

Wir wollen nur zweier Wissenschaften gedenken — es sind freilich solche, die das ganze menschliche Dasein umfassen — worin die Alten die Neuen weit übertroffen: der Sittenlehre und der Staatslehre. Die Sittenlehre des Heidenthums ist uns zu enge geworden, wir sind ihr entwachsen; die Sittenlehre des Christenthums ist uns zu weit, wir füllen sie nicht aus, und so leben wir — nicht ohne Sittlichkeit; denn, Dank der Güte und Kraft der

menschlichen Natur, daß nicht Wahnsinn, nicht Bosheit und Gewalt sie zu zerstören vermochte — aber ohne Sittenlehre leben wir. Die Heiden waren kurzsichtig; sie sahen nicht über das Grab hinaus. Wie tolle Verschwender vergeudeten sie des Lebens Reichthum in wenigen irdischen Jahren; aber sie starben satt, in Unschuld und Unwissenheit, wie die Kinder, und die Kinder sind es, die am nächsten stehen Gottes Throne. Die Christen sind weitsichtig, sie erkennen das Leben nicht; sie vermögen nur zu lesen, was mit Sternen am Himmel geschrieben; eine Schrift, mannigfacher Deutung fähig. Wie Geizige häufen sie Schätze auf Schätze, Zinsen auf Zinsen, sterben im und am Hunger, mit Sünden belastet und dieser Bürde sich bewußt; aber verloren ist, wer sich aufgibt; schuldig ist, wer sich schuldig fühlt; dort oben gibt es keine Fiskale und Verräther, und keine andere Klage hört der gnädige Richter an, als die der Kläger gegen sich selbst gewendet. Sie haben einen Gott des Himmels und einen Gott der Erde geschaffen, die sie als Parteihäupter betrachten, mit deren einem man es verderben müsse, wolle man mit dem andern es halten! Man müsse unglücklich sein, um selig zu werden! Als wäre die Erde nicht auch ein Stück des Himmels, als wäre die Zeit nicht auch ein Theil der Ewigkeit und Gott

überall! So bleibt uns, wie der Horizont, wo Himmel und Erde sich berühren, des Glückes Fülle ewig fern. So stehen wir zitternd auf der zitternden Brücke, die vom Leben zum Tode führt, wagen nicht vorwärts zu gehen, haben nicht den Muth zu leben und nicht den Muth zu sterben. Freilich sind wir besser, als wir denken, sind glücklicher, als wir zu sein glauben; aber unsere Seele ist hypochondrisch — nicht krank genug, am Uebel zu sterben, nicht gesund genug, sich wohl zu fühlen. Jede natürliche und gesunde Neigung halten wir für eine Leidenschaft, jede Leidenschaft für eine Sünde; von jeder Sünde fürchten wir, sie werde uns in die Hölle stürzen, und zwanzigmal im Tage zittern wir, der Teufel werde uns holen. Unglückselige, die wir sind! Der uns erlöst, den haben wir gebunden, und so harren wir des neuen Messias, der den Erlöser erlöse; auf den Vater warten wir, der den Sohn mit dem heiligen Geiste versöhne. Kommt diese Zeit des dritten Testaments, dann wird der glückliche Mensch, wie die Bäume des Südens, zugleich Blüthen und Früchte tragen, den Frühling mit dem Herbste verbinden, zugleich Christ und Heide sein — und dann wird der Himmel sein überall, wo ein klares Auge ist, ihn zu erkennen.

Mit der Staatslehre ist es noch viel

schlimmer. Haben wir keine Sittenlehre, so haben wir doch wenigstens eine Sittlichkeit, und man kann den Weg vom Herzen zum Kopfe auch ohne Landkarte finden. Wir haben aber nicht blos keine Staatslehre, sondern auch keine Staatskunst. Der Beweis für diese Behauptung wäre leichter zu führen, wenn der Beweise weniger wären; man muß sich aber durch das Gewühl der neuen erst durchdrängen, um zu den alten zu gelangen, welche hier allein zu gebrauchen sind. Seit der Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften in Europa haben alle Menschen, jeder in seinem Kreise, die Erfahrung benützt. Aerzte, Naturforscher, Seefahrer, Handwerker, Kaufleute, Maler — nur die Staatsmänner haben von der Erfahrung nichts gelernt. Ihre Ungelehrigkeit zeigte sich vorzüglich daran, daß sie mühsam ihren Scharfsinn vergeudeten, die *Verschiedenheit* der geschichtlichen Verhältnisse aufzufinden, aber nie ihren Witz gebrauchten, die verborgenen Aehnlichkeiten der Jahrhunderte zu entdecken. Sie urtheilten und verfuhren darnach, wie ein Mensch urtheilen würde, der dächte: ich werde nie sterben, denn von allen Menschen, die je gestorben, hat keiner völlig meine Gestalt gehabt. Hätte man den Anstiftern und Lenkern des dreißigjährigen Krieges gesagt: „Ihr guten Leute, gebt euch keine vergebene Mühe; erinnert euch, was Luther

dem Churfürsten von Sachsen geschrieben: „Ew. churfürstliche Gnaden wissen nun und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders als zu Nürnberg über diese Sache beschlossen ist.“ . . . Glaubt den Todten, die Todten lügen nicht — sie hätten geantwortet: „Luther war ein braver Mann, ein kluger Mann, ein rechtlicher Mann, wir glauben an ihn, wie an Gottes Wort; aber Luther hat von Nürnberg gesprochen und nicht von Prag.“ Wie ist mit solchen Leuten fertig zu werden? Büschings Geographie ist gar dick. Und hätte Luther von Prag gesprochen, so hätte er nicht von Leipzig gesprochen; und hätte er von Leipzig gesprochen, so hätte er nicht von Magdeburg gesprochen; und hätte er von Magdeburg gesprochen, so hätte er nicht von Nördlingen gesprochen, und von welchem Orte er also gesprochen hätte, er hätte vergebens gesprochen. Was hätte auch die Staatsmänner belehren und bilden können? Die Geschichte der letzten Jahrhunderte war nur eine Familiengeschichte, und man regierte Europa, indem man höchstens sechs Menschen leitete. Dieses ist so wörtlich wahr, daß, so bald in einem Ereignisse der siebente Mann hinzutrat, sie zu kurz kamen mit aller ihrer Schlauheit. Sie haben die Reformation, den Abfall der Niederlande, die englische und die französische Revolution weder zu verhindern, noch zu

lenken gewußt. Freilich kann man sagen: „Das lag außer dem Kreise menschlicher Macht!“ — aber versucht haben sie es doch, und wer das Unmögliche versucht, zeigt, daß er das Mögliche nicht vermag, und daß er das Wirkliche nicht faßt. Die Experimental-Politik hat keinen größern Werth als die Experimental-Physik; sie kann gleich jener dazu dienen, auf hohen Schulen die Erscheinungen der Geschichte zu erklären, die Elemente und Mischungen der menschlichen Verhältnisse den Sinnen darzuthun, aber sie lehrt nicht, wie man die Natur der Dinge ändert. Die Physiker und Chemiker mögen in ihrem Kabinette elektrische Funken herausziehen, galvanische Schläge geben, eine Luftart bilden, Säuren und Alkalien darstellen: aber das Wetter, das Klima zu ändern, Wind, Donner, Blitz und Regen zu machen oder zu vertreiben — das vermögen sie nicht. Die Politiker der früheren Jahrhunderte waren Staats-Chirurgen, aber keine Staats-Aerzte. Zwar hatten die Besten unter ihnen den Lehrsatz des Hippokrates angenommen: „Was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer.“ Aber sie hatten den Satz umgekehrt und gesagt: „Was das Feuer nicht heilt, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilen Arzneimittel.“ Demnach hatten sie gegen kranke Zeiten zuerst Kanonenfeuer

gebraucht; half dieses nicht, operirten sie die Köpfe, und half auch dieses nichts, fingen sie über innere Mittel zu sinnen an. Aber dann war es zu spät, der Kranke war gestorben und es war nichts mehr zu heilen da. Und gab es einen Kranken, der Feuer und Eisen überstanden, so zwangen sie ihm nicht blos die bittere Arznei, sondern auch den Löffel auf, worin sie ihm die Arznei gereicht — und der Kranke erstickte. Da waren die Staatsmänner des Alterthums ganz andere Menschen! Die heutigen Spanier, so schlimm sie auch sein mögen, sind lange nicht so hartnäckig, als das jüdische Volk gewesen — denn dieses konnte man bis jetzt noch nicht bändigen — und doch war Moses mit ihm fertig geworden! Wie mächtig haben Sesostris, Confucius, Solon, Lykurg, Manco-Capac gewirkt; wie Metall haben sie ihre Völker umgeschmolzen! Ihr sagt: „Die hatten es mit rohen Völkern zu thun, hätten sie, wie wir, es mit ausgebildeten zu thun gehabt, wäre ihnen das Unternehmen auch nicht gelungen.“ .... Das heiß ich vortrefflich antworten; ich habe nichts Anderes hören wollen! Ausgebildete Völker schmilzt auch kein Moses um, und stünden ihm alle egyptischen Plagen zu Gebote.

Woher kommt es aber, daß wir keine Staatslehre und keine Staatskunst haben? Zu dieser Un-

tersuchung ist hier der Ort nicht, und sie wäre auch ohne Nutzen; denn die Uebel in der Zeit werden nicht, wie die im Raume, an ihrer Quelle geheilt, da man die Vergangenheit weder austrocknen noch ableiten kann. Es soll nur gezeigt werden, daß wir nicht an jenem Mangel litten, wenn die Kenntniß des Alterthums gründlicher und verbreiteter wäre. Eine solche Kenntniß aber würde nicht blos auf die wissenschaftliche Bildung der Zeitgenossen, sondern auch auf das wirkliche und allstündliche Leben von unaussprechlich wohlthätiger Wirkung sein. Was die Kämpfe unserer Tage so schrecklich macht, ist nichts Anderes, als die Ueberraschung, mit welcher den Kämpfenden auf beiden Seiten die Erscheinungen der Geschichte entgegentreten. Ueberraschung aber gebiert Schrecken, Schrecken ist der Vater der Verzweiflung, und Verzweiflung ist blind. Wir alle, verschiedenen Gesinnungen zugethan, sind im Wahne, es geschähe Neues; neue Laster, neue Rechte, neue Rechtsverletzungen und Anmaßungen wären entstanden. Aber die Tyrannei ist alt, und die Freiheit ist alt, und der Kampf zwischen beiden ist alt. Weil wir den Umlauf der Menschheit nicht kennen, verwechseln wir die Witterung mit den Jahreszeiten. Fällt im Mai rauhes Wetter ein, jubeln Diese und trauern Jene: die Sonne ginge zurück. Hat der November einen

warmen Tag, wehklagen Jene und jauchzen Diese: der Frühling komme; und so tritt nach jeder gewonnenen oder verlorenen Schlacht der Uebermuth der Sieger und die Verzweiflung der Besiegten hervor. Eines Morgens wird man die Flüsse gefroren, oder die Bäume in Blüthe finden, und die rothen oder die weißen Narren werden den Mund aufsperren! Kennten wir das Alterthum, würde uns die Vergangenheit als Landkarte für die Gegenwart dienen; und kann man auch mit der besten Karte in einer fremden Gegend einen Fußpfad verfehlen, so geht man doch in den Hauptrichtungen nicht irre, und mit ihr versehen, wird man nie einen Ort in Europa suchen, der in Amerika liegt. Manche Menschen und manche Völker eifern gegen die Machthaber mit Wort und That, weil sie glauben, daß sie unterm Drucke leben; kennten sie aber die Lage, worin die alten Völker gewesen, sie würden ihre eigene beneidenswerth finden. Sie würden einsehen, daß ihnen Gewerbfleiß und Wohlstand eine Unabhängigkeit geben, welche die Bürger der alten Staaten nie besaßen; daß diese ihren Lebensunterhalt von den Großen und Reichen erbetteln, und die empfangenen Almosen theuer vergüten mußten. Mancher eifert gegen den Adel, nur weil er nicht weiß, daß Rom acht Jahrhunderte von den Patriziern beherrscht, und von ihnen

zum ersten Reiche der Welt erhoben wurde, und daß in den reinen Demokratien des Alterthums eine Aristokratie des Geistes herrschte, die viel demüthigender war, als die der Geburt, weil sie sich auf Wenige erstreckte, und viel entmuthigender, weil sie Keiner, dem sie die blinde Gunst der Natur versagte, je verdienen oder erschmeicheln konnte. Mancher würde von der Herrlichkeit republikanischer Regierungsverfassung weniger schwärmen, wenn er wüßte, daß die ersten Staatslehrer der Griechen und Römer derjenigen Verfassung den Vorzug gegeben, in der eine starke Mischung von Monarchie enthalten. Mancher findet es reizend, daß das Volk in Athen und Rom zu den wichtigsten Staatsverhandlungen seine Stimme geben oder versagen, Krieg und Frieden beschließen, verdammen und freisprechen, bestrafen und belohnen konnte; und er weiß nicht, daß damals die Menge von den Demagogen ganz so gebraucht wurde, als jetzt die Soldaten von den Machthabern gebraucht werden, welchen man im Kriege zu schlagen, stoßen, tödten, schreien, schimpfen, zu plündern verstattet, die aber Alles, was sie thun, nicht für ihren eigenen Vortheil, sondern für den Nutzen der Anführer thun. Mancher brave Mensch findet es beschämend, das er den Lohn für seine Verdienste nur durch Kriecherei erlangen kann. Er wisse aber, daß es sonst viel

schlimmer war; daß man sich jetzt bei den Großen wenigstens mit Bücklingen und Schmeicheleien abfinden kann, im Alterthume aber die Patrone eine gesetzliche Herrschaft über ihre Klienten hatten, die in vielen und wichtigen Lebensverhältnissen äußerst drückend war. Und wenn Dieses auch nicht so, wenn die jetzige Lage der Völker auch wirklich schlimmer wäre, als die der Alten war, so würden die, die für eine Verbesserung dieses Zustandes kämpfen, ihren Streit besonnener und milder führen, wenn sie das Alterthum besser verstünden; sie würden dann weniger Kraft und Zeit in zappelnder Geschäftigkeit fruchtlos verschwenden. Wissen wir nicht, wie sich eine Freiheit ausbildet, so wissen wir doch, wie eine Freiheit zerstört wird. Wer nie einen Sonnenaufgang gesehen, kann sich eine Vorstellung davon machen, hat er nur je einem Sonnenuntergange beigewohnt. Wer die Geschichte Roms von der Zerstörung Karthago's bis zur Zeit der römischen Kaiser verfolgt, braucht, um die Zukunft zu bestimmen, diese Geschichte nur zurückzuführen; denn die Vorsehung heilt die Krankheiten der Menschheit, wie die Natur die Krankheiten der Menschen heilt, die, wenn sie in Genesung übergehen, mit ihren letzten Erscheinungen zuerst, und mit ihren ersten zuletzt verschwinden. Auf diese Weise würde eine genaue Kenntniß des Alterthums

den strebenden Völkern nützen. Was aber die Staatsmänner betrifft, die, sei es aus Pflicht oder aus Neigung, der anmaßenden Freiheit widerstreben, so würden sie schneller und sicherer ihren Zweck erreichen, wenn sie statt Ximenes, Richelieu, und Alberoni, die Taschenspieler waren, sich Mäcenas zum Muster nähmen; sie würden aus der vierzigjährigen Regierung des Augustus besser lernen, wie man ohne Gewalt dem Freiheitsrausche begegne, als aus der ganzen Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Sie würden Tacitus um Rath fragen, und nicht „Halle's Magie der Staatskunst,“ da diese jetzt in Jedermanns Händen ist, und man mit Becher und Muskatnuß nur noch Kinder und ihre Ammen in Erstaunen setzt, aber Männer nicht mehr.

Natürlich wird man fragen: Ist denn die classische Literatur nicht verbreitet genug? Geht nicht unser Aller Jugendbildung von ihr aus? Wir wollen sehen, wie es sich damit verhält. Zuvörderst ist zu bedenken, daß nur die Gelehrten und die höheren Stände sich einer classischen Bildung erfreuen; daß aber, nicht was der Gelehrte und der Edelmann, sondern was der Bürger und der Bauer denkt und fühlt, auf das gesellige Leben Einfluß hat. Die hohe Bedeutung des gelehrten Standes soll dadurch nicht herabgesetzt werden. Er bildet das Magazin

der Wissenschaft, aus dem man sich für die täglichen Bedürfnisse versorgt; aber eben an dieser Anwendung darf es nicht fehlen. Das Getreide auf den Speichern schützt gegen den künftigen, doch nur das Getreide beim Bäcker stillt den Hunger des Augenblicks. In Deutschland sind die Wege, die von der Wissenschaft zum Leben führen, in zu geringer Zahl, und sie sind unfahrbar. Der wissenschaftliche Reichthum der Franzosen ist vielleicht hundertmal kleiner, als der der Deutschen, er wirkt aber eben so stark; denn während das Kapital in Frankreich hundertmal umgesetzt wird, geschieht es in Deutschland nur einmal. Der Franzose weiß freilich nicht mehr, als was er gesagt und geschrieben, aber Alles, was er weiß, sagt und schreibt er, und wiederholt es jeden Tag. In Deutschland darben wir aus lauter Ueberfluß. Soll der Deutsche darüber murren? Vielleicht weiß die Vorsehung, was sie thut und geschehen läßt; vielleicht hat Deutschlands Schutzgeist auch seinen Traum gehabt von den sieben magern Kühen und sorgt für die Zukunft. Aber die Absichten der Vorsehung können wir nicht durchschauen, und wir müssen das Unsrige thun. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge läßt sich nicht befürchten, daß eine allgemeine Dürre den Wachsthum der deutschen Wissenschaft zurückhalten, daß Hagel-

schlag und Heuschrecken deren Fluren zerstören werden; Europa ginge darüber zu Grunde. Was die Schweiz in geologischer und politischer Beziehung für unsern Welttheil ist: der feste Gebirgskern, der ihn gegen eine allgemeine Ueberschwemmung, das neutrale Land, das ihn gegen Alleinherrschaft sichert — das ist Deutschland für Europa in ethischer Beziehung. Es hält den Orientalismus und die Beharrlichkeit des Nordens von dem Republikanismus und der Beweglichkeit des Südens ab, daß weder Despotismus noch Anarchie Alles überschwemme. Würde die Neutralität der deutschen Wissenschaft verletzt, dann wäre ein allgemeines Verderben unvermeidlich. Doch die Gefahr ist zu groß, als daß sie zu befürchten wäre.

Der vorausgesetzten Einwendung des Lesers: daß die Kenntniß der classischen Literatur verbreitet genug wäre, wurde erstens dadurch zu begegnen gesucht, daß daran erinnert wurde, wie sich diese Kenntniß nicht auf alle Stände erstrecke. Jetzt aber ist noch darzuthun, daß selbst jene Menschen, auf deren Erziehung das classische Alterthum einfließt, nicht innig genug davon durchdrungen sind, daß man eine sonderliche Wirkung auf das gesellige Leben dabei spüre. Man macht uns auf Schulen mit den Schriften der Griechen und Römer bekannt; lernen wir aber

viel mehr als deren Sprache? verstehen wir mehr als Worte? Ist ein Knabe fähig, den Zusammenhang der alten Religionen, Sitten, Philosophien und Staatsverfassungen zu begreifen? Kann er daher Cicero, Tacitus, Demosthenes, Plato verstehen? Er wird nicht einmal fähig sein, die Schönheiten Homers und Virgils zu fassen. Nach geendigten Schuljahren aber legt man die Classiker zurück, um sie selten mehr zu öffnen. Freilich war jener Jugendunterricht dennoch nicht vergebens. Er öffnete uns die Pforten des Alterthums, und es bleibt uns freigestellt, ob wir hineintreten wollen. Er übt unsern Geist, wie ihn die Mathematik auch übt, ob wir zwar letztere so sehr vergessen, daß wir in reiferen Jahren oft kein gleichseitiges Dreieck mehr zu construiren wissen. Diejenigen, welche das Studium des classischen Alterthums fortsetzen, die Philologen, halten sich aus Neigung und Bestimmung mehr an der Form, an Buchstaben, und ihnen gilt das „stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“ nicht blos zum Troste, sondern auch zur Aufmunterung — sie tödten den Fuchs, damit der Balg gelte. Man kann also höchstens sagen, daß wir mit dem classischen Alterthum bekannt sind, aber befreundet sind wir nicht mit ihm. Nur in England ist Dieses besser; man merkt es aber auch den britischen Staatsmännern an allen ihren Reden und

Handlungen an, daß sie noch etwas mehr gelernt, als ihren Vattel und Martens, und daß sie häufiger an das alte zerstörte Karthago, als an die schönsten neuen Colonisirungs-Systeme denken.

Es gibt zwei Mittel, den Einfluß der klassischen Literatur auf das Thun und Denken der Zeitgenossen zu vermehren: Uebersetzungen und Kritik. Durch jene wird für die Kenntniß des Alterthums in der Breite, durch diese in der Tiefe gewonnen. Es fehlt Deutschland weniger als jedem andern Lande an guten Uebersetzungen, aber das Bedürfniß ist noch lange nicht befriedigt. Der Mangel entspringt daher, weil es meist Philologen waren, welche jene Uebersetzungen verfaßten, aber auch die genaueste Kenntniß der alten Sprachen eben so wenig ausreicht, um in den Geist der alten Schriften einzudringen, als die Kenntniß der Muttersprache genug ist, uns jedes Buch, das in ihr geschrieben ist, verständlich zu machen. Wir haben Homer, Virgil, Plato, Cicero's Buch von den Pflichten, vortrefflich im Deutschen übersetzt, weil es dort ein Dichter, hier ein platonischer Geist und hier ein tugendhafter Mann gewesen, der das Werk unternommen. Von manchen historischen und politischen Schriften der Alten aber fehlen uns noch gute Uebersetzungen. Ein Conrektor in seinem glücklichen, beneidenswerthen Stillleben ist

nicht fähig, Welthändel zu begreifen. Zu den Uebersetzungen müßte sich die Kritik gesellen, welche die Aufmerksamkeit des lebenden Geschlechts zu den alten Schriftstellern hinleitet, und deren Werth bestimmt, und zwar in der Münze unserer Zeit berechnet. Durch eine solche Kritik würde nicht blos die klassische Literatur zu allgemeiner Kenntniß gebracht, sondern es würde auch noch etwas Anderes dabei gewonnen werden. Wir sind oben von dem bekannten Satze ausgegangen, daß sich die meisten Ideen der neuen Denker auch schon bei den Alten fanden. Will man nun irgend eine Ansicht der Kritik unterwerfen, so verfährt man viel vorsichtiger und schützt seine eigene Rechtlichkeit viel besser, wenn man diese Ansicht aus einem alten, als wenn man sie aus einem neuen Schriftsteller herholt. Jede Kritik der Zeitgenossen oder gleichzeitig geltender Ansichten muß nothwendig persönlich in der Art werden, daß die Persönlichkeit des Kritikers zum Vorschein kömmt. Gleichzeitige Ideen nehmen Platz ein, von welchem sie der Kritiker, will er seine eigenen Ideen aufstellen, verdrängen muß. Die Ideen der Alten aber sind unter der Erde; sie nehmen uns den Raum nicht weg, und wir können sie daher bestehen lassen, ohne unserm eigenen Urtheile zu schaden. Wollten wir uns z. B. über die jeseitigen Vorzüge einer

monarchischen, aristokratischen oder demokratischen Verfassung aussprechen und zu diesem Zwecke ein Werk in Untersuchung nehmen, worin jener Gegenstand behandelt worden, so würden wir allerdings in Benjamin Constant's und in den politischen Werken anderer neueren Schriftsteller alle die Ansichten finden, die Cicero und Aristoteles hatten, und vielleicht mehrere und bessere; der Unterschied ist aber, daß wir die erstern als Gegenstände der Zuneigung oder Abneigung betrachten, während uns die andern als nothwendige Naturwesen ganz so, wie dem Naturforscher die Geschöpfe der Thier- und Pflanzenwelt erscheinen, die er mit gleicher Treue nnd Unparteilichkeit beschreibt, das Thier mag zahm oder wild, die Pflanze giftig oder gesund, die Blume schön oder unansehnlich sein. Man denke sich, es erschiene heute ein geschichtliches Werk, wie das des Römers Suetonius von den Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser ist. Das Buch ist in einem elenden, langweiligen Kanzleistyle geschrieben. Der Verfasser erlaubt sich nie ein Urtheil; wahrscheinlich hatte er keines. Er hört nichts und sieht nichts und stellt den ungehörten Schall und die ungesehene Farbe den Sinnen der Leser zur beliebigen Aufnahme vor. Er spricht mit gleicher Wichtigkeit von den größten Staatsbegebenheiten und dem häuslichen Leben der Kaiser.

Er deckt ganz ohne Scham ihre geheimsten Sünden auf; nicht etwa aus wildem Humor oder aus Tyrannenhaß, sondern weil er einem Anatomen gleicht, der ein Ohrläppchen, wie das Herz, mit gleichem Fleiße zergliedert. Erschiene jetzt ein solches Werk, würde es sicher zu keinem Rufe kommen, und von den Kritikern mit Geringschätzung behandelt werden. Sie würden sagen: „Der Herr Verfasser hat einen schlechten Styl; es fehlt ihm an historischem Forschungsgeiste; er macht Sittenlosigkeiten bekannt, die besser verheimlicht worden wären; die Geschichte ist keine Spinnstube." Weil aber das Buch alt ist, sind wir im Stande es unparteiisch zu beurtheilen, und wir erklären es für eines der lehrreichsten Werke, das uns von den Römern zugekommen. Es ist wahr, Sueton hat keinen schönen Styl; aber um so weniger verhüllen glänzende Farben den Gliederbau der Geschichte. Er hat kein Urtheil; desto unbefangener kann der Leser urtheilen. Er spricht mit beleidigender Gleichgültigkeit von Ekel erregenden Sünden; da aber damals Rom die Welt, der Kaiser Rom, und das Laster den Kaiser beherrschte, so war die Welt im kaiserlichen Schlafzimmer, und die Weltgeschichte in den kaiserlichen Sünden.

Diese Kritik und Verjüngung der alten Literatur dürfte sich nicht blos auf die Schriften der Griechen

und Römer beschränken, sie müßte auch auf die ältern Werke der spätern Völker ausgedehnt werden; auf die der Engländer, Franzosen, Spanier, auf die der Deutschen zumal. In Frankreich ist das literarische Fürstenthum erblich, Corneille und Racine sind heute noch so angesehen, als sie es ehemals waren; in Deutschland aber sind die Geistesfürsten Wahlfürsten, und es ist daher in jedem Jahrhundert neu zu untersuchen, wer zu herrschen verdiene, wer nicht. Wie viele unter den Lesern des Morgenblatts kennen Lessing, Klopstock — was man kennen heißt, wie sie Göthe und Schiller kennen? Die Ansichten älterer Schriftsteller sind aber oft lehrreicher als die der gleichzeitigen, denn die Ideen der Zeitgenossen schöpfen wir aus dem Leben auch, die der Verstorbenen nur aus Büchern. Wie Viele kennen Abbt, Mendelssohn, der von den Rosen der Philosophie die Dornen weggebrochen, wie Viele Hutten und den unvergleichlichen Luther? Wie Viele kennen den holden Fielding, Richardson, den man gähnend verehrt, den immer lächelnden Sterne, Swift, Goldsmith? Wie Viele kennen Montaigne, Rabelais, Bayle, den man heißhungrig verschlingen würde, wären die Bissen nicht zu groß und wären seine Werke in Almanachen abgedruckt? Wer kennt Barthelemy's Anacharsis auswendig, wie das Einmaleins — eine Kenntniß, die

Jeden in diesen Tagen allstündlich erquicken würde? Sie sind in Erinnerung zu bringen und anzupreisen. Ja es ist zu vermuthen, daß die Bibel selbst, die das schönste aller Bücher wäre, wenn sie auch nicht das heiligste wäre, Weltleuten von Geschmack sehr gefallen würde, kämen sie nur erst dazu, sie zu lesen. Aber sie erfahren nicht eher etwas von ihr, als bis sie im Leipziger Meßkatalog unter den Büchern verzeichnet steht, „die wirklich fertig geworden sind," und sie lesen sie nicht eher, als bis sie in einem beliebten Literaturblatte gelobt werden. Auch noch Anderes ist zu bedenken. Es gibt Schriftsteller, die zu ihrer Zeit gar nicht verstanden worden, weil sie ihrer Zeit vorausgeeilt waren; auf uns hat sich die Pflicht herabgeerbt, sie in ihre angeborene Würde wieder einzusetzen. Es gibt andere, die zu ihrer Zeit keine Bedeutung haben konnten, weil ihr Geist keinen Stoff vorfand, sich daran abzubilden; uns käme es zu, jener ungebrauchten Kraft Beschäftigung zu geben. Als Luther lebte und schrieb, und noch zwei Jahrhunderte nach ihm, war Krieg in der Kirche, und Luthers Feinde wie seine Freunde suchten und fanden in seinen Werken nichts Anderes, als Waffen zu seiner Vertheidigung oder zu seiner Bekämpfung. Aber uns gebührt es, die Zeitgenossen mit der herrlichen Sprache und dem lebenskräftigen Geiste in Luthers

Schriften bekannt zu machen. Lessing war ein mächtiger Schmiedehammer, der auf einen nackten Ambos schlug; denn zu seiner Zeit hatten die Deutschen weder Theater noch Literatur und der Hammer fand kein Eisen zu schmieden. Wir aber sollten die Werke der spätern Schriftsteller dem strengen Urtheile jenes unterirdischen Richters vorlegen. Jean Paul lebt jetzt schon dem zweiten Geschlechte, und er steigt mehr und mehr in der Liebe und Achtung der Zeitgenossen. Aber er gleicht einem zum Tode Verurtheilten, der, weil er später unschuldig und tugendhaft befunden, frei umhergeht und sich der Theilnahme der Menschen erfreut; doch das alte, förmlich ausgesprochene Urtheil ist nicht förmlich aufgehoben worden. Es wäre schön und ersprießlich, die Kritik jener ältern deutschen Philister, die Jean Paul in seinen Schriften mit dem Ausdrucke: „allgemeine deutsch-bibliothekarische Menschen“ bezeichnet, in Erinnerung zu bringen und sie umzuändern. Voltaire's Flammengeist droht zu verlöschen; denn alle die Gebäude alter Mißbräuche, alle die Narrenhäuser, alle die Zwingburgen, die er angezündet, sind jetzt niedergebrannt, und es thut Noth, neues Holz in die Flamme zu werfen. Am besten wäre, für die Kritik älterer Schriftsteller ein eigenes Journal zu bilden. Das Conversationslexikon, das sonst viele Vorzüge hat, ist darin mangelhaft.

Es hat die neuen Schriftsteller so so beurtheilt, die ältern aber nicht einmal so so. Von Fielding, Richardson und Andern erfahren wir nicht viel mehr, als daß ihre Eltern arm oder reich, daß sie selbst bei diesem oder jenem jungen Herrn Hofmeister gewesen, und daß sie am Schlage oder am Podagra gestorben. Eine Zeitschrift erwähnter Art wäre sehr ersprießlich; das alte Wissen würde das neue Leben berathen, und das neue Leben das alte Wissen verjüngen.

XIII.

Der Janus-Tempel.

(1823.)

„Frühe Weisheit, späte Liebe!“ ... So oft mein fünf und dreißigjähriger Freund — nicht unsere Freundschaft, er ist so alt — diesen selbst gezogenen Spruch hersagt, macht er ein gar närrisches Gesicht dazu, und schüttelt sich, wie ein Pudel, wenn er aus dem Wasser kommt. Neulich besuchte ich ihn. Ich fand ihn, den Kopf auf die linke Hand gestützt; in der rechten hielt er eine Feder, und schien in das vor ihm liegende Papierheft geschrieben zu haben. — Wie geht dir's, Fritz? Du siehst ja aus wie der Gott des Novembers! — „Frühe Weisheit, späte Liebe!“ erwiederte er, und begleitete seine Worte mit einem langgehaltenen Vierviertel-Seufzer. — Wo ist deine liebe Frau? — „Liebe Frau!“ Er sprang

vom Stuhle auf. „Ja, lieb sind sie alle, bis man sie liebt.“ — Ich ließ ein helles Gelächter erschallen... Eheliche Leiden! Das ist prächtig! Warte, Fritz, dazu muß ich mir's bequem machen.... Ich setzte mich in den weichsten Sessel, schlug die Beine über einander, und strich mir behaglich den Magen.... Jetzt erzähle, Freundchen, das wird mich erquicken. Süß ist's, vom sichern Hafen aus Schiffbrüchige zu sehen!

„In meiner sechswöchentlichen glücklichen Ehe habe ich mich schon achtmal mit meiner guten Sophie gezankt und habe schon acht trübe Tage gehabt. Nach Süßmilch's göttlicher Ordnung im Leben und Sterben lebe ich noch neun und zwanzig Jahre. In sechs Wochen acht Tage, kommen auf das Jahr zwei Monate, vier Tage, ein und zwanzig Stunden und zwanzig Minuten; welches in neun und zwanzig Jahren fünf Jahre, einen Monat, sieben und zwanzig Tage, eilf Stunden, zwei Minuten und dreißig Sekunden astronomische Trauerzeit beträgt.“ — Wahr, sehr wahr, Fritz! Die Ehe ist ein mathematisches Unglück. — „Und wenn du, Karl, früher stirbst, als es der gute Süßmilch ausgerechnet, und ich erbe einen Theil deiner Jahre als Legat, dann lebe ich noch länger, und die Summe meines Jammers wird noch größer.“ — Darüber sei unbesorgt, Fritz, ich werde dir diesen Verdruß nicht anthun. Aber, das

werden auch wichtige Dinge sein, über die ihr euch entzweit! Das sind die Frühlings-Aequinoktial-Stürme der Ehe; sie gehen vorüber. — „Ja, sieh nur selbst, wie sie vorübergehen!“ Mein Freund zeigte mit den Fingern nach dem Ofen. Der Ofen war von weißem Porzellan, mit messingnen Bändern umgeben; die zwei Stufen, auf welchen er stand, und die Marmorplatte, die ihn bedeckte, gaben ihm das zierliche Ansehen eines Altars. Ueber der Platte erhob sich eine messingene Säule, die in eine Kugel endigte. „Siehst du das offene Thürchen?“ — Du wirst doch nicht einheizen wollen? Es steht ein Gewitter am Himmel. — „Was kümmert dich das Gewitter; es steht an meinem Himmel. Schon zwei Tage steht das Ofenthürchen geöffnet!“ — Fritz, seit deiner Heirath bist du ganz parabolisch geworden; du mußt dich deutlicher erklären. — „Ich unterrichte meine Frau in der Mythologie.“ — Nicht wahr, und für deine papiernen Fabeln gibt sie dir großmüthig baare Geschichten? — „An dem Tage, da wir uns zum Erstenmale gezankt, hielten wir gerade am Gotte Janus und am Janus-Tempel, den die Römer im Kriege öffneten und im Frieden schlossen. Ich nahm mir vor, einen Scherz nützlich zu verwenden. Sophie, sagte ich, hier der Ofen sei unser Janus-Tempel. So oft wir in Streit kommen,

werde ich das Thürchen öffnen. Willst du Frieden, kannst du es ungefragt zumachen; du weißt, liebe Sophie, ich bin in jedem Augenblick zu versöhnen." — Das hast du gut gemacht, Fritz, man sollte eigentlich Janus den Gott der Ehe nennen. Er hat zwei Gesichter; er öffnet und schließt die Pforten des Himmels; er trägt in der rechten Hand den Zepter: das ist der Mann, und in der linken einen Schlüssel: das ist die Frau. Hast du das deinem Weibchen auch erzählt? — „Ja, aber sie wußte es schon. Der Himmel weiß, woher sie das erfahren hat, denn sie war übrigens in der Mythologie wenig bewandert." — Und das wundert dich, Fritz? In der Erkenntniß ihrer eigenen Rechte nehmen es die Weiber mit den besten Juristen auf. — „Der Scherz half; meine gute Sophie kann das Ofenthürchen nicht offen sehen. Wenn sie einige Stunden geschmollt hat, schließt sie den Janustempel, bald lachend, bald mit thränenden Augen, fällt mir um den Hals, und wir sind ausgesöhnt." — Und was ist es, worüber sie jetzt so hartnäckig zürnt? — Du sollst es erfahren, Karl, ich will dir es vorlesen." — Wie, du führst ein Hauptbuch über deine Leiden? — „Wir nennen es poetisch unsere Fasti. Ich habe mir vorgenommen, wenn dieses Papierheft voll ist, es drucken zu lassen; aber ich fürchte, ich halte es nicht

aus, und meine Erben werden das Honorar einziehen.“ — Sei klug, Fritz, lass' dir das Honorar vorausbezahlen; das thun jetzt alle beliebte Schriftsteller. Fange nur zu lesen an, aber von vorne; ich bin begierig zu hören, worüber ihr zum Erstenmale aus einander gekommen.

„Mittwoch, den 25. Juni. ...“ — War nicht an diesem Tage deine Hochzeit? — „Nein, die war den Tag vorher. ... O ihr Götter, wie glücklich habt ihr mich gemacht! Welch eine Gabe verdank' ich eurer Gunst! Welch ein Geist! Welch ein Herz! Seit ich Sophie kenne, bin ich mir erst selbst klar geworden; sie hat meine schlummernde Seele mit Saitenspiel aufgeweckt. Wie zart faßt sie Alles! Sie gibt mir Besseres, als den schönsten Rath: sie widerrathet mir, was ich zu viel, zu rauh, was ich Unschickliches gesagt! Welch ein Witz des Herzens! Sie befriedigt nicht blos alle meine Wünsche, sie weiß neue in mir zu erregen, um sie zu befriedigen. Sie wacht vor jedem Eingange meiner Ruhe, über jeden Augenblick meiner Zufriedenheit. Sie weiß es immer eine halbe Stunde vorher, wenn ich meine Kopfschmerzen bekomme.“ — Fritz, das ist gerade keine große Zauberei. Solche Prophezeihungen mißlingen keiner Frau, welcher an ihrer Propheten-Ehre nur im mindesten gelegen ist. —

„Du gute Sophie, wie belohne ich dir deine Liebe? Es ist ja deine einzige Freude, mich glücklich zu sehen, und diese Freude schaffst du dir selbst!“ — Willst du mich zum Besten haben, Fritz? Ich mag nichts hören von deiner Seligkeit; Jammer, Jammer will ich haben. — „Gedulde dich nur, der wird nicht ausbleiben.“

„Abends zehn Uhr.“ — Des nämlichen Tages? — „Ach ja, es war der nämliche Tag. . . . O Gott, wie betrübt bin ich!“ — Schäm' dich, Fritz! Als du Morgens glücklich warst, riefst du die Götter an, und erst als du Abends in Unglück kamst, wurdest du ein guter Christ, und wendetest dich zu Gott. Du bist ein arges Weltkind! — „Wir saßen in der Laube und lasen Romeo und Julie. Wie viel werther ist mir Sophie geworden, seit ich weiß, daß ihr Shakspeare werth ist. Sie rief mit bewegter Stimme aus: Welch eine Liebe! Wie Dülons Flöte! Es wollte mich etwas Eifersucht anwandeln, denn ich argwöhnte, sie habe mein Fagott im Sinne. Aber nein, die gute Seele dachte gewiß an Nichts; sie hatte ja Thränen in den Augen. . . . Da wurden meine Kleider-Koffer in den Hof gefahren, die ich aus meiner Junggesellen-Herberge hatte herholen lassen. Sophie ging mit nassen Augen hinaus, sie in Empfang zu nehmen. Ich las unter-

dessen weiter. Eine ganze Stunde wartete ich, und Sophie kam nicht zurück. Ich schickte nach ihr; das Mädchen sagte, Madame wäre beschäftigt, und könne jetzt nicht kommen. Ich wartete noch eine andere Stunde. Endlich ging ich hinauf, und fand meine gute Sophie, ganz erhitzt vor Anstrengung, vor einem großen Schranke stehen. Sie hatte meine Wäsche und meine Kleidungsstücke, nach Schnitt und Farbe, systematisch geordnet, das Beschädigte in große Globen zusammengebunden, aus Allem ein tabellarisches Verzeichniß verfertigt, und den Zettel an die innere Seite der Schrankthüre genagelt. Fritz, sagte sie mir schwer athmend, dort hinten die feinen Halstücher habe ich zurückgelegt; vorn die ordinären sind zu deinem täglichen Gebrauche. Ich fragte sie freundlich: Aber, Sophie, wie konntest du um einer solchen Bettelei willen mich und Shakspeare auf länger als zwei Stunden verlassen? Das verdroß sie, sie machte ein trübes Gesicht, und sagte, sie hätte Kopfschmerzen." — Und das war den Tag nach deiner Hochzeit? — „Ja. Sie schmollte, und legte sich um neun Uhr zu Bette." — Du mußt auch nicht Alles gleich so übel deuten, Fritz.

„Samstag, den 28. Juni. Ich machte mit Sophie einen Ehrenbesuch bei einer ihrer Freundinnen. Die Zeit ward mir dort schrecklich lange. Ich gab

meiner Frau hundert Zeichen und Winke zum Fortgehen; aber sie wollte nicht darauf merken. Endlich, nach drei peinlichen Stunden, stand sie auf. Mir ward ganz leicht zu Muthe, und ich zeigte mich noch in den letzten Minuten als angenehmer Gesellschafter. Sophie öffnete die Thüre, ihre Freundin hielt das Licht in der Hand. O Karl, da fingen meine Leiden erst recht an! Eine Viertelstunde sprachen sie innerhalb der Thüre, eine Viertelstunde vor der Thüre draußen und eine Viertelstunde auf der Treppe." — So machen es alle Weiber, Fritz. Keine Frau kann einen Brief ohne Postscriptum schreiben, noch einen Besuch ohne Postdictum entlassen. Sind die sich Besuchenden wahre Freundinnen, dann ist die Sache noch erträglich; die Nachreden dauern nur ein halbes Stündchen, und die Thüre wird zugemacht, ehe das Zimmer ganz kalt geworden ist. Sind sie sich aber spinnefeind, ist es nicht zum Aushalten. Dann wird die Freundlichkeit verdoppelt; dann will die Fortgehende zeigen, daß sie ungern fortgeht, und die Entlassende, daß sie ungern entläßt, und dann werden, wie die kaiserlichen Postulate von den böhmischen Ständen, die wichtigsten Dinge bei offnen Thüren verhandelt. — „Beim Abendessen bat ich Sophie, sie möchte doch künftig nicht so lange auf der Treppe sprechen, sie könne sich darüber er-

kälten. Sie bemerkte mir, es sei ihr Grundsatz, sich in alle Leute zu schicken. Denk' nur, Karl, Grundsätze hat sie auch! Sie fing zu schmollen an, und sprach kein Wort weiter. Aber den andern Morgen, schon ganz frühe, schloß sie den Janus-Tempel; sie war auf den Abend zu einem Balle eingeladen."

„Donnerstag, den 3. Juli. Als ich nach Hause kam, brachte mir Sophie einen Kuß entgegen. Sie führte mich in mein Studirzimmer und sagte: Sieh nur, Fritz, wie hübsch ich dir deine Bibliothek in Ordnung gebracht! Ich erschrack auf's heftigste; sie hatte meine Bücher so in Ordnung gestellt, daß ich kein einziges Buch mehr finden konnte. Hartlebens Uebersetzung des französischen peinlichen Gesetzbuches stand neben Winkelmann, weil beide in Quart waren; und meine Tabaksdose, die sie für ein Buch angesehen, hatte sie neben Rousseau's Heloise gestellt, weil beide in grünen Saffian gebunden waren. Ich dankte ihr für ihren guten Willen, bat sie aber, künftig keine Hand an meine Bücher zu legen. Das beleidigte sie, und um einer solchen Kleinigkeit willen mußte ich den Janus-Tempel öffnen!" — Fritz, mein Professor der Mathematik pflegte zu sagen: Die Ehe ist die Lehre des Unendlich-Kleinen. Vierzig Jahre lang hatte er die Quadratur seiner häuslichen Zufriedenheit vergebens gesucht. Seine

Frau rollte von Laune zu Laune, bis sie in das Grab fiel. — „Und da ward der gute Professor wohl recht froh?“ — Ach nein; er weinte, und starb.

„Montag, den 7. Juli. Sophie kam auf mein Zimmer und fand mich im Rauchen. Sie öffnete alle Fenster, und sagte mit gedämpftem Ernste: Fritz, das Rauchen werde ich dir abgewöhnen! ... Karl, theurer Freund, hast du das gehört? So ein Püppchen von achtzehn Jahren will mir etwas abgewöhnen, einem Manne von gesetztem Charakter!“ — Alter, willst du sagen. — „Nun meinetwegen, wenn du willst, Alter. Frühe Weisheit, späte Liebe!“

„Montag, den 14. Juli. ...“ — Deine Montage sind nicht blau, wie es scheint. — „Meine Sophie ist aber auch gar zu furchtsam! Einige Aengstlichkeit steht dem Weibe gut; ein muthiges Weib ist so häßlich, als ein furchtsamer Mann. Doch zu groß darf ihre Furchtsamkeit nicht sein. Wir gingen den herrlichen Fußpfad, der längs des Waldes zum Brünnchen führt. Eine Lämmerherde graste auf dem Wege. Sophie wollte nicht vorbei, wegen des Schäferhundes. Sie bemerkte, der Hund strecke die Zunge heraus, und das bedeute nichts Gutes. Ich zog sie mit einiger Gewalt in die Heerde hinein. Ach! unter den Lämmern ward sie....“ — Thue dir keine Gewalt an, Fritz; ich will

werden auch wichtige Dinge sein, über die ihr euch entzweit! Das sind die Frühlings-Aequinoktial-Stürme der Ehe; sie gehen vorüber. — „Ja, sieh nur selbst, wie sie vorübergehen!“ Mein Freund zeigte mit den Fingern nach dem Ofen. Der Ofen war von weißem Porzellan, mit messingnen Bändern umgeben; die zwei Stufen, auf welchen er stand, und die Marmorplatte, die ihn bedeckte, gaben ihm das zierliche Ansehen eines Altars. Ueber der Platte erhob sich eine messingene Säule, die in eine Kugel endigte. „Siehst du das offene Thürchen?“ — Du wirst doch nicht einheizen wollen? Es steht ein Gewitter am Himmel. — „Was kümmert dich das Gewitter; es steht an meinem Himmel. Schon zwei Tage steht das Ofenthürchen geöffnet!“ — Fritz, seit deiner Heirath bist du ganz parabolisch geworden; du mußt dich deutlicher erklären. — „Ich unterrichte meine Frau in der Mythologie.“ — Nicht wahr, und für deine papiernen Fabeln gibt sie dir großmüthig baare Geschichten? — „An dem Tage, da wir uns zum Erstenmale gezankt, hielten wir gerade am Gotte Janus und am Janus-Tempel, den die Römer im Kriege öffneten und im Frieden schlossen. Ich nahm mir vor, einen Scherz nützlich zu verwenden. Sophie, sagte ich, hier der Ofen sei unser Janus-Tempel. So oft wir in Streit kommen,

werde ich das Thürchen öffnen. Willst du Frieden, kannst du es ungefragt zumachen; du weißt, liebe Sophie, ich bin in jedem Augenblick zu versöhnen." — Das hast du gut gemacht, Fritz, man sollte eigentlich Janus den Gott der Ehe nennen. Er hat zwei Gesichter; er öffnet und schließt die Pforten des Himmels; er trägt in der rechten Hand den Zepter: das ist der Mann, und in der linken einen Schlüssel: das ist die Frau. Hast du das deinem Weibchen auch erzählt? — „Ja, aber sie wußte es schon. Der Himmel weiß, woher sie das erfahren hat, denn sie war übrigens in der Mythologie wenig bewandert." — Und das wundert dich, Fritz? In der Erkenntniß ihrer eigenen Rechte nehmen es die Weiber mit den besten Juristen auf. — „Der Scherz half; meine gute Sophie kann das Ofenthürchen nicht offen sehen. Wenn sie einige Stunden geschmollt hat, schließt sie den Janustempel, bald lachend, bald mit thränenden Augen, fällt mir um den Hals, und wir sind ausgesöhnt." — Und was ist es, worüber sie jetzt so hartnäckig zürnt? — Du sollst es erfahren, Karl, ich will dir es vorlesen." — Wie, du führst ein Hauptbuch über deine Leiden? — „Wir nennen es poetisch unsere Fasti. Ich habe mir vorgenommen, wenn dieses Papierheft voll ist, es drucken zu lassen; aber ich fürchte, ich halte es nicht

aus, und meine Erben werden das Honorar einziehen.“ — Sei klug, Fritz, lass' dir das Honorar vorausbezahlen; das thun jetzt alle beliebte Schriftsteller. Fange nur zu lesen an, aber von vorne; ich bin begierig zu hören, worüber ihr zum Erstenmale aus einander gekommen.

„Mittwoch, den 25. Juni. ...“ — War nicht an diesem Tage deine Hochzeit? — „Nein, die war den Tag vorher. ... O ihr Götter, wie glücklich habt ihr mich gemacht! Welch eine Gabe verdank' ich eurer Gunst! Welch ein Geist! Welch ein Herz! Seit ich Sophie kenne, bin ich mir erst selbst klar geworden; sie hat meine schlummernde Seele mit Saitenspiel aufgeweckt. Wie zart faßt sie Alles! Sie gibt mir Besseres, als den schönsten Rath: sie widerrathet mir, was ich zu viel, zu rauh, was ich Unschickliches gesagt! Welch ein Witz des Herzens! Sie befriedigt nicht blos alle meine Wünsche, sie weiß neue in mir zu erregen, um sie zu befriedigen. Sie wacht vor jedem Eingange meiner Ruhe, über jeden Augenblick meiner Zufriedenheit. Sie weiß es immer eine halbe Stunde vorher, wenn ich meine Kopfschmerzen bekomme.“ — Fritz, das ist gerade keine große Zauberei. Solche Prophezeihungen mißlingen keiner Frau, welcher an ihrer Propheten-Ehre nur im mindesten gelegen ist. —

„Du gute Sophie, wie belohne ich dir deine Liebe? Es ist ja deine einzige Freude, mich glücklich zu sehen, und diese Freude schaffst du dir selbst!“ — Willst du mich zum Besten haben, Fritz? Ich mag nichts hören von deiner Seligkeit; Jammer, Jammer will ich haben. — „Gedulde dich nur, der wird nicht ausbleiben.“

„Abends zehn Uhr.“ — Des nämlichen Tages? — „Ach ja, es war der nämliche Tag. . . . O Gott, wie betrübt bin ich!“ — Schäm' dich, Fritz! Als du Morgens glücklich warst, riefst du die Götter an, und erst als du Abends in Unglück kamst, wurdest du ein guter Christ, und wendetest dich zu Gott. Du bist ein arges Weltkind! — „Wir saßen in der Laube und lasen Romeo und Julie. Wie viel werther ist mir Sophie geworden, seit ich weiß, daß ihr Shakspeare werth ist. Sie rief mit bewegter Stimme aus: Welch eine Liebe! Wie Dülons Flöte! Es wollte mich etwas Eifersucht anwandeln, denn ich argwöhnte, sie habe mein Fagott im Sinne. Aber nein, die gute Seele dachte gewiß an Nichts; sie hatte ja Thränen in den Augen. . . . Da wurden meine Kleider-Koffer in den Hof gefahren, die ich aus meiner Junggesellen-Herberge hatte herholen lassen. Sophie ging mit nassen Augen hinaus, sie in Empfang zu nehmen. Ich las unter-

dessen weiter. Eine ganze Stunde wartete ich, und Sophie kam nicht zurück. Ich schickte nach ihr; das Mädchen sagte, Madame wäre beschäftigt, und könne jetzt nicht kommen. Ich wartete noch eine andere Stunde. Endlich ging ich hinauf, und fand meine gute Sophie, ganz erhitzt vor Anstrengung, vor einem großen Schranke stehen. Sie hatte meine Wäsche und meine Kleidungsstücke, nach Schnitt und Farbe, systematisch geordnet, das Beschädigte in große Globen zusammengebunden, aus Allem ein tabellarisches Verzeichniß verfertigt, und den Zettel an die innere Seite der Schrankthüre genagelt. Fritz, sagte sie mir schwer athmend, dort hinten die feinen Halstücher habe ich zurückgelegt; vorn die ordinären sind zu deinem täglichen Gebrauche. Ich fragte sie freundlich: Aber, Sophie, wie konntest du um einer solchen Bettelei willen mich und Shakspeare auf länger als zwei Stunden verlassen? Das verdroß sie, sie machte ein trübes Gesicht, und sagte, sie hätte Kopfschmerzen.“ — Und das war den Tag nach deiner Hochzeit? — „Ja. Sie schmollte, und legte sich um neun Uhr zu Bette.“ — Du mußt auch nicht Alles gleich so übel deuten, Fritz.

„Samstag, den 28. Juni. Ich machte mit Sophie einen Ehrenbesuch bei einer ihrer Freundinnen. Die Zeit ward mir dort schrecklich lange. Ich gab

meiner Frau hundert Zeichen und Winke zum Fortgehen; aber sie wollte nicht darauf merken. Endlich, nach drei peinlichen Stunden, stand sie auf. Mir ward ganz leicht zu Muthe, und ich zeigte mich noch in den letzten Minuten als angenehmer Gesellschafter. Sophie öffnete die Thüre, ihre Freundin hielt das Licht in der Hand. O Karl, da fingen meine Leiden erst recht an! Eine Viertelstunde sprachen sie innerhalb der Thüre, eine Viertelstunde vor der Thüre draußen und eine Viertelstunde auf der Treppe.“ — So machen es alle Weiber, Fritz. Keine Frau kann einen Brief ohne Postscriptum schreiben, noch einen Besuch ohne Postdictum entlassen. Sind die sich Besuchenden wahre Freundinnen, dann ist die Sache noch erträglich; die Nachreden dauern nur ein halbes Stündchen, und die Thüre wird zugemacht, ehe das Zimmer ganz kalt geworden ist. Sind sie sich aber spinnefeind, ist es nicht zum Aushalten. Dann wird die Freundlichkeit verdoppelt; dann will die Fortgehende zeigen, daß sie ungern fortgeht, und die Entlassende, daß sie ungern entläßt, und dann werden, wie die kaiserlichen Postulate von den böhmischen Ständen, die wichtigsten Dinge bei offnen Thüren verhandelt. — „Beim Abendessen bat ich Sophie, sie möchte doch künftig nicht so lange auf der Treppe sprechen, sie könne sich darüber er-

kälten. Sie bemerkte mir, es sei ihr Grundsatz, sich in alle Leute zu schicken. Denk' nur, Karl, Grundsätze hat sie auch! Sie fing zu schmollen an, und sprach kein Wort weiter. Aber den andern Morgen, schon ganz frühe, schloß sie den Janus-Tempel; sie war auf den Abend zu einem Balle eingeladen."

„Donnerstag, den 3. Juli. Als ich nach Hause kam, brachte mir Sophie einen Kuß entgegen. Sie führte mich in mein Studirzimmer und sagte: Sieh nur, Fritz, wie hübsch ich dir deine Bibliothek in Ordnung gebracht! Ich erschrack auf's heftigste; sie hatte meine Bücher so in Ordnung gestellt, daß ich kein einziges Buch mehr finden konnte. Hartlebens Uebersetzung des französischen peinlichen Gesetzbuches stand neben Winkelmann, weil beide in Quart waren; und meine Tabaksdose, die sie für ein Buch angesehen, hatte sie neben Rousseau's Heloise gestellt, weil beide in grünen Saffian gebunden waren. Ich dankte ihr für ihren guten Willen, bat sie aber, künftig keine Hand an meine Bücher zu legen. Das beleidigte sie, und um einer solchen Kleinigkeit willen mußte ich den Janus-Tempel öffnen!" — Fritz, mein Professor der Mathematik pflegte zu sagen: Die Ehe ist die Lehre des Unendlich-Kleinen. Vierzig Jahre lang hatte er die Quadratur seiner häuslichen Zufriedenheit vergebens gesucht. Seine

Frau rollte von Laune zu Laune, bis sie in das Grab fiel. — „Und da ward der gute Professor wohl recht froh?“ — Ach nein; er weinte, und starb.

„Montag, den 7. Juli. Sophie kam auf mein Zimmer und fand mich im Rauchen. Sie öffnete alle Fenster, und sagte mit gedämpftem Ernste: Fritz, das Rauchen werde ich dir abgewöhnen! ... Karl, theurer Freund, hast du das gehört? So ein Püppchen von achtzehn Jahren will mir etwas abgewöhnen, einem Manne von gesetztem Charakter!“ — Alter, willst du sagen. — „Nun meinetwegen, wenn du willst, Alter. Frühe Weisheit, späte Liebe!“

„Montag, den 14. Juli. ...“ — Deine Montage sind nicht blau, wie es scheint. — „Meine Sophie ist aber auch gar zu furchtsam! Einige Aengstlichkeit steht dem Weibe gut; ein muthiges Weib ist so häßlich, als ein furchtsamer Mann. Doch zu groß darf ihre Furchtsamkeit nicht sein. Wir gingen den herrlichen Fußpfad, der längs des Waldes zum Brünnchen führt. Eine Lämmerherde graste auf dem Wege. Sophie wollte nicht vorbei, wegen des Schäferhundes. Sie bemerkte, der Hund strecke die Zunge heraus, und das bedeute nichts Gutes. Ich zog sie mit einiger Gewalt in die Heerde hinein. Ach! unter den Lämmern ward sie....“ — Thue dir keine Gewalt an, Fritz; ich will

es für dich sagen. Sie ward unter den Lämmern eine Wölfin. — — „Jetzt kommen zwei Vorfälle, die ich dir verschweigen muß, Karl.“ — Behalte sie für dich, wenn du Verschwiegenheit geschworen. Freimaurer-Geheimnisse, die jeder erwachsene Mensch weiß! Ich möchte nur noch hören, was euern jetzigen, nun schon dreißigstündigen Krieg veranlaßt.

„Vorgestern brachten wir den Tag auf unserm Landhause zu. Vor dem Essen gingen wir spazieren. Da sah ich in der Ferne Frau Marthe kommen. Karl, du warst dabei, wie ich mich als Fuchs mit dem wilden Senior der Westphalen geschlagen; aber wenn ich Frau Marthe sehe, werde ich blaß. Wehe dem Unglücklichen, der ihr in den Weg kommt! Sie führt ihn rhetorisch in das Haus jeder Familie, in jedes Zimmer des Hauses, in jedes Mausloch des Zimmers, und erzählt, was seit zwanzig Jahren darin vorgegangen. Und wenn sie fertig ist, verdreht sie die Augen, und sagt, das Beste, nämlich das Schlimmste, verschweige sie aus Menschenliebe. Ich begreife gar nicht, wie meine Sophie, bei so viel Geist und Herz, an einer sochen Lästerzunge Wohlgefallen finden kann!“ — Und das begreifst du nicht, Fritz? So erfahre denn von mir, daß in jeder Frau, in der geistreichsten wie in der dümmsten, ein Gänschen steckt, und daß, wenn die Stunde des

Schnatterns kommt, auch Frau von Staël mit ihrem Kammermädchen sympathisirt. — „Noch trennte uns ein Hügel, um den sich mehrere Wege bogen. Ich schlug den Weg ein, auf dem ich sie zu vermeiden hoffte. Aber, entweder ich kannte die Topographie der Gegend nicht genau, oder ich bin ein schlechter Taktiker, denn als wir aus dem Hohlwege kamen, stießen wir gerade mit den Köpfen an einander. Erst wurden weibliche Küsse gewechselt, diese geheimen Ordenskennzeichen der Schwesterschaft; dann brach es los. Ich habe einmal als Student in einer Mühle geschlafen; aber wenigstens fand ich den andern Morgen die Müllerstochter schön. Doch Frau Marthe ist häßlich wie die Nacht." — O wehe, du armer Fritz! Wenn Frau Marthe häßlich ist, ist das Freundschaftsbündniß gar nicht aufzulösen. — „Und das Schleichen, Karl! Du kennst diese Qual nicht. Die Weiber gehen, als wären ihre Füße von Porzellan. Wie ein Minutenzeiger um den Stundenzeiger, mache ich sechzig Schritte um meine Sophie, während sie Einen Schritt macht, und ich erreiche doch nicht eher das Ziel. Wenn ich an die Seligkeit denke, die mir zu Theil geworden, mit meiner Sophie durch das Leben zu wandern, kann ich die nicht fassen, die ich erst empfände, wenn ich starken Schrittes mit ihr den Weg gehen dürfte! ...

Frau Marthe ging mit uns zurück, und endlich kamen wir an unsern Garten. Ich war glücklich. Sophie bat sie, mit einzutreten; ich zitterte. Aber Frau Marthe schlug es aus. Was thut meine gute Sophie? Sie spricht mit ihrer Flötenstimme: Beste, Sie haben uns nach Hause begleitet, jetzt wollen wir Sie nach Hause begleiten. Wir, hat sie gesagt, als wär' ich der Kometenschweif ihrer Laune! Ich folgte halb bewußtlos, als würde ich zum Richtplatz geführt. Auf dem Wege fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe, und ich stieß meine Frau leise an. Da trennten sie sich. Ich schöpfte freie Luft; auch hatte ich sie bald nöthig. Der Zorn meiner guten Sophie lagerte sich wie ein Alp auf meine Brust und erdrückte sie fast. Sie sagte, gegen Frau Marthe wäre ich grob gewesen, und sie selbst hätte ich gestoßen. Ich schwöre es dir, Karl, Aurora mit ihren Rosenfingern hätte sie nicht zarter berühren können. Aber sie blieb dabei, ich hätte ihr einen Puff gegeben, und sie sagte, ich wäre ein Bär." — Ein Bär! — „Ja, ein Bär! Und das war das letzte Wort, das ich seit vorgestern von ihr gehört." — Nein, Fritz, das hielte ich nicht aus. Da sollte doch lieber ... Philolog, wie heißt das Donnerwetter auf zart griechisch? Konnte dich deine Frau geduldig an Langeweile leiden sehen, so wäre sie auch fähig,

dich zu vergiften. Laß' dich von ihr scheiden, Fritz. Ich habe zum Spaße Karls V. peinliche Halsgerichts-Ordnung gelesen, und die ganze neuere Literatur der Henker- und Kerkerlehre. Himmel! was haben die Väter des Volks gerädert, gehängt, geköpft, verbrannt, erdrosselt, geviertheilt, ersäuft, gebrandmarkt, gefoltert, eingekerkert, verpönt, anbefohlen und verboten! Jeden Abend, wenn ich schlafen gehe, verwundere ich mich, daß ich noch nicht gehängt bin. Aber von dem größten aller Verbrechen haben sie kein Wort gesagt; von dem Verbrechen, einem menschlichen Wesen, einem Ebenbilde Gottes, Langeweile zu machen. Freilich, die Herren Gesetzgeber waren große und vornehme Herren, die Jeden nach Belieben vor sich ließen oder wegschickten, empfingen oder verabschiedeten. Sie kannten die Langeweile nicht, und dachten so wenig daran, eine Strafe auf dieses Verbrechen zu setzen, als Solon an den Elternmord gedacht. Ist Langeweile verursachen nicht ein wahrer Elternmord? Ist nicht die Zeit unser aller Mutter? Wer mich verwundet oder umbringt, hat doch nur meinen Körper verletzt oder getödtet: wer mir aber Langeweile macht, verletzt oder ermordet meine Seele. —

„So denke ich auch, Karl. Ich kann Alles ertragen, Hunger und Durst, Frost und Hitze, Rheumatismen

und die Quotidienne in Paris, Zahnschmerzen und unverdiente Vorwürfe; aber die Langeweile, die ist stärker als ich. Und nicht damit zufrieden, mir, vielleicht ohne ihre Schuld, Langeweile verursacht zu haben, vermehrt sie noch dieselbe, indem sie schmollt, und mich seit zwei Tagen allein gelassen hat.“ — Führe mich zu ihr, Fritz; ich will ihr den Kopf zurecht setzen. — „Thue das, lieber Karl; aber ich bitte dich, sei nicht grob.“ — Lass' mich nur machen. Ich weiß eine Strafpredigt auswendig, die hat schon in zwanzig Fällen gute Dienste geleistet. In zehn Minuten hast du sie wieder gewonnen, oder du hast Nichts an ihr verloren.

Fritz führte mich in das Zimmer seiner Frau. Das liebe Weibchen saß ganz vergnügt an einem Tischchen und aß Erdbeeren mit Zucker. Das vorjährige Taschenbuch für Liebe und Freundschaft lag vor ihr aufgeschlagen. Als wir eintraten, wollte sie fortgehen; ich bat sie aber, zu bleiben, ich hätte ihr nöthige Dinge zu sagen. Jetzt fing ich zu reden an; aber nicht mit einem Adagio, sondern gleich ganz erschrecklich, wie die Ouvertüre zur diebischen Elster.

Pfui! Weg die Runzeln und der Stirn Gewölk!
Nicht Hohn geschnellt aus dem entflammten Blick
Auf deinen Herrn, dein Haupt, dein fürstlich Haupt!

Das kränkt die Schönheit, wie der Frost die Flur,
Entstellt den Ruf, wie Sturm den Blüthenbaum,
Und ist durchaus nicht hübsch, noch angenehm.
Ein aufgeregtes Weib gleicht einem Sumpf,
Morastig, häßlich, dick — ohn' allen Reiz!
So lang' er das ist, nicht der Durstigste
Trinkt einen Tropfen d'raus, noch rührt ihn an.
Dein Eh'mann ist dein Herr, dein Licht, dein Leben,
Dein Fürst, dein Oberhaupt; er sorgt für dich
Und deinen Wohlstand; er gibt preis den Leib
Mühsamer Arbeit, rings zur See, zu Land,
Ausharrt er Nächt' im Sturm und Tag in Frost,
Weil du daheim liegst warm und wohlgemuth;
Und keinen Zins verlangt er sonst von dir,
Als Liebe, heitern Blick und Folgsamkeit:
Zu kleine Zahlung für so große Schuld!
Was schuldig ist der Unterthan dem Herrn,
Das ist die Frau auch schuldig ihrem Mann.
Und ist sie kopfstarr, launisch, düster, sau'r.
Unfolgsam selbst dem billigsten Gebot,
Was ist sie, als aufsätzige Rebellin,
Danklos und frevelnd am liebreichen Herrn?
Ich fühle Scham, daß Weiber sind so dumm,
Krieg suchend, wo man sollte knie'n um Frieden;
Erstrebend Herrschaft, Macht und Tyrannei,
Wo besser ziemt Gehorsam, Lieb' und Treu.
Warum ist euer Bau so zart, fein und sanft,
Kraftlos für Müh' und Ungemach der Welt?
Ein sanftes Herz und Sitte, zart und fein,
Soll stimmen mit dem Aeußern überein.

Anfänglich machte Sophie einen spöttischen Mund; dann lächelte sie: dann ward sie still; dann wurde sie ernst; dann fingen ihre Augen zu tröpfeln an;

dann entstürzte ihnen ein Strom von Thränen, dann schlüpfte sie hinaus, schloß den Janus-Tempel, kam zurück, und fiel ihrem Manne schluchzend um den Hals. Shakspeare's Geist lächelte von den Sternen herab; ich aber eilte fort und ließ die Glücklichen allein mit ihrer Liebe.

XIV.

Die Kraniche des Ibykus.

(1823.)

Karl! — Julie! — Nun, Karl? — Nun, Julie? — Du bist der Mann, bist fünf Jahre älter als ich, du mußt den Anfang machen. — Du bist ein Mädchen, dein Herz ist zehn Jahre älter, als das meinige, an dir ist es, anzufangen. — Sei mein Meister, Karl, gehe mir mit deinem Beispiele vor, ich werde dir folgen. — Es soll geschehen, Julie. Ich liebe dich mit meiner ältesten Liebe. Nie haben diese Lippen einer Andern den Schwur der Treue besiegelt noch geheuchelt. Dir ward das erste volle Lied meines Herzens. Was früher sonst ein Mädchen vernahm, war bedächtige Stimmung oder ein Saitengriff, den die Finger des Zufalls entlockten; Scherz, Tändelei. — Immerhin, erzähle

deine Tändeleien, Karl. — Als ich dreizehn Jahre alt war .... — Dreizehn Jahre? Das junge Herz! — Meine ältere Schwester wurde jeden Abend von einer Freundin besucht, die ich nach Hause begleiten mußte. Sie war achtzehn Jahre alt. Ich hing schüchtern und locker, wie Baumwolle, an ihrem Arm. An der Thüre sagte sie mir: Gute Nacht, lieber Karl! und gab mir ihre Hand. Ich drückte sie nicht und antwortete: Ich wünsche Ihnen angenehme Ruhe, Mademoiselle! Aber sobald sie hinein war, setzte ich mich auf eine Thürschwelle gegenüber und wartete, bis Licht im dritten Stock erschien. Sie streckte die Arme weit heraus, die Fensterladen zu schließen; ich verbarg mein Gesicht mit den Händen, sah zwischen den Fingern hinauf, taumelte selig nach Hause und träumte manchen schönen Traum. — Kinderspiele, Karl! Weiter. — Ich sollte die Schule verlassen, um die Akademie zu beziehen. Einen Tag vor dem Examen besuchte ich meinen Conrector; er war nicht zu Hause. Seine Tochter nahm mich bei der Hand, führte mich in das Studirzimmer ihres Vaters und verschloß die Thüre hinter uns. Sie zeigte mir ein Buch auf seinem Pulte; es war Lucrez von der Natur der Dinge. Sie wies auf die Papierstreifen, die der Vater hineingelegt; ich merkte mir die Seitenzahlen, wo wir examinirt werden sollten und

wollte fortgehen. Das Mädchen legte die Hand auf meine Schulter und sagte: Bin ich Ihnen nicht sehr gut, lieber Herr Karl? Gut war sie freilich, aber sie war häßlich . . . — War sie häßlich, Karl? Nur weiter. — Auf der Universität lernte ich die schöne Nichte meines Professors der Geschichte kennen. Er trug viermal wöchentlich Nachmittags zwei Uhr die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte vor. Die westphälischen Friedensverhandlungen fielen in die heißesten Hundstage; ich konnte es nicht länger aushalten und schlief ein. Da blieb ich aus der Vorlesung weg und schlich mich ein Viertel nach zwei mit der Mappe unter den Arm in des Professors Garten, wo die schöne Nichte in der Laube auf mich wartete. Wir durchplauderten angenehme Stunden, bis die französische Revolution ausbrach. — War dir die französische Freiheit lieber als das deutsche Mädchen? Ich bin mit dir zufrieden, Karl! Immer weiter. — Man setzte mir den Doctorhut auf die heiße Stirne. Ich kehrte auf einem weiten Umwege in das traurige Philisterland zurück. Die Schweiz und Frankreich sah ich vorher. An einem rheinischen Orte, wo ich übernachtete, ich weiß nicht welchem, begegnete mir ein holdes Mädchen. Wir wechselten traulich tausend Gedanken und Gefühle; aber im Hintergrunde meines Herzens standen die Alpen. Ich reiste am folgenden

Tage fort, und hatte das reizende Geschöpf bald vergessen. — Das war ein Saitengriff des Zufalls. Ist das Alles, Karl? — Das ist Alles, ich bin fertig. — Schwöre es mir. — Ich schwöre es dir, Julie! Jetzt erzähle du. — Als ich sieben Jahre alt war . . . — Sieben Jahre? Du beschämst deinen Meister. — Der wilde Knabe sprang über die Mauer, die unsere Gärten schied. Es war Herbst. Wir warfen uns mit Kastanien, von welchen der Rasen bedeckt war. In der Hitze des Kampfes vergriff ich mich, und warf einen Stein nach Fritz. Er blutete heftig, ich band ihm mein Tuch um den Kopf. Ich weinte, er lächelte . . . — Du weinst noch, Julie? — Ach der arme Knabe ist todt! — Ist er gewiß todt? — Ja, er starb am Scharlachfieber. — Schön Julie! Fahre fort. — An einem Geburtstage meiner Mutter kam zum erstenmal ein Herr in unser Haus, der war wohl dreißig Jahre alt; ich zählte erst fünfzehn. Er verliebte sich heftig in mich und ich glaube gar, er hat mich heirathen wollen; ich lachte ihn aus. — Das war recht, Julie! Aber woher wußtest du, daß er schon dreißig Jahre alt war? — O, er mußte noch älter gewesen sein. — Weiter Julie! — Vor zwei Jahren reiste ich mit der seligen Tante in's Bad von . . . — Wie alt war deine selige Tante, als sie starb? — Achtzig Jahre.

— Dann war sie schon fünfzig Jahre auf Erden selig. — Spötter, du zeigst mir meinen Himmel sehr nahe!... Die Tante legte sich schon um neun Uhr zu Bette und ich mußte bei ihr bleiben. Es war eine süße, warme Nacht. Die Sterne sahen hell und freundlich auf die schlafende Erde herab, der Strom blinkte die silbernen Strahlen des Mondes zurück, Johanniswürmchen funkelten im Laube, süß flöteten die Nachtigallen. Da hörte ich frohe Stimmen und Gesang und Saitenspiel näher und näher kommen. Es war eine Gesellschaft von ältern und jüngern Personen, Männer und Frauen, Mädchen, Jünglinge und Knaben, und alle meine Freundinnen waren dabei. Sie erkannten mich am Fenster und luden mich zu sich ein. Ich fürchtete, sie möchten die Tante wecken, schlich mich hinab, verschloß leise die Thüre und gesellte mich den Fröhlichen zu. „Herr Einsiedler," rief eine heitere Matrone einem jungen Manne zu, „hier ist eine Einsiedlerin; Ihr bildet ein frommes, erbauliches Paar, führen Sie unsere Julie" .... Du bist zerstreut, Karl? — Nein, ich höre sehr aufmerksam zu. — Der junge Mann gab mir den Arm. Wir stiegen zu Schiffe, fuhren den Strom hinab, gingen dann über die Hügel zurück. Wir sprachen von Musik, vom Tanz, von der Freundschaft, von Tod und Unsterblichkeit, von Shak-

speare, Göthe und Jean Paul — mein Lieblingsschriftsteller und auch der meines neuen Freundes. Wir fanden eine verlorne Lilie im Grase. „Liane!“ lispelte mein Begleiter. „Wie er hoch über der Erde schwebt — fuhr ich fort — und noch den Käfer erblickt, der auf dem dunkelsten Blatte wohnt! Wie er von Stern zu Stern eilt, im Fluge den Himmel küssend.“ ... „Selten — sagte mein Begleiter — kommt ein Glücklicher dem Himmel nahe; dann aber ist Zögerung Sünde“ — und er raubte mir einen Kuß. — Karl sprang auf und sprach im komischen Zorne: ich wollte, es wäre eine Fledermaus zwischen euch durchgeflogen! — Julie legte die Hand auf das Elfenbein ihrer Stirne, besann sich, lächelte, erhob sich rasch und sprach mit froher Hast: Eine Fledermaus? Die Kraniche des Ibykus! ja, es flog mir eine in die Locken; Du warst der Räuber! Karl schlug die Augen nieder. — Ahnung, liebe Julie; süße Ahnung! — Erfüllung, lieber Karl, süßere Erfüllung! — und die zweimal Verlobten sanken sich an das schlagende Herz.

XV.

Die Kunst, in drei Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden.

(1823.)

Es gibt Menschen und Schriften, welche Anweisung geben, die lateinische, griechische, französische Sprache in drei Tagen, die Buchhalterei sogar in drei Stunden zu erlernen. Wie man aber in drei Tagen ein guter Original-Schriftsteller werden könne, wurde noch nicht gezeigt. Und doch ist es so leicht! Man hat Nichts dabei zu lernen, sondern nur Vieles zu verlernen; Nichts zu erfahren, sondern Manches zu vergessen. Wie die Welt jetzt beschaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten, und also auch ihre Werke, den alten Handschriften, von welchen man die langweiligen Zänkereien eines Kirchen-Stiefvaters, oder die Faseleien eines Mönchs erst abkratzen muß, um zu

einem römischen Klassiker zu kommen. Jedem menschlichen Geiste sind schöne Gedanken und, weil mit jedem Menschen die Welt neu geschaffen wird, auch neue angeboren; aber das Leben und der Unterricht schreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken sie. Man bekommt eine ziemlich richtige Ansicht von dieser Lage der Dinge, wenn man etwa Folgendes bedenkt. Ein Thier, eine Frucht, eine Blume erkennen wir in ihrer wahren Gestalt; was sie sind, erscheinen sie uns. Würde aber der von der Natur eines Rebhuhns, eines Himbeerstrauchs, einer Rose eine wahre Anschauung haben, der nur eine Rebhuhnpastete, Himbeersaft und Rosenöl kennen gelernt? So ist es aber mit den Wissenschaften, mit allen Dingen, die wir mit dem Geiste und nicht durch die Sinne auffassen: zubereitet und verwandelt werden sie uns vorgesetzt, und in ihrer rohen und nackten Gestalt lernen wir sie nicht kennen. Die Meinung ist die Küche, worin alle Wahrheiten abgeschlachtet, gerupft, zerhackt, geschmort und gewürzt werden. An Nichts ist größerer Mangel, als an Büchern ohne Verstand, an solchen nämlich, die Sachen enthalten und keine Meinungen. Es gibt nur eine kleine Zahl origineller Schriftsteller, und die besten unterscheiden sich von den minder guten viel weniger, als man nach einer oberflächlichen Vergleichung denken mag.

Einer schleicht, einer läuft, einer hinkt, einer tanzt, einer fährt, einer reitet zu seinem Ziele; aber Ziel und Weg ist Allen gemein. Große und neue Gedanken gewinnt man nur in der Einsamkeit; wie gewinnt man aber die Einsamkeit? Man kann die Menschen fliehen, dann steht man auf dem geräuschvollen Markte der Bücher; man kann die Bücher wegwerfen, wie entfernt man aber aus seinem Kopfe alle die herkömmlichen Kenntnisse, die der Unterricht hineingebracht? In der Kunst, sich unwissend zu machen, ist die wahre Kunst der Selbsterziehung die nöthigste, die schönste, aber die am seltensten und am stümperhaftesten geübt wird. Wie es unter einer Million Menschen nur tausend Denker gibt, so gibt es unter tausend Denkern nur einen Selbstdenker. Ein Volk ist jetzt wie ein Brei, dem nur der Topf Einheit gibt; etwas Kerniges und Festes findet sich nur an der Scharre, in der untersten Lage des Volks, und Brei bleibt Brei, und der goldene Löffel, der einen Mundvoll herausschöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtschaft aufgehoben.

Das wahre wissenschaftliche Streben ist keine Columbische Entdeckungsreise, sondern eine Ulysses-Fahrt. Der Mensch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimath suchen, und denken heißt

leben. Aber das Vaterland der Gedanken ist das Herz; an dieser Quelle muß schöpfen, wer frisch trinken will; der Geist ist nur Strom, Tausende sind daran gelagert, und trüben das Wasser mit Waschen, mit Baden, mit Flachs rösten und andern schmutzigen Hantierungen. Der Geist ist der Arm, das Herz ist der Wille; Kraft kann man sich anbilden, man kann sie steigern, ausbilden; was nützt aber alle Kraft, ohne den Muth, sie zu gebrauchen? Eine schimpfliche Feigheit zu denken hält uns Alle zurück. Drückender, als die Zensur der Regierungen, ist die Zensur, welche die öffentliche Meinung über unsere Geisteswerke ausübt. Nicht an Geist, an Charakter mangelt es den meisten Schriftstellern, um besser zu sein, als sie sind. Aus Eitelkeit entspringt diese Schwäche. Der Künstler, der Schriftsteller will seine Genossen überragen, überholen; aber um einen zu überragen, muß man sich ihm zur Seite stellen, um einen zu überholen, muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftsteller so Vieles mit den schlechten gemein: im guten steckt ganz der schlechte; nur ist er etwas mehr; der gute geht ganz den Weg des schlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme seines Herzens hört, statt auf das Marktgeschrei, und wer den Muth hat, lehrend zu verbreiten, was ihn

das Herz gelehrt, der ist immer originell. Aufrichtigkeit ist die Quelle aller Genialität, und die Menschen wären geistreicher, wenn sie sittlicher wären. Und hier folgt die versprochene Nutzanwendung. Nehmt einige Bogen Papier und schreibt drei Tage hinter einander, ohne Falsch und Heuchelei, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch selbst, von euren Weibern, von dem Türkenkrieg, von Göthe, von Fonks Kriminalprozeß, vom jüngsten Gerichte, von euern Vorgesetzten — und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das ist die Kunst, in drei Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden!

XVI.

Ueber den Umgang mit Menschen.

(1824.)

Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht. Ihm ist die Welt gegeben; was er nicht hat, ist er. Nichts ist herrenlos auf dieser Erde, nicht einmal der Herr; nichts ist frei, nicht einmal die Luft — man kann sie dir nehmen. Gelüstet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem sie wachsen, ist einem Menschen eigen. Suchst du Weisheit: der Mensch lehrt sie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Willst du in den Himmel: Petrus hat den Schlüssel. Bist du arm, brauchst du Menschen, die dir geben; bist du reich, brauchst du Menschen, welchen du gibst. Denn ob du einsam auf einer wüsten Insel darbst, ob du einsam im wüsten Herzen genießest, du bist nicht glücklich, wenn

du einsam bist. Dein Glück auch in der Einsamkeit zu finden, mußt du heilig sein, und das bist du nicht, wenn du willst; Wenige sind auserkoren. Was dir Menschen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du hast, oder theurer, mit dem, was du bist. Auch Freundschaft wird dir nicht unentgeldlich. Jeder hat in seinem Leben einen schönen Kindertag, wo er, wie die ersten Menschen im Paradiese die Früchte des Feldes, so auch Liebe ohne Sorgen und Mühe findet. Ist dieser Tag aber vorüber, erwirbst du, wie dein Brod, so auch Liebe nur im Schweiße deines Angesichts. Ihr müßt Herzen säen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menschen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Einsatz fordert das Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vieles lernen wir auf niedern und auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Thiere in fremden Welttheilen leben, wie die Städte beschaffen, die wir niemals sehen. Aber wie die Menschen beschaffen, die uns umgeben, und welche Wege sie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen und wilde Thiere zähmen; wir lernen dem übermüthigen Pferde schmeicheln, und das träge anspornen; schwimmen, und Brücken über reißende

Ströme bauen. Aber wie wir gute Menschen gebrauchen, und böse beschwichtigen; wie wir dem Stolzen schmeicheln, und den Stillen antreiben; wie wir Brücken über Tyrannen bauen und durch ihre Leidenschaften schwimmen — das lernen wir nicht. Ihr sagt: das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künste und andere Fragen. Doch soll man um den Menschen dienen? Darf man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuschen? Soll man ihm schmeicheln? Du kannst noch viele solche Dinge fragen, und findest keine Antwort darauf. Und wärest du der klarste Geist, und das tugendhafteste Gemüth, du wüßtest nicht, was recht ist. Glücklich auch hier, daß du nicht frei bist; daß dir die Natur, gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenschaften gegeben oder versagt, die dich auf diesen oder jenen Weg führen, und dir die Mühe der Wahl ersparen. Bist du aber der Glücklichern einer, Herr deines Willens, und Meister zu thun, was du willst: so wähle. Es gibt zwei Wege, die zu den Menschen führen: du mußt sie lieben oder hassen, hochschätzen oder verachten, sie als göttliche Wesen oder als Sachen ansehen. Es gibt noch einen dritten breiten Weg,

auf den die verworrene Menge sich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig bist, wirst du geliebt; wenn man dich liebt, wirst du liebenswürdig gefunden. Andern gefallen, ist leicht, schwer ist nur, daß uns Andere gefallen. Hier ist die Kunst, mit Menschen umzugehen! Du sagst: „Ich verabscheue jenen Menschen, er ist schlecht.“ Nein, er ist krank. Gewährst du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und sind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichsten? „Aber er ist frei, er kann sich bessern.“ Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Muth hast, dein Thun zu verantworten; bürde aber keinem Schwachen diese Last auf. „Er ist ein Wütherich, ein Attila.“ Er ist ein Blitz. Bewunderst du nicht die Güte Gottes noch in der Sündfluth, und die Weisheit der Natur im niedrigsten Gewürm? „Er ist dumm.“ Er ist nur ein dummer Mensch, aber das klügste Schaf. Muß er Wolle tragen? „Er ist ungesellig.“ Gebrauche ihn zu etwas Anderm. Der Weinstock gibt dir seine Früchte, die Eiche ihren Schatten; hast du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinstocke begehrt? „Er hat weder Geist, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe, er ist ein Pferd.“ So reite ihn; doch du irrst. Ein Riese ist nur zweimal so groß als ein Zwerg, und

jeder Zwerg ist ein halber Riese. Ein gleiches Maaß von Kraft hat die Natur den meisten Menschen gegeben. Hier bildet sie sich zum Geiste, dort zur Tugend, bei Einem zur Schönheit, beim Andern zur Gesundheit, beim Dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe ist selten Einer. „Aber er ist einer dieser Seltenen; er hat weder Geist, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichthum.“ So wird er wenigstens einen guten Magen haben, und es gibt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. „Selbst diese ist schlecht.“ Dann wird er wenig essen und trinken; lobe seine Mäßigkeit, mache aus seiner Noth eine Tugend. „Aber ich will, ich darf ihm nicht schmeicheln; schmeicheln ist sündlich.“ So liebe ihn! Liebe ist eine Schmeichelei, die Allen gefällt, Hohen wie Niedern, Kindern wie Erwachsenen, Guten wie Bösen — und sie ist auch Gott gefällig.

Du hassest Könige, wenn sie rasen — rasest du nicht auch, wenn du getrunken? „Aber sie sollen nicht trinken, sie sollen Schmeichlern ihr Ohr nicht geben!“ Aber sie sind im Keller geboren, Wein war ihre Ammenmilch, und man ist nur Herr, sich den ersten Becher zu versagen, nicht den zweiten. Du Liberaler hassest den Ultra — was hat er dir gethan? „Er unterdrückt die Freiheit des Volks, er

will Alles für sich allein, er will Vorrechte haben." Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn sein Recht auch nur ein Geschwür wäre, er stürbe daran, wenn man es öffnete. Doch sein Besitz ist edler, tausendjährig, und seine Vorfahren haben sich ihn durch ihre Tugenden erworben. „Doch er selbst hat kein Verdienst!" Bist du besser? Verschwelgst du nicht im Müßiggange den ererbten Reichthum, den dein Vater mit saurer Mühe erworben? Bist du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu theilen? Macht ist wie Reichthum . . . Du Ultra verfolgst den Liberalen — warum verfolgst du ihn? „Er will mir meine Rechte rauben!" Er will sie nur mit dir theilen, er ist ein Mensch, wie du. „Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Besitz." Desto schlimmer für dich, du bist ihm auch die Zinsen schuldig. „Aber er ist ein Schwärmer, den man schrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten." Und wenn du den Körper zerstörst, was gewinnst du? Der Geist bleibt, der Geist hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er spottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tausend fanatische Menschen hinrichten lässest, hast du darum den Fanatismus zerstört? Glaubst du das, dann bist du ein Thor, ein Kind. Schwärmerei ist wie eine Tontine, der Antheil der Verstorbenen fällt

den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrst, hast du nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vieler in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. „Also — sprecht ihr und ihr — sollen wir die Hände in den Schoos legen und gelassen mit ansehen, wie uns unsere Feinde bedrohen, uns berauben, in unser Gebiet fallen?“ Nein, das sollt ihr nicht. Vertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht dein Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Bist du ein Krieger, fechte; bist du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche schone deinen Feind. Entweihe nicht den heiligen Altar der Menschenliebe, der auch den Mörder schützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

„Wohl! Ich will alle Menschen lieben, ich will Jedem zu gefallen suchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Bösen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?“ Das mußt du einen Andern fragen. Hast du einen hohen Geist, bückst du dich vergebens; so dumm ist die Dummheit nie, daß sie nicht die krumme Linie zur geraden umzumessen wüßte. Du mußt klein sein, willst du kleinen Menschen gefallen. „Doch ich lebe unter Philistern, ich muß unter ihnen

leben.“ Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch ist dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willst du wissen, wie unglücklich man ist, wenn man mit den Menschen zerfallen, denke an Rousseau. Sein Staub ist nicht mehr, du kennst sein Leben und seine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geistes gewesen. Du weißt aber auch, hättest du zu seiner Zeit gelebt, du würdest ihn, wie es Alle gethan, für einen Bösewicht und für einen Narren gehalten haben. Rousseau war ein Sklave seiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnsinn steigert, daß er, um aller geselligen Bande los zu sein, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geschick. Darum suche die Menschen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnst den Menschen nicht, wenn du ihn nicht hochschätzest oder verachtest; und giebt es eine Kunst, in der zu stümpern lächerlich oder verdammlich ist, so ist es die, mit Menschen umzugehen. Laß dich von meinem eigenen Beispiele warnen. Nur Einmal in meinem Leben — doch es war für einen Freund — suchte ich von einem Großen etwas zu erschmeicheln. Es ist schon lange her, und es geschah noch in jenen guten Tagen, von welchen der Minister auf dem Blocksberge in Göthe’s Faust gesungen:

Jetzt ist man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir Alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Ich ging zur Audienz. Aus dem, was mich Knigge und Chesterfield gelehrt, wählte ich das Schönste und Beste, band es zierlich zusammen, und überreichte den Blumenstrauß. Aber ich war falsch; mein Rücken war krumm, meine Seele war gerad; ich hatte Zucker auf den Lippen und Salz im Herzen, und der Minister — warf mich zur Thüre hinaus.

XVII.

Ueber das Schmollen der Weiber.

(1823.)

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen cultivirten Völkern Sitte ist, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böse auf sie bin, einen gefallenen Engel, ist das Ehewetter aber heiter, einen gestutzten. „Warum gestutzter?“ fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum erstenmale dieses Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verstellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen sei, und wie ohne diesen Lichtschirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. „Theure Wilhelmine! — sagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den sie sehr liebt, in den Purpurmund steckte —

liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas gestutzt wären? müßte ich nicht fürchten, du entflattertest" ..:. und flögest den Himmel hinauf, wo deine Heimath ist — wollte ich höchst poetischer Weise hinzusetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchtest also, ich könnte dir untreu werden?" fragte sie, wartete aber auf keine Antwort, sondern nahm ihr Gesicht zusammen, verschloß den Mund und schmollte. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen sogar, sie schmollte fort. Ich ging mit starken Schritten das Zimmer auf und ab: in Engels Mimik ist keine Bewegung geschildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darstellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine sprach kein Wort. Bei dieser Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen und seitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigste Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebses trat. Anfänglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmollstuhl, dann nahm sie einen Schmollwinkel ein, später verschloß sie sich in ein Schmollkämmerchen, bis sie endlich es durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hause zu schmollen.

Ich habe mich in der theoretischen wie in der praktischen Philosophie etwas umgesehen, Metaphysik, Logik, Anthropologie, empirische Psychologie sind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis jetzt noch nicht ins Reine kommen. Doch will ich die wenigen unstreitigen Grundsätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; sie sind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier-Händler, oder Staats-Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere ist) fragen sich und Andere jetzt oft: welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwissenheit! Nur wer nicht verheirathet ist, kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es bestimmt, daß die Franzosen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber ist nichts als ein Guerillaskrieg, den sie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem sie immer siegen. Was nützt euch eure schwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Lunten anlegen, stechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hunderttausend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten sie mit dem Bösen ein Bündniß geschlossen, sind gründefest, es dringt keiner durch. Ihre gefährlichste Waffe ist der Mund, sie mögen ihn zum Reden

oder zum Schweigen gebrauchen. Reden sie, und ihr habt viel Verstand und Geduld, dann könnt ihr sie zuweilen zum Schweigen bringen; schweigen sie aber (welches in der häuslichen Kriegskunst Schmollen heißt), ist alle Mühe vergebens, sie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen, und schließt um jede Bedingung einen pyrenäischen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigstens mit dem Kopfe über die Wolken seines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter seinen Füßen; die Frau aber steht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finsteres Gesicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer Viertelstunde wieder versöhnt sein werde. Mein schmollender Engel aber hat gar keine Vorstellung davon, daß sie mir je wieder gut werden könnte. Ein komisches Mißverständniß trägt gewöhnlich dazu bei, sie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine theure Gattin W i l h e l m i n e zu nennen; aber so oft sie zankt, rufe ich sie M i n c h e n. Dieses Wort macht sie nur unversöhnlicher, denn sie wähnt, ich bediene mich der liebkosenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatt erfahren, daß ich sie, wenn sie schmollt, nur darum Minchen nenne, weil sie mir dann als

ein kleiner Mina vorkömmt — so geschickt weiß sie den Guerillaskrieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau schon oft vorgeschlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonniren, indem ich ihr immer dreißig Tage voraus Recht gäbe, und dabei, meinte ich, würden wir uns besser stehen; aber sie wollte von einem solchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schlusse des Jahres fällt die meteorologische Bilanz nicht immer zu meinem Vortheile aus. Was aber meinem Kalender ein noch seltsameres und traurigeres Ansehen gibt, ist, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu schmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo sie zu schmollen aufgehört. Sie vergrollt so leise und allmählig, daß nicht zu bestimmen ist, wann der letzte Laut ihrer Unzufriedenheit verschallte, und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wissen, wie ich hinein gekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber so machten, die, wenn sie ihr stillstehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertel-Stunden, über welche der Zeiger rücke, schlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe

den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrst, hast du nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vieler in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. „Also — sprecht ihr und ihr — sollen wir die Hände in den Schoos legen und gelassen mit ansehen, wie uns unsere Feinde bedrohen, uns berauben, in unser Gebiet fallen?“ Nein, das sollt ihr nicht. Vertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht dein Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Bist du ein Krieger, fechte; bist du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche schone deinen Feind. Entweihe nicht den heiligen Altar der Menschenliebe, der auch den Mörder schützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

„Wohl! Ich will alle Menschen lieben, ich will Jedem zu gefallen suchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Bösen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?“ Das mußt du einen Andern fragen. Hast du einen hohen Geist, bückst du dich vergebens; so dumm ist die Dummheit nie, daß sie nicht die krumme Linie zur geraden umzumessen wüßte. Du mußt klein sein, willst du kleinen Menschen gefallen. „Doch ich lebe unter Philistern, ich muß unter ihnen

leben.“ Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch ist dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willst du wissen, wie unglücklich man ist, wenn man mit den Menschen zerfallen, denke an Rousseau. Sein Staub ist nicht mehr, du kennst sein Leben und seine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geistes gewesen. Du weißt aber auch, hättest du zu seiner Zeit gelebt, du würdest ihn, wie es Alle gethan, für einen Bösewicht und für einen Narren gehalten haben. Rousseau war ein Sklave seiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnsinn steigert, daß er, um aller geselligen Bande los zu sein, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geschick. Darum suche die Menschen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnst den Menschen nicht, wenn du ihn nicht hochschätzest oder verachtest; und giebt es eine Kunst, in der zu stümpern lächerlich oder verdammlich ist, so ist es die, mit Menschen umzugehen. Laß dich von meinem eigenen Beispiele warnen. Nur Einmal in meinem Leben — doch es war für einen Freund — suchte ich von einem Großen etwas zu erschmeicheln. Es ist schon lange her, und es geschah noch in jenen guten Tagen, von welchen der Minister auf dem Blocksberge in Göthe's Faust gesungen:

Jetzt ist man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir Alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Ich ging zur Audienz. Aus dem, was mich Knigge und Chesterfield gelehrt, wählte ich das Schönste und Beste, band es zierlich zusammen, und überreichte den Blumenstrauß. Aber ich war falsch; mein Rücken war krumm, meine Seele war gerad; ich hatte Zucker auf den Lippen und Salz im Herzen, und der Minister — warf mich zur Thüre hinaus.

XVII.

Ueber das Schmollen der Weiber.

(1823.)

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen cultivirten Völkern Sitte ist, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böse auf sie bin, einen gefallenen Engel, ist das Ehewetter aber heiter, einen gestutzten. „Warum gestutzter?“ fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum erstenmale dieses Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verstellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen sei, und wie ohne diesen Lichtschirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. „Theure Wilhelmine! — sagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den sie sehr liebt, in den Purpurmund steckte —

liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas gestutzt wären? müßte ich nicht fürchten, du entflattertest" .... und flögest den Himmel hinauf, wo deine Heimath ist — wollte ich höchst poetischer Weise hinzusetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchtest also, ich könnte dir untreu werden?" fragte sie, wartete aber auf keine Antwort, sondern nahm ihr Gesicht zusammen, verschloß den Mund und *schmollte*. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen sogar, sie schmollte fort. Ich ging mit starken Schritten das Zimmer auf und ab: in *Engels Mimik* ist keine Bewegung geschildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darstellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine sprach kein Wort. Bei dieser Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen und seitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigste Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebses trat. Anfänglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmollstuhl, dann nahm sie einen Schmollwinkel ein, später verschloß sie sich in ein Schmollkämmerchen, bis sie endlich es durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hause zu schmollen.

Ich habe mich in der theoretischen wie in der praktischen Philosophie etwas umgesehen, Metaphysik, Logik, Anthropologie, empirische Psychologie sind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis jetzt noch nicht ins Reine kommen. Doch will ich die wenigen unstreitigen Grundsätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; sie sind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier-Händler, oder Staats-Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere ist) fragen sich und Andere jetzt oft: welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwissenheit! Nur wer nicht verheirathet ist, kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es bestimmt, daß die Franzosen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber ist nichts als ein Guerillaskrieg, den sie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem sie immer siegen. Was nützt euch eure schwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Lunten anlegen, stechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hunderttausend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten sie mit dem Bösen ein Bündniß geschlossen, sind gründefest, es dringt keiner durch. Ihre gefährlichste Waffe ist der Mund, sie mögen ihn zum Reden

oder zum Schweigen gebrauchen. Reden sie, und ihr habt viel Verstand und Geduld, dann könnt ihr sie zuweilen zum Schweigen bringen; schweigen sie aber (welches in der häuslichen Kriegskunst Schmollen heißt), ist alle Mühe vergebens, sie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen, und schließt um jede Bedingung einen pyrenäischen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigstens mit dem Kopfe über die Wolken seines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter seinen Füßen; die Frau aber steht mit dem Kopfe uuter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finsteres Gesicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer Viertelstunde wieder versöhnt sein werde. Mein schmollender Engel aber hat gar keine Vorstellung davon, daß sie mir je wieder gut werden könnte. Ein komisches Mißverständniß trägt gewöhnlich dazu bei, sie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine theure Gattin Wilhelmine zu nennen; aber so oft sie zankt, rufe ich sie Minchen. Dieses Wort macht sie nur unversöhnlicher, denn sie wähnt, ich bediene mich der liebkosenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatt erfahren, daß ich sie, wenn sie schmollt, nur darum Minchen nenne, weil sie mir dann als

ein kleiner Mina vorkömmt — so geschickt weiß sie den Guerillaskrieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau schon oft vorgeschlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonniren, indem ich ihr immer dreißig Tage voraus Recht gäbe, und dabei, meinte ich, würden wir uns besser stehen; aber sie wollte von einem solchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schlusse des Jahres fällt die meteorologische Bilanz nicht immer zu meinem Vortheile aus. Was aber meinem Kalender ein noch seltsameres und traurigeres Ansehen gibt, ist, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu schmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo sie zu schmollen aufgehört. Sie vergrollt so leise und allmählig, daß nicht zu bestimmen ist, wann der letzte Laut ihrer Unzufriedenheit verschallte, und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wissen, wie ich hinein gekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber so machten, die, wenn sie ihr stillstehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertel-Stunden, über welche der Zeiger rücke, schlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe

stände. Sie müßten das so machen, um die Uhr ihrer Seele zu nicht verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradiese, das sie mir selbst geschaffen, auf Stunden und Tage hinaus schmollt, so ist das nur meine eigene Schuld. Ich habe unbesonnen meiner häuslichen Verfassung die Fehler der spanischen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur eine Kammer, und so muß denn geschehen, was in solchen Fällen immer geschieht: das demokratische Princip gewinnt die Herrschaft über das aristokratische. Das weibliche Herz ist ein atheniensischer Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumensträuße, duftende Südfrüchte, holde Anmuth, Geist, Witz, Empfindung; aber auch Tücke, Launen, Wankelmüthigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Gesetzgebung weise in zwei Kammern getrennt ist, wo der Mann das Oberhaus und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein bairischer Pair unvergleichlich schön gesungen hat, die Wogen der Demokratie sich an den Felsen der Aristokratie brechen, auf welchen Felsen der Thron gebaut ist und der Frieden!

XVIII.

Der Gott in Höflingen.

(1823.)

Das Spaßhafte der Sache liegt nur darin: daß die Leser anfänglich glauben werden, ich mache Spaß, und die Höflinge unter ihnen, ich wolle ihrer spotten, und daß der letzteren Einer, begreift er endlich, daß ich es ernst gemeint, voller Angst zu seinem Arzte schicken und dem herbeigeeilten sagen wird: „Medizinalrath, ich bin ein Mann und zittere vor dem Tode nicht, darum Offenherzigkeit! Bin ich wirklich ein Schwärmer? Habe ich Religion? Liege ich an Ideen darnieder? Grade heraus, ist die Krankheit immer tödtlich, oder hat man Beispiele von deren glücklichen Heilung? Was halten Sie von meinem Zustande?" Ja, Herr Hofmarschall! Sie sind schwärmerischer als ein Verliebter, frömmer als ein Heiliger, phan-

tastischer als Jacob Böhm; Sie leben in einer luftigen Ideenwelt und sind gar nicht praktisch. Aber beunruhigen Sie sich nicht, Sie haben eine gute Natur, und werden nicht daran sterben!... Ich sage: das ist allein der Spaß; im Uebrigen aber wird man den heiligen Ernst nicht verkennen.

Jener Haushofmeister eines Prinzen Conti, der, nach bendigtem Festmahle, das er für seinen Gebieter angeordnet, sich den Degen in das Herz stieß und starb, weil auf dem Tische eine Schüssel Stockfische gemangelt — gemangelt ohne sein Verschulden (der Eilbote war damit eine Stunde zu spät aus dem Hafen gekommen) — gemangelt nur ihm, seinem Künstlerauge, nicht den Gästen und zur Sättigung — den Opfertod jenes edeln Haushofmeisters, werdet ihr ihn verspotten? Thut das nicht, nur seiner Zeit dürft ihr lachen. Gibt es einen himmlischen Lohn für jede irdische Hingebung, dann wird auch der Haushofmeister seine Palme finden. Freilich werden Brutus, Sokrates und Timoleon dem neuen Heiligen mit Lächeln entgegen schweben, aber sie werden ihm lächeln wie einem Kinde; und wenn der Himmel seine Spiele hat, werden sie ihn ergötzen, und der verklärte Haushofmeister wird mit seinem Degen an der Seite hinter dem Stuhle des großen Cäsar stehen, und die Majestät wird seine

Kunst loben, und an Stockfischen wird's nicht mangeln!... Racine, welcher krank ward und starb, weil König Ludwig ohne Blick an ihm vorübergegangen war — er starb nur seinem Gotte, doch er starb dem Göttlichen. Der Himmel hat tausend Pforten, die Hölle hat nur eine, und seltener als man denkt, gelingt es Menschen und schwerer als man glaubt, sich verdammen zu lassen.

Der Ruhm glänzt, wie die Sonne, mit eigenem Lichte; die Ehre gleicht der Erde, die mit geborgten Strahlen leuchtet; die Eitelkeit ist der Mond dieser Erde, der Ehre kühler und kleiner Trabant. Aber das Licht der Tugend behält, wie Wein im Wasser, auch verdünnt von seiner Kraft. Der Mensch, so gemein auch sein Treiben sei, lebt in Ideen, bis in den Sumpf spiegelt sich der Himmel ab. Der Höfling, der sich alle seine Jahre um ein Band am Rocke, um ein Lächeln seines Gebieters, um den leeren Schall eines Titels martert, opfert er nicht Ruhe, Glück und Frieden, gleich dem edlern Schwärmer, auch einem Gedankenbilde? Und ist es sein Vergehen, wenn er mit den Zeitgenossen summt, die den vergoldeten Thurmknopf, um den sie gleich Mücken kriechen, für einen Sonnenball halten? Ich habe einen Freund, der sich so gern an den Pranger stellte, als einen Orden trüge, den aber jede Volks-

gunst, die in alter oder neuer Zeit Diesem oder Jenem widerfahren, bis zu Thränen der Eifersucht bewegt. Er hat freilich ein grösseres und schöneres Recht, als jener Höfling, aber kein anderes. Wohl ist es größer und schöner, den nach Bewegung lechzenden Geist auf weiter See schiffen zu lassen, und das glühende Herz an Meeresstürmen abzukühlen, als sich auf einem Gartenteiche zu schaukeln und mit einem Fächer die heißen Wangen zu erfrischen; aber hier und dort ist Wind und Wasser, ist das göttliche Element, woraus Jeder schöpft nach Vermögen mit kleinerem oder größerem, mit irdenem oder goldenem Gefäße.

Der Weltmann spottet des Schwärmers, den er verkennt, nur weil er sich selbst nicht kennt. Nachdem er seinen Hunger gestillt und seinen Durst gelöscht, wofür bemüht er sich? Für ein Gedankenbild; er schwärmt selbst. Wir bewundern die großen Männer des alten Roms; kehrten diese zurück, sie würden uns mehr bewundern, als wir sie. Was ist leichter, im Rausche der Begeisterung, die nicht rechnet, Leben und Gut an das Glück des Vaterlandes, eine Spanne Zeit an ewigen Nachruhm wagen — oder nüchtern fünfzig Jahre lang auf dem Seile der Intrigue zu tanzen und mit klopfendem Herzen ängstliche Blicke rechts und links auf die Balancirstange der

List zu werfen, um keinen andern Lohn, als sich von kindischen Zuschauern begaffen und beklatschen zu lassen? Was ist gewinnsüchtiger, schnödes Geld gegen Freiheit eintauschen — oder eine eiserne Kette schleppen, sich damit eine goldene zu verdienen? Darum nicht verachten oder hassen, belehren und belächeln soll man jene Weltleute, die jeder edeln Regung spotten. Wer nur wenige Jahre das Erziehungsrecht über sie selbst hätte, würde sie zu ihrer Beschämung dahin bringen, daß sie mit Füßen treten, was sie früher angebetet, und anbeten, was sie früher mit Füßen getreten. Alle Menschen aller Zeiten wurzelten in dem schmutzigen Boden des Eigennutzes; aber mit Stamm, Zweigen, Blüthen und Früchten erhoben sie sich über die Erde und lebten im reinen Elemente, höher oder niederer wachsend, heller oder dunkler blühend, mit mehr oder minder süßer Frucht, je nach Saamen, Witterung, Jahreszeit, Himmelsstrich und Pflege — aber Alle nach dem Himmel strebend.

XIX.

Die große Verschwörung.

(1819.)

Wie viel leichter es sei, mit vielen Worten Nichts, als mit wenigen Worten Viel zu sagen, hat die preußische Staatszeitung in ihrem zweiten Bülletin der großen Polizei-Armee abermals bewiesen. Der Herausgeber jenes Blattes verrieth schon oft, daß ihm der erforderliche Mangel an Verstand mangle, um eine Hofzeitung gehörig schreiben zu können. Man muß selbst befangen sein, um das Urtheil Anderer zu verstricken, man muß selbst glauben, um Glauben zu finden, und nur eigene Ueberzeugung pflanzt sich fort; die fehlende Natur kann hier durch Kunst nie ersetzt werden.

Es hätten die größten Spötter, um dem Verschwörungstraume und dessen abergläubischer Deutung

die verdiente Lächerlichkeit zuzuwenden, keine treffendere Karikatur davon zeichnen können, als die Staatszeitung in ihrem amtlichen Berichte gethan, nur daß jenseits der Spott zugleich grausam ist.

Gleich anfänglich wird der gegen die schwarzen catilinarischen Bursche mit so großer Uebereile und fürchterlichem Geprassel unternommene Krieg als eine bloße polizeiliche Maßregel angegeben. Was man unter polizeilichem Verfahren zu verstehen habe, zumal in Deutschland, wo mit der schnödesten Willkür, die hierbei aller Orten Statt findet, auch noch die tölpelhafte Ungeschicklichkeit verbunden ist, weiß wohl Jedermann. In Frankreich, wo die Polizei kunstgeübter und erfahrner ist, besitzt sie eine Art Zuversicht, die sie vor unbesonnenen Schritten bewahrt. Allsehend, allwissend, die Fäden der Ereignisse nie verlierend, ist sie dort geduldig, fürchtet nicht, daß ihr die Beute über Nacht entgehen werde, und schüttelt darum den Baum nicht eher, als bis die Früchte reif geworden sind. Die Berliner Polizei aber hat in einen sauern Apfel gebissen: sie gesteht es nicht ein, doch ihre Gesichter verrathen es. Ich kenne meine Landsleute und weiß, was sie zu thun fähig sind. Darum erbiete ich mich kühn, selbst als Verschworener angesehen und als solcher bestraft zu werden, wenn unter allen den eingekerkerten

Männern und Knaben sich am Ende der Untersuchung auch nur ein Einziger finden sollte, über den die Gesetze das Schuldig aussprechen werden.

Die Staatszeitung versichert, es bestünde eine durch mehrere deutsche Länder verzweigte Vereinigung, die den Zweck hat, Deutschland in eine Republik umzuschaffen. Sie sagt ferner, um diesen Entwurf zu bearbeiten, bestünden an vielen Orten eigene Vereine, theils förmlich konstituirt, theils in Vereinigung der Grundsätze und Gesinnungen. Sie sagt ferner, die Freiheits-Apostel zögen in Deutschland herum, um den Saamen der Unzufriedenheit unter das Volk auszustreuen. Angenommen nun, dieses sei Alles wahr, wie es behauptet wird, und die mütterliche Zärtlichkeit, welche die Polizei für ihre Staatskinder hegt, habe die Besorgniß nicht zu weit getrieben, so ist hier dennoch kein Verbrechen vorhanden, welches die befolgten strengen Maßregeln rechtfertigen könnte. Ein Entwurf zu einer Republik, welcher erst bearbeitet, Saamen der Unzufriedenheit, welcher erst ausgestreut werden soll, das bildet wahrlich noch nicht den Schatten von dem Schatten einer Verschwörung. Höchstens hatten einige akademische Milchknaben sich bis zu Kühen und Kälbern hinaufgeschwindelt, die sie von dem Ertrage ihres Marktverkaufes erstehen wollten, und

da strauchelten sie, und da fiel der Topf, und — was ward verschüttet? Milch, wahrhaftig kein Tropfen Blut. Ich wollte ein Nero sein in Deutschland und meine Krone in den nächsten Strom werfen, und den gefährlichsten schwarzen Bruder herbeirufen und ihm sagen: apporte! und der treue Pudel spränge hinein, tauchte unter, und brächte mir wedelnd meine Krone zurück.

„Theils in Vereinigung der Grundsätze und Gesinnungen“ sollen die zum Umsturze der deutschen Staaten sich gebildeten Vereine bestehen! In der That, man weiß nicht, ob man mehr das Sonderbare dieses strafrechtlichen Grundsatzes, oder die Naivetät bewundern soll, mit der man sich zu ihm bekennt. Wenn Gesinnungen gerichtet werden dürfen, wo fände man dann vor dem Schwerte des Henkers Schutz?.. Aber man hat dennoch, ohne es zu wollen, das große und wahre Geheimniß der Sache ausgesprochen. Es gibt wirklich eine Verschwörung, die nicht blos in Deutschland, sondern in ganz Europa verzweigt ist. Die Verschwornen kennen sich nicht, sie sehen, sie sprechen sich nicht, sie haben keine verbindende Zeichen, Wege und Zwecke, und dennoch sind sie verbrüdert — durch die Gesinnung nämlich. Aber dieser Bund ist nicht gegen die fürstliche Gewalt, sondern gegen deren Mißbrauch

in den Händen der Staatsdiener, sie ist gegen den gesetzlosen Zustand, gegen jede Willkür gerichtet, und er wird trotz allen Polizeien seinen Zweck erreichen.

Sind die Worte und Redensarten, welche die preußische Staatszeitung anführt, wirklich aus entdeckten und in Beschlag genommenen Handschriften gezogen, so beweist deren hochtrabende, stolzirende, tragi-komödienhafte Abfassung, daß sie nichts anderes als Stylübungen von feurigen Primanern waren, zum Deklamiren, Gestikuliren und Rühren schön verfertigt. Man gebe sie den hoffnungsvollen jungen Leuten verbessert zurück und überreiche ihnen dabei Adelungs Wörterbuch und Grammatik als Schulprämie zur Belohnung ihres Fleißes. Alle gedruckten deutschen Reformationsprojekte, die ich bisher gelesen habe, waren übrigens *sehr trocken*, und es freut mich, daß die Staatszeitung endlich ein *nasses* gefunden hat.

In der Behauptung, es *wären nur sehr wenige Individuen verhaftet worden*, liegt etwas Unerklärliches. Wenn die Verschwörung wirklich so *ausgebreitet* war, als man vorgibt, wenn die Untersuchung *bereits sehr erhebliche Resultate* geliefert hat, warum hat man so wenige Verdächtige gefunden, die sich zur Verhaftung geeignet

hätten? .. Noch wunderbarer ist das Eingeständniß der Staatszeitung: man habe ohne Gründe des Verdachts bei Mehreren die Papiere in Beschlag genommen, um sich der Beweise gegen die eigentlichen Schuldigen zu bemächtigen. Man braucht gerade kein Rheinländer zu sein, um dieses Verfahren nicht sehr angenehm zu finden. Unschuldige Menschen in Schrecken zu setzen und Feuer zu rufen, oder ihnen gar das Haus über dem Kopf anzuzünden, damit ein Spitzbube, der sich etwa in einem Winkel versteckt haben könnte, hervorkomme und sich fangen lasse — die Rechtlichkeit dieser Polizei-Maßregeln ist sicher „einem Jeden bekannt.“ Das inquisitorische Verfahren in Brasilien, wo man die Arbeiter in den Diamantgruben zum Laxiren zwingt, damit sie die etwa verschluckten Diamanten wieder herausgeben, ist wenigstens spaßhafter.

Wenn, wie der amtliche Bericht versichert, die Verhafteten größtentheils Ausländer waren, die auch in Preußen das demagogische Gift zu verbreiten gesucht hätten, sie aber auf das brave, verständige und treue preußische Volk wenig gewirkt haben, so möchte man an die Berliner Polizei mehrere Fragen thun. Erstens, warum die preußische Regierung zu gleicher Zeit, indem sie alle Nicht-Preußen für

Ausländer erklärt, die Sache des Auslandes, die sie ja ihren Reden nach so wenig selbst berührt, mit so vielem Eifer behandelt, als wäre es ihre eigene, und warum sie die Erforschung, Unterdrückung und Bestrafung der staatsverrätherischen Umtriebe nicht den Regierungen überlasse, auf deren Verderben es abgesehen ist? Zweitens, in welchem deutschen Staate des Auslandes die Mutterkirche des neuen politischen Glaubens, von welcher eine Filial-Revolution in Preußen habe gestiftet werden sollen, eigentlich ihren Sitz habe? Und drittens; warum man in Süddeutschland, wo durch die freiere Presse und die Ständeversammlungen demagogisches Gift leichter zu verbreiten gewesen wäre, als im nördlichen, von revolutionären Bewegungen und dadurch nöthig gewordenen Einkerkerungen und andern Maßregeln der Strenge durchaus Nichts vernommen hat?

Die Ausdrücke der Staatszeitung: „Die Untersuchung wird zwar jetzt noch polizeilich, jedoch von einer aus Rechtsverständigen bestehenden Kommission geführt," können auch so gedeutet werden: „Die Untersuchung wird von Justizpersonen geführt, ob zwar die Unbedeutendheit der Sache nur ein polizeiliches Verfahren verstattete," und diese Auslegung wäre nicht geeignet, der Heiligkeit der Justiz die erforderliche Ehrfurcht zu bewahren. Und wenn

es ferner heißt, daß, wenn die an mehreren Orten in Beschlag genommenen Papiere eingegangen sind, dann auf dem völlig gesetzlichen Wege eine unparteiische Untersuchung Statt finden werde, so liegt in diesen Worten zugleich das Geständniß, daß die Untersuchung, wie sie bisher geführt, auf keinem völlig gesetzlichen Wege und nicht unparteiisch geführt worden sei.

XX.

Die Carbonari und meine Ohren.

Als ich nach Mailand kam, herrschte dort eine sichtbare Gährung. Man hatte Nachricht erhalten, daß in Turin eine Revolution ausgebrochen; die Behörden waren argwöhnisch, achtsam, streng; das Gesindel freute sich auf die kommende Verwirrung; und manche angesehene Bürger sahen wie vergnügte Erben aus, die aus Schuldigkeit ein betrübtes Gesicht machen. Ich hatte in Mailand italienische Sprache gefunden, aber keinen italienischen Himmel, Gegenwart, aber keine Vergangenheit, und ich eilte mich, über die Schwelle des Paradieses zu kommen. Nachdem ich mit einem Vetturino auf den folgenden Tag für die Fahrt nach Florenz Abrede getroffen, ging ich in das Theater Della Scala. Man gab die Oper Othello von Rossini. Da mir die ab=

göttische Verehrung bekannt war, die man in Mailand wie in ganz Italien vor Rossini hegte, mußte meine Verwunderung groß sein zu bemerken, daß man im ganzen Saale der Darstellung nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Man lachte, schwazte, ging in den geräumigen Logen auf und ab, nahm Erfrischungen, und der Himmel weiß, vor wem sich die Sänger und Sängerinnen eigentlich bemühten. Endlich trat Desdemona auf und ward mit Beifallkatschen empfangen. Sie verneigte sich dreimal, zuerst vor der leeren Hofloge, dann rechts, dann vor dem Parterre. Ich weiß nicht, war die Sängerin beliebt oder die Arie, die sie zu singen hatte, es trat, sobald sie erschien, die größte Stille ein. Sie sang eine tödtliche Viertelstunde; der Hals war mir wie zugeschnürt, und es ward mir erst leichter, als ich an den Schnörkeln und schnelleren und heftigern Schritten der Melodie bemerkte, daß sich die Cavatine dem entscheidenden Augenblicke nahe. Signora Desdemona legte auch bald die Sturmleiter an, um in die Bresche, die sie in das Herz der Zuhörer gesungen, einzudringen, und den Beifall zu erobern. Ein tapferer Triller drängte sich voraus — man hörte keinen Athemzug ...... da fiel ein Kanonenschuß. Ich sprang erschrocken von meinem Sitze auf, ein dumpfes Gemurmel entstand im

Saale, ich hörte, wie in einer etwas entfernten Loge man sich in das Ohr flüsterte: bis morgen sind sie hier. Ich fühlte meine Wangen erglühen, meine Augen wurden naß, eine himmlische Freudigkeit durchfächelte meine Adern; und da mir armem Schelme immer das Herz bis am Munde steht, und es nur eines Tropfens bedarf, es überfließen zu machen; da ich die jammervolle und lächerliche Gewohnheit habe, laut mit mir selbst zu sprechen — plagte mich der Teufel, und ich rief so vernehmlich, daß man es zwei Logen weit hören konnte: es leben die Carbonari! es lebe Italien!

Zitto! quieckte ein Sopranstimmchen hinter mir; ein anderer feister Herr sah mich mit Verwunderung an; eine schöne Dame hielt das Schnupftuch vor dem Munde. Doch hatten meine aufrührerischen Reden weniger Eindruck gemacht, als man hätte erwarten sollen, wahrscheinlich, weil man den Sinn der deutschen Worte nicht verstanden. Ich selbst aber hatte sie nur zu gut verstanden, und als der Begeisterung Ueberlegung und Kopfschmerzen folgten, als ich des Ortes, der Zeit und der Verhältnisse gedachte, kam große Bangigkeit über mein Herz. Ich zitterte vor den ökonomischen Gerichten, schon fühlte ich den Scharfrichter das Maaß von meinem Halse nehmen, und wollte ich noch so gnädig mit mir verfahren,

konnte ich mir eine folternde Untersuchung und eine lange Gefangenschaft nicht erlassen, und meine verzagte Hoffnung schmeichelte sich nichts Größeres, als daß sie mich hier in Mailand behalten, und nicht in dem abscheulichen Olmütz einsperren würden. Ach, seufzte ich, säßest du jetzt an einem Froschteiche in der Mark Brandenburg, wie viel wohler wäre dir dort, als bei dem süßen Geleier der Signora Desdemona! Wehe Unglücklicher! wenn der Akt zu Ende ist, kommt die Wache und holt dich! ..... Der Akt ging zu Ende, die Wache kam nicht, und als ich auch den zweiten Akt mit freien Ohren absingen hörte, fing ich an mich zu beruhigen.

Die Oper war geendigt, und ein Ballet sollte folgen. In der stillen Zwischenzeit trat ein junger Mensch in meine Loge, der zuerst mit Diesem und Jenem sich unterhielt, und da er mich endlich gewahrte, überrascht ausrief: Ach, Sie hier! Er nannte mich bei meinem Namen. Ich erinnerte mich seiner nicht, und da er mir erzählte, daß er mich in N. in verschiedenen Gesellschaften gesprochen, murrte ich zum tausendsten Male über mein schlechtes Gedächtniß für Namen und Gesichter. „Ich wundre mich," sagte der junge Mensch, „daß mir Herr S. nichts von Ihrem Hiersein erzählt hat." — Wie! rief ich, S. ist hier? — „Und das wissen Sie nicht?

dort in der Loge sitzt er. Ich will Sie hinführen.“ Ich, sehr vergnügt, einem meiner ältesten Freunde so unerwartet zu begegnen, folgte meinem Führer. Kaum hatte ich die Logenthüre hinter mir, als mein dienstwilliger Herr verschwand, und acht Soldaten sarmatischen Ansehens mich in ihre Mitte nahmen. Sie führten mich in eine Wachtstube des Opernhauses. Dort durchsuchte man mit vieler Höflichkeit und Genauigkeit meine Taschen, meine Papiere wurden mir abgenommen — „wenn es Ihnen gefällig ist,“ sagte der Polizei-Commissair; ich folgte ihm. Vor dem Hause hielt eine Kutsche, man hieß mich hineinsteigen, der Commissair setzte sich neben mich, und — Adieu Welt! krächzte eine Rabenstimme mir nach. Ob ich in einer Schlacht zittern würde? Ehrlich gesprochen, ich bin des Gegentheils nicht ganz gewiß, aber das weiß ich, daß nur meine Nerven zittern würden, meine Seele bliebe ruhig. Doch selbst mein unsterbliches Ich ist voller Schauer, wenn es von einer Polizei bedroht wird. Mir war gar zu wehe. Der Wagen war so niedrig, eng und so fest verschlossen, daß ich zu ersticken glaubte. Er hatte auf beiden Seiten eine runde, mit einem Drathgeflechte bedeckte Scheibe, die nicht viel größer war, als das Glas eines Fernrohres. Der durchfallende Mondschein zeichnete ein Netz zu meinen

Füßen ab, in dem meine Einbildungskraft angstvoll zappelte. Mein Wächter neben mir sprach kein Wort, er war vielleicht beschäftigt, meine Seufzer zu übersetzen; ich gab ihm Arbeit genug.

Nach einer viertelstündigen Fahrt hielt der Wagen still. Ich hörte ein schweres Thor hinter ihm zuschlagen. Die Kutsche wurde geöffnet, ich stieg heraus, und sah mich in einem, mit hohen Mauern umschlossenen und mit zahlreichen Wachen besetzten Hofe. Man ließ mich in das Zimmer des Gefängnißwärters treten. Dort wurde ich in ein Buch eingezeichnet und abkonterfeit, wie es in einem Passe zu geschehen pflegt. Meine Namensunterschrift mußte ich auch hineinsetzen. Numero vier — sagte der Polizei-Commissair dem Gefängnißwärter. Dieser, ein alter Mann mit essigsauern Mienen, ward darauf plötzlich freundlich gegen mich, rückte seine Mütze und holte mir einen Stuhl, der Polizei-Commissair wünschte mir gute Nacht und flüsterte mir zu: Seien Sie guten Muths, es wird so schlimm nicht werden. „Aennchen, leuchte dem Herrn," rief der Gefängnißwärter in ein Nebenzimmer hinein. Ein junges Mädchen, in jeder Hand ein Licht, ging eine Treppe hinauf, ich folgte, der Gefängnißwärter hinter mir. Machen Sie sich's bequem, sagte mir dieser, indem er ein Zimmer aufschloß: wenn Sie das

Nachtessen befehlen, belieben Sie nur zu klingeln. Er und das Mädchen gingen fort und ich war erstaunt, daß die Thüre von außen nicht verschlossen wurde. Meine Verwunderung stieg, als ich mich im Zimmer umsah und die bequemste und schönste Einrichtung fand. Sogar an einem Schreibzeuge und an Papier fehlte es nicht. Die eiserne Maske konnte es nicht besser gehabt haben. Nachdem ich mich von den Schrecken dieses Abends etwas erholt, und mich auf mein Verhör so gut als möglich vorbereitet hatte, fing ich an, meine Geschichte von der romantischen Seite zu betrachten. Das heiterte mich auf. Ich zog die Schelle, um das Abendessen zu begehren. Aennchen kam, vom Alten begleitet, trug auf und schnitt mir die Speisen vor. Ich bekam nur einen Löffel; der Gefängnißwärter entschuldigte sich mit der eingeführten Ordnung. Das Essen war gut, der Wein noch besser. Der Alte ging fort, Aennchen blieb noch einen Augenblick im Zimmer, legte die Hand mit einem bedeutenden Blicke auf eine zusammengefaltete Serviette, die auf einem Toilettentische lag, brachte dann die Finger an die Lippen, und wünschte mir wohl zu schlafen. Als sie fort war, verschloß ich das Zimmer, legte die Serviette auseinander, fand aber Nichts darin. Ich

kleidete mich aus, und schlief diese Nacht sanfter, als man in meinen Verhältnissen zu thun pflegt.

Als ich am andern Morgen erwachte, umging ich noch einmal die Festungswerke meiner Unschuld, untersuchte genau alle ihre Punkte, vertheilte zweckmäßig meine Vertheidigungskräfte und verstärkte die schwachen Seiten. Aennchen brachte mir das Frühstück und sie kam ohne den Alten. War es meine wiedererlangte Gemüthsruhe, war es das Tageslicht — aber ich entdeckte jetzt erst die wundervolle Schönheit des Mädchens, an der ich den Abend zuvor unachtsam vorüber gegangen war. Aennchen stand in der Zauberstunde des weiblichen Lebens, wo die Jungfrau mit halbgeöffneten Lippen nach den Antworten hinhorcht, die ihr die Natur auf ihre Fragen gibt. Rosen und Lilien theilten den Thron ihrer Wangen, der blaue Himmel war nur der Abglanz ihrer Augen, auf ihren Lippen war das Lächeln eines schlummernden Kindes, ihr goldnes Haar, müde seiner eignen Last, ruhte auf ihren Schultern aus, ehe es weiter wallte — Engel hätten sie als ihre Schwester geliebt, aber auch einen Teufel hätte das Mädchen verführen können. Als ich in ihrem Anschauen verloren, sprachlos vor ihr stand, da zuckte etwas über ihr Gesicht, das sie plötzlich entgötterte, und was ich bald klarer verstand. Aennchen durchsuchte alle Winkel

des Zimmers; dann legte sie, wie den Abend vorher, die Hand auf die zugefaltete Serviette, dann entfaltete sie diese und schüttelte sie. Ich fragte sie, was sie suche? Sie trat mir näher und sprach schnell und ängstlich: „Mein Onkel ist ein harter Mann, und viel zu streng. Neulich hatten wir einen Gefangenen, der unser Dienstmädchen gewonnen. Er legte jeden Morgen einen Brief in die Serviette, den das Mädchen, ungeachtet sie nur in Begleitung des Onkels in das Zimmer ging, auf diese Weise unbemerkt mit nahm, und in der Stadt abgab. Seitdem muß ich selbst die Gefangenen bedienen, und genau nachsehen, ob sie nirgends was Geschriebenes versteckt.“ Ich fragte Aennchen, ob sie mich verrathen würde, wenn ich ihr einen Brief anvertraute. Sie legte die Hand auf das Herz, und sah mich mit ihren Himmelsaugen an. Lamm! sagte ich, Mädchen, so jung, so schön .... „guter Landsmann,“ lispelte sie, und legte vertraulich ihre Hand auf meine Schulter .... „so schön, so jung, und schon so schlecht!“ Schlange! donnerte ich ihr zu — der Schmerz erwürgte meine Stimme, ich sank auf den Stuhl, und ein Strom von Thränen entstürzte meinen Augen. —

Als ich die Hände von meinen nassen Augen weg zog, war das Mädchen fortgegangen, und der

Polizei-Commissair, mein Begleiter des vorigen Abends, stand vor mir. Er sah meine Bewegung, und diese mißdeutend sprach er mir abermals Muth ein. „Beruhigen Sie sich doch, es kann ja nicht unsere Absicht sein, Sie unglücklich zu machen. Wir sind ja alle Deutsche .. Verführung .. Leichtsinn .. Schwärmerei .. Sagen Sie nur die reine Wahrheit. Sie können sich um die Regierung noch Verdienste erwerben. . .“ Ich schüttelte den Kopf — das ist es nicht, sagte ich; doch lassen Sie uns gehen. — Ein Wagen wartete unserer, ich ward auf die Polizei geführt. Der Polizeidirector, einen protokollführenden Secretair zur Seite, saß da schon in Bereitschaft. Das Verhör begann. Man fragte mich um meinen Namen, mein Gewerbe, den Zweck meiner Reise, meine Bekanntschaften in Mailand... Kurz, man kennt ja dieses Treibjagen einer grausamen Polizei, wo das Geständniß eines Angeschuldigten, wie ein armes Wild, in immer engere Kreise getrieben wird, bis es in die Schußweite gekommen. Man fragte mich eine Stunde lang, und hatte von meinem eigentlichen Vergehen noch kein Wort gesprochen. Endlich kam die entscheidende Frage: Was war Ihre Absicht, als Sie gestern im Theater: es leben die Carbonari riefen? Und: es lebe Italien — setzte der Secretair hinzu. Jetzt galt

es, um mein Leben vielleicht. Aber so räthselhaft ist die menschliche Natur, so mannigfaltig sind die Schwächen und Eitelkeiten des menschlichen Herzens, daß ich noch überlegen konnte, ob ich lügen und mich köpfen lassen, oder die Wahrheit gestehen und mich lächerlich machen sollte. Da ich mit meiner Erklärung zauderte, wurde die Frage wiederholt. „Ich bin harthörig“, erwiederte ich. „Setzen Sie sich doch gefälligst“, sagte der Secretair sehr leise, und ohne mich anzusehen. Ich wollte dem schlauen Herrn seine Freude nicht verderben, nahm einen Stuhl und setzte mich. Sie sind also harthörig? — schrie der Polizeidirector. — Ich war es — wollte ich sagen, ich war es bis gestern. — Nun? — der Secretair versammelte alles, was Pfiffiges und Boshaftes in ihm vorräthig war, um die Spitze seiner Nase und paßte sehr auf. Ich fuhr fort . . . „Als die Nachricht von der neapolitanischen Revolution nach Deutschland kam, eilte ich nach Italien zu kommen . . .“ Der Secretair war wie ein Geier hinter diesen Worten her, und schrieb sie hurtig auf. Ich fühlte, daß ich dumm gesprochen; ich war aber einmal in den Hohlweg hinein, und konnte nicht mehr umkehren. Ich setzte meine Rede fort: „den Wunsch Italien zu sehen hatte ich schon längst, ihn auszuführen schien mir jetzt die gelegentlichste Zeit. Es hieß, die Monarchen

würden, von Wien kommend, Rom und Neapel besuchen .. Festlichkeiten .. Sicherheit der Wege; kurz ich beschloß die Reise zu machen. Aber unglücklicher Weise verstand ich kein Wort italienisch. Ich nahm mir vor, noch schnell in dieser Sprache einigen Unterricht zu nehmen, und so viel zu lernen, als in wenigen Wochen möglich ist. Ich las von Morgen bis Abend italienische Bücher und Zeitschriften. Unter andern Werken kam mir auch ein Heft eines hier in Mailand erscheinenden Journals zu Augen. Ich fand darin ein Mittel gegen die Harthörigkeit empfohlen, ein Uebel, woran ich schon viele Jahre litt. Das Mittel bestand darin, daß man beim Tabakrauchen den angezogenen Rauch, statt ihn gleich weg zu blasen, eine Zeit lang im Munde behält, und Mund und Nase dabei fest verschließt. Nach wenigen Wochen dieses Verfahrens kommt das Gehör zurück. Ein russischer Graf, der dieses Mittel empfahl, behauptet, daß sich dessen Wirksamkeit schon bei vielen völlig Tauben erprobt habe. Ich beschloß es anzuwenden. Drei Wochen lang befolgte ich die Vorschrift, ohne Besserung zu spüren. Gestern in der Oper schmerzten mich die Ohren sehr. Die Ursachen dieser Schmerzen wurden mir erst später klar, und ich konnte dann auch erst begreifen, warum mir der Gesang aller Mitspielenden so abscheulich vorgekom-

men. Während einer Bravour-Arie der Desdemona glaubte ich einen Kanonenschuß zu hören. Ich erschrack, entdeckte aber bald zu meiner unaussprechlichen Freude, daß mit meinen Ohren eine Veränderung vorgegangen war. Das Land der Töne, das ich bis jetzt nur am fernen Horizonte dämmern sah (sehr poetisch! — brummte der Secretair) lag jetzt nah und sonnenhell vor mir. Ich hörte das leiseste Geflüster in den entferntesten Theilen des Saales — ich war glücklich. Da fiel mir bei, wie sonderbar Großes und Kleines in der Welt zusammenhängt, und daß ich eigentlich der Verschwörung von Neapel die Wiedererlangung meines Gehörs zu verdanken habe. Lebhaft bin ich ohnedies, und in meiner Freudigkeit dachte ich lauter als gut war, und ich rief: es leben die Carbonari! — — Der Secretair sprang wüthend auf, und sprach: Herr, wollen Sie uns zum Besten haben? Herr Director, sagte ich, die Wahrheit, die Sie gehört, ist lächerlich genug; als eine Erdichtung wäre meine Erklärung gar zu abgeschmackt. Sie werden mich nicht für so dumm halten, daß ich nicht fähig wäre, eine Lüge glaubhafter zu machen, und nicht für so unverschämt, daß ich es wagen sollte, Ihnen solch ein albernes Märchen aufzubinden. — Beharren Sie auf Ihrer

Erklärung? — Ja. Damit war das Verhör zu Ende, man ließ mich das Protokoll unterzeichnen, und brachte mich ins Gefängniß zurück.

Acht jammervolle Tage wartete ich die Entscheidung meines Schicksals ab. Aennchen ließ sich nicht wieder sehen, und der Alte, der am ersten Tage meiner Gefangenschaft mich freundlich behandelt hatte, betrug sich nach meinem Verhöre rauh und hart, und ließ mich Manches entbehren. Endlich ward ich abermals auf die Polizei geführt. Man gab mir dort meine abgenommenen Papiere und meinen Paß zurück, und kündigte mir meine Freiheit an. Ob man sich von meiner Unschuld überzeugt hatte, ob sich Leute für mich verwendet hatten, ob man mich glimpflich behandeln wollte, oder was sonst meiner Angelegenheit eine glücklichere Wendung gegeben als ich erwarten durfte — das weiß ich heute noch nicht. Aber im ganzen lombardisch-venetianischen Königreiche war Keiner froher als ich. Selbst meine erlittene Gefangenschaft schien mir ein Gewinnst, denn ich sah sie als ein Gläschen Wermuth an, das man vor dem Essen nimmt — und stand nicht ein herrlich gedeckter Tisch vor mir, duftete nicht Rom in goldener Schüssel, blinkte nicht das Meer in kristallener Flasche? — Als man mir nun bedeutete, ich hätte

innerhalb vier und zwanzig Stunden Mailand zu verlassen, antwortete ich vergnügt: Morgen früh fahre ich nach Florenz. „Zum Teufel fahren Sie — schnaubte mich ein dicker Offizier an, den das Land unter der Ens gemästet — Marsch! rechts um, kehrt euch! Sie gehen hin, wo Sie hergekommen. Mir wären Sie nicht so leicht entwischt!“ — Bei diesen Worten machte der Wütherich eine fuchtelnde Bewegung mit der Hand, die mich mit Schauder erfüllte. Er hielt mir meinen Paß unter die Nase: „da lesen Sie!“ der Paß war nach Tyrol und der bairischen Gränze visirt, und stand darin: „hat sich Signalisirter bei Vermeidung gefänglicher Haft nirgends länger als 12 Stunden aufzuhalten, und von dem gezeichneten Wege nicht abzuweichen.“ Gleich einem Blitzstrahle fuhr dieses Gebot durch mein Herz; entseelt stand ich da. Wie ich nach Hause gekommen, wie eingepackt, mich in den Wagen geworfen und fortgejagt über Berg und Thal, durch Tag und Nacht — ich weiß es nicht. Erst in München kam ich zur Besinnung.

So mußte ich auf dem Wege, den ich hergekommen, zurückkehren in das Philisterland! Italien, Wunderinsel meiner Träume, so habe ich dich gesehen — im Traume! Wer war es damals, der meine Schmerzen linderte, der Balsam goß in meine Wun-

den, der meine Thränen trocknete? Du warst es, Phantasie, himmlische Trösterin, die den Hungrigen in der Wüste mit Manna speist, die aus Baumrinden Brod bäckt und Zucker aus Rüben bereitet. Ich danke dir, gnädige Göttin!

XXI.

Ueber den kritischen Lakonismus.

(1824.)

Es gereicht Rezensenten, sie mögen nun Bücher, Menschen oder Verhältnisse beurtheilen, zum größten Ruhme, wenn sie wie die Spartaner leben, nur Kupfergeld besitzen und schwarze Suppen essen; denn wer Vertrauen braucht erhält es nur, wenn er sonst nichts braucht, und nur wer die Menschen entbehren gelernt, darf sie belehren. Aber schreiben dürfen die Rezensenten nicht wie Spartaner. Sie sind Richter; sie müssen also freisprechend oder verdammend ihre Entscheidungsgründe angeben, und das klar und umständlich. Thun sie dieses nicht, begnügen sie sich zu sagen: das ist gut, das ist schlecht — so kann ihnen jeder Leser mit Recht bemerken: das weiß ich ohnedies, das sagt mir mein Gefühl; du

aber sollst mir mein Gefühl deutlich machen, und mir erklären, warum dieses gut, warum dieses schlecht sei. Gegen die Lakonismen mancher Kritiker wollen wir etwas eifern und bei dieser Gelegenheit noch einiges Andere berühren, was auf unserem Wege liegt. Sie verdienen um so mehr Vorwürfe, da Schriftsteller in unsern Tagen gar nicht nöthig haben, so ängstlich auf Kürze bedacht zu sein; für das Erforderliche hierin sorgen schon andere Leute.

Da sind zuerst die Kritiker der Büchertitel. Manchmal steht in einem Titel ein oblatives e, manchmal ein Komma, manchmal das multiplicirende n. Mikroskopische Rezensenten bemerken diese Mängel und schieben das fehlende Komma hinein, und zwar behutsam in ein Parenthesen-Futteral gesteckt, damit die kostbare Verbesserung nicht beschädigt werde. Wie kann ein Rezensent, der nur etwas menschliches Gefühl hat, so hart sein, den Titel eines Buches zu kritisiren? Ist er nicht selbst Mensch? Ist er nicht selbst Schriftsteller? Denkt er nicht mehr an jenen Tag, da er das Werk, woran er zehn Jahre gearbeitet, zu Ende gebracht und den Titel niedergeschrieben? War er nicht selig an diesem Tage? Hatte ihn nicht der Gedanke berauscht: heute habe ich auf meinen Todesfall gesorgt, heute habe ich meine Unsterblichkeit in die Wittwenkasse gebracht? War

er an jenem Tage fähig, auf ein Komma zu achten? Fürchtet aber der Rezensent, das fehlende Komma könne die Schuljugend verführen, so verbessere er es im Stillen; der Schriftsteller wird dann den bescheidenen Vorwurf gerührt annehmen und dem Rezensenten bei nächster Gelegenheit die Hand drücken. Ueberhaupt ist es kleinlich, in einem Buche die Sprachfehler zu rügen. Man kann annehmen, daß in der Regel jeder Schriftsteller grammatisch richtig zu schreiben weiß, und daß er Sprachfehler nur aus Uebereilung begeht. Es sind aber nicht immer die schlechtesten Werke, die in der Eile geschrieben werden. Ich war einmal dabei, als der verstorbene berühmte Physiker Ritter eine ungeheuer hohe galvanische Säule aufrichtete, mit der man ganz Deutschland hätte sanguinisiren können. Ritter brachte aber nur Krebse und Frösche in ihren Wirkungskreis und stellte Versuche an. Zu gleicher Zeit schrieb er seine Beobachtungen nieder, und indem er dies that, stand ein kleiner untersetzter Druckerjunge ganz verdutzt am Fuße der Säule und wartete auf's Manuscript. Daß Ritter, wie es die Physiker manchmal thun, die Natur auf die Folter gespannt und ihr Bekenntnisse abgepeinigt, die sie oft wieder zurücknimmt — das gehört nicht hieher. Nur so viel ist daraus zu entnehmen, daß unter solchen Umständen Ritter nicht an jedes Komma denken konnte.

Als kritische Lakonismen sind auch die Frage- und Ausrufungszeichen zu tadeln, welche Rezensenten und Redakteure zuweilen in die ausgezogenen Stellen der beurtheilten Schriften und in die Aufsätze ihrer Mitarbeiter hineinbringen. Wenn ein Rezensent oder ein Redakteur sich über etwas wundert, oder etwas bezweifelt, dann soll er dieses deutlich heraussagen und es nicht blos pantomimisch zu erkennen geben. Ein solches Ausrufungszeichen gleicht dann dem Spieße eines Dorfwächters, welcher die Dienste seines in die Schenke desertirten Herrn übernommen. Ein treuer Rezensent darf sich aber nicht auf seinen Spieß verlassen, sondern er muß selbst Wache halten und jeden Einpassirenden fragen: woher? wohin? in welchen Geschäften? oder was sonst ein Literaturwächter zu fragen hat. Das Schlimmste hierbei ist, daß die Leser nicht immer merken, daß der Kritiker oder Redakteur das Ausrufungs- und Fragezeichen dazwischen gesetzt, sondern glauben, es gehöre zum Texte. Sie müssen sich dann sehr verwundern, daß der Verfasser sich über seine eigenen Behauptungen wundert und einen Satz, den er eben erst mit Bestimmtheit ausgedrückt, wieder in Zweifel stellt. Diese Verwirrung kann aber einem Schriftsteller nicht gleichgültig sein. Welcher, der Weib und Kind hat, wird es wagen, drucken zu lassen: „der korsische Tyrann hielt die

Welt in Banden, sein Sturz befreite sie" — wenn er befürchten muß, daß ihm seine gute Gesinnung vergiftet werden könne, indem der Rezensent oder der Redakteur ein arsenikalisches Ausrufungszeichen in den Satz bringt? Kann der Redakteur seine Verwunderung oder seinen Zweifel nicht unterdrücken, so bringe er seine Hieroglyphen in das Unterhaus der Noten, wo sie als Opposition hingehören. Er darf also nicht schreiben: „der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite (!) sie;" sondern er muß drucken lassen: „der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite*) sie."

Ohe jam satis est! ..... ich sage das nicht; bewahre der Himmel, denn ich bin noch nicht fertig. Und wäre ich fertig, würde ich dies auf eine feinere Art zu verstehen geben, nämlich, indem ich aufhörte. Es gibt aber Rezensenten, die, wenn sie nichts mehr zu sagen wissen, oder müde sind, oder kein Papier mehr haben, ausrufen: Ohe jam satis est, oder: Eheu jam satis est! Aber ohe und eheu und alle solche Interjektionen (oder Empfindungslaute, wie man sie während des Befreiungskrieges in den deutschen Frauenvereinen nannte) sind sehr, sehr häßlich.

---

*) (!).

Anmerkung des Redakteurs.

Es liegt eine Verachtung darin, die auch der schlechteste Schriftsteller nicht verdient. Man soll zwar einen schlechten Schriftsteller nicht schonen, man soll ihn tödten — sothaner Schaden ist nicht groß; aber man soll ihn hinrichten, nicht zerfetzen. Ein solcher gefühlloser Empfindungslaut ist auch das sic, das, obzwar eine Conjunction, doch oft in Rezensionen als Interjektion gebraucht wird. Was heißt sic? Wer den großen Scheller bei der Hand hätte, worin alle Farbenabstufungen des sic stehen, der kann sich freilich erklären lassen, was der Rezensent in jedem einzelnen Falle unter sic verstand; wer aber auf dem Rigi eine deutsche Rezension liest, wie soll der sich helfen? das sic ist oft räthselhaft. Also keine sics, sondern frei heraus mit der Sprache, wie es einem deutschen Manne geziemt. Man kann wohl lateinisch beten, denn der liebe Gott versteht alle Sprachen, aber lateinisch kritisiren soll man nicht.

Endlich sind auch die kritischen Motto's zu rügen, die sibyllenartig in Versen ihre Meinung sagen. Es gibt nämlich deutsche Tagsblätter, die jeden Tag mit einem andern Motto erscheinen. Das Motto ist gleichsam die Aurora, die jeden Morgen und das Blatt verkündet, das der Morgen bringt. Die eigentliche Bestimmung dieser Motto's ist, mit den Auffätzen, welche zu oberst im Blatte stehen, in

Verbindung zu treten. Sie müssen also im Geiste dieser Aufsätze gewählt sein. Die Redaktionen aber vergessen dieses oft und erlauben sich in den Motto's Aufsätze zu kritisiren. Dieses mag lobend oder tadelnd geschehen, so ist es immer zu rügen. Das Motto soll nicht wie ein Portier sein, der den Eintretenden grob oder artig behandelt, je nachdem er bei dem Hausherrn mehr oder weniger beliebt ist. Der Redakteur darf seinen Finger nicht zwischen den Baum und die Rinde stecken, das heißt: er darf sich nicht zwischen den Leser und den Mitarbeiter stellen. Freilich kann der Fall eintreten, daß die Redaktion mit den Ansichten eines ihrer verehrten Mitarbeiter nicht einverstanden ist; aber darum darf sie sich an dem verehrten Mitarbeiter nicht reiben, sie darf ihn nicht als Probierstein benutzen, die Goldhaltigkeit ihrer eigenen Gesinnung darzuthun; sie hat andere Gelegenheiten genug, ihre 24 Karate zu beweisen. Gibt es denn etwas Komischeres, als wenn das Motto gerade das Gegentheil sagt, als der Aufsatz, zu dem es gehört — wenn es gleichsam vorausläuft und den Lesern zuruft: dahinten kommt ein Herr, der will euch etwas erzählen, glaubt ihm nicht, er lügt. So habe ich neulich in einem solchen Blatte einen Aufsatz gelesen, dessen Verfasser sich die undankbare Mühe gab, den Deutschen über ihren lächerlichen Judenhaß

etwas die Wahrheit zu sagen. Das Motto zu jenem Aufsatze lautete (in Versen) ungefähr: „Vernichtung nur ist euer Loos. Frieden ist euch hienieden nicht beschieden.“ Wäre ich der Verfasser jenes Aufsatzes, hätte ich der Redaktion gesagt: mit diesem Motto bin ich gar nicht zufrieden und von nun an sind wir geschieden. Ein gewissenhaftes Motto darf kein Gewissen haben; es muß heute demokratisch, morgen aristokratisch gesinnt sein. Ein weltkluges Motto muß sich zum Motto wählen: **Vive le roi! Vive la ligue!**

XXII.

Ankündigung der Zeitschwingen.

(Juli 1819.)

Der Herr Verleger dieser Blätter, ein erfahrener Mann, lachte sehr, da ich traurig und besorgt wegen der versprochenen Ankündigung der Zeitschwingen, die voller Anpreisungen ihrer künftigen guten Eigenschaften sein mußte, vor ihm erschien. Weiß es nicht Jedermann, sagte ich, daß Oliven und Zeitungen nur beim anfänglichen Drucke reines Jungfernöl geben, nachher aber schmieriges? So wahr es auch ist, daß diese Blätter einem dringenden Bedürfnisse unserer Zeit abhelfen, und ein großes Loch in der Literatur ausfüllen werden, wer glaubt es mir, wenn ich es versichere? Jener aber meinte, die Deutschen wären es noch lange nicht müde, an Versprechungen zu glauben, und sie hätten dafür schon Wertheres

hingegeben, als einige Gulden. Ich solle darum ganz kühn versichern, die Zeitschwingen würden sich über Alles verbreiten, was nur Himmel und Erde bewahren; Politik, Literatur und Kunst würden auf das Anmuthigste abgehandelt, und Alles auf das Gründlichste besprochen werden. Auch wären mit allen Hauptorten Europa's Correspondenzen eingeleitet, und der neuesten und gewissesten Nachrichten könnten die Leser versichert sein.

Auch ist es vertragsmäßig festgesetzt, daß ich mich selbst loben soll. Mir fällt dieses leichter, als jedem Andern. Ich thue es hiermit. Nimmt man nicht allgemein an, daß derjenige nicht ohne Tugenden sein könne, der seine Fehler offen eingesteht? Einige meiner schriftstellerischen Fehler, denke ich darum, werden mich empfehlen, wenn ich sie bekenne.

Sechs Monate lang habe ich die sogenannte Zeitung der freien Stadt Frankfurt (man sieht, daß es der deutschen Sprache an keiner Art Biegsamkeit fehlt und ich davon Gebrauch zu machen verstehe) theils geschrieben, theils abgeschrieben. Aber vor 14 Tagen wurde mir unerwartet, von Staatswegen, auf die Finger geschlagen, und mir die Fortsetzung jenes Blattes untersagt. Nämlich, nicht die Zeitung, sondern ich wurde unterdrückt. Diese wohlverdiente Strafe ward mir auferlegt, erstens: weil

ich mich als einen geschmacklosen Uebersetzer aus dem Französischen gezeigt, und zweitens: weil ich dem „gemeinen Wesen“ jener freien Stadt nicht hinreichend gehuldigt. Die Leser der Zeitschwingen können also leicht denken, daß ich, durch diesen Vorfall zugleich gewitzigt und vom Witze abgeschreckt, mich künftig eines mäßigen, bescheidenen und ehrsamen Tones befleißigen werde. Mit dem gemeinen Wesen des deutschen Vaterlandes werde ich mich unaufhörlich beschäftigen, und mich dem Vorbilde eines frommen, polizeiergebenen Bürgers immer mehr und mehr zu nähern suchen. Ich will zwischen freisinnigen und knechtischen, zwischen herrschaftlichen und unterthänigen Meinungen die friedliche Mitte halten, und mich nur zu mediatisirten Ansichten bekennen. Zu mediatisirten? Dieses Verhältniß, wird Mancher sagen, gibt mir immer noch mehr Freiheiten, als gut ist. Ich sage es selbst.

Ich werde mich einigem Spaße ergeben, ob ich zwar recht gut weiß, daß die Deutschen keinen Spaß verstehen. Ich habe auf meiner kurzen literarischen Laufbahn merkwürdige Erfahrungen darüber gemacht. Wie manche Ironie hatte ich fein zugespitzt; wie werden Diese lachen, wie werden Jene sich ärgern, dachte ich. Aber was geschah? Jene lachten nicht, und Diese ärgerten sich nicht; und hatte ich behauptet:

zwei mal zwei sei fünf, so schalten mich die Klugen einen Dummkopf, und die Dummköpfe triumphirten, ihre eigene Meinung so verbreitet zu finden.

Die Zeitschwingen führten bis jetzt auch noch den Beinamen: des deutschen Volkes fliegende Blätter. Dieses Spottnamens geschieht künftig keine Erwähnung. Was wäre denn am deutschen Volke, das flöge? Es war niemals flügge, aber heftige Stürme hatten es einige Minuten in die Höhe geworfen. Die wenigen fliegenden Blätter, die es noch besitzt, werden täglich enger zusammengeheftet. Die schöne schweinslederne Zeit der Foliobände kehrt mit starken Schritten zurück. Ein großer Gelehrter studirte seine ganze Lebenszeit, mit dem Bauche auf der Erde liegend. Ein anderer sagte seinem Diener, der ihm zu melden kam, daß das Haus über seinem Kopfe brenne, kalt und zerstreut: „Geh' er zu meiner Frau! Ich bekümmere mich nicht um die Wirthschaft.“ Der denkende Theil des deutschen Volkes wird sich bald wieder dem Studiren ergeben — auf dem Bauche liegt er schon; und wenn ihn Rauch und Flamme und Krieg umgibt, wenn die emsigen Spritzen ihm den warmen Kopf waschen, wenn Seelenhandelsverträge geschlossen und die deutschen Schaafe an England verkauft werden, um sie abwechselnd zu scheeren und einzuwollen — sagt er

ganz gelassen: „Was geht's mich an? Ich bekümmere mich nicht um Wirthschafts-Angelegenheiten; das ist die Sache meiner Regierung." Darum fort mit fliegenden Blättern!

Gruß den Lesern!

Die großen Herren lieben es sehr, daß wir kleinen Knechte erhabene Betrachtungen anstellen, und ihnen die niedrige Handarbeit überlassen; daß wir, hoch über den Wolken, den Lauf der Sterne berechnen, und uns um den Lauf der irdischen Dinge nicht bekümmern; daß wir algebraische Aufgaben lösen, während sie den geldbaaren Vortheil einstreichen. Weil sie es wünschen, kann es nichts Gutes sein. Wie so viele wohldenkende und verständige Menschen lassen sich hierin zum Besten haben. Die Gewaltigen im Lande donnern ihnen seit dreißig Jahren zu: „sie möchten sich nicht mit Theorien abgeben, die in der Wirklichkeit keine Anwendung verstatteten, und unsere lieben Gelehrten werden darauf warm, vertheidigen ihre Grundsätze, und verwickeln sich um so enger in das Netz, das man über sie hergeworfen. Jene wollen es nicht anders, als daß wir hierin ihnen nicht gehorchen. Unterdessen gehen die Dinge ihren alten Gang. Sokrates wurde gepriesen, weil er die Philosophie vom Himmel herab geholt, und

so ward er ein Lehrer der Menschheit. Wenn wir beglücken wollen, müssen wir die Politik aus den Wolken erdwärts ziehen. Kein Hungriger wird gestillt mit einer Abhandlung über die freie Kornausfuhr, kein Kranker geheilt mit einem Handbuche der Therapie, keine Bürgerfreiheit durch Montesquieus geschaffen. Saatkorn für die Nachwelt, Brod für die Zeitgenossen. Nur der gute Heinrich konnte sich ohne Swärmerei dem schönen Traum von einer europäischen Republik und einem ewigen Frieden hingeben, weil er den schönern hatte, von dem sonntäglichen Huhne im Topfe.

Ueber Grundsätze läßt sich hadern, über Erfahrungen nicht. Den Verstand kann man bethören, aber nicht die Sinne. Gegen ein System der Meteorologie läßt sich streiten, aber nicht gegen das Gefühl der Haut, wenn sie Kälte oder Wärme, Nässe und Trockenheit der Luft empfindet. Wollen wir Menschenglück verbreiten, dann müssen wir mehr des Lebens Erscheinungen als dessen Regeln besprechen. Erst an todten Körpern wird der Bau der Lebenden erkannt. Laßt uns der athmenden Brust Erleichterung geben.

Darum soll man (ich werde es) öfter des Volkes Entbehrungen besprechen, als seine Rechte, wärmer die Staatsverwaltungen als die Staatsver-

fassungen, mehr die täglichen Erscheinungen des Bürgerlebens, wie sie im häuslichen Kreise und auf dem Markte sich zeigen, als die Grundsätze der Gesetzgebungen und die großen politischen Verhältnisse.

Wie im Familienleben, wie in der stündlichen Noth oder Lust des Menschen eine vollkommene oder fehlerhafte Regierung sich ausspreche; dieses setze ich mir vor, an einzelnen Wahrnehmungen so aufzuzeigen, daß es dem Verstande eines Jeden faßlich werde. Das deutsche Volk hat noch zu wenig politische Aufklärung. Es kennt den Zusammenhang nicht zwischen einer repräsentativen Verfassung und seinem Magen. Es sieht die Gefahren einer Gewitterwolke nicht eher ein, bis der Blitz das Haus getroffen, und begreift die Wohlthätigkeit eines befruchtenden Regens nicht früher, als bis es das in dem hundertsten Folgegliede entstandene Butterbrod in den Mund steckt. Man muß es von seinen sinnlichen Wahrnehmungen zu den obersten Grundsätzen hinauf leiten; der umgekehrte Weg führt zur Verwirrung, welche die Schlechten benutzen.

Und da auch ich, wie ich es schmerzlich fühle, noch in der Zwitterzeit erzogen bin, wo die Wissenschaft sich vom Leben schied, und man eine **doppelte** Sprache für beide Welten erlernte und gebrauchte;

da man in Büchern anders redete, als mit dem Munde, so werde ich mich jener so viel als ausführbar enthalten. Ich will lieber nützen, als gepriesen werden; Trost gibt der Himmel, von dem Menschen erwartet man Beistand.

XXIII.

Das Testament der Zeitschwingen.

(September 1819.)

Ein vorsichtiger Zeitungsschreiber denkt jetzt schon auf gute Surrogate, womit er seinen Lesern den Morgenthee versüßen könnte, wenn etwa eine Kontinental-Gedankensperre dem üblichen Zucker den Eingang verwehren sollte. Er legt sich auf solide Wissenschaften. Er treibt Astronomie, mit Ausschließung der Kometen, weil diese Krieg und Noth bringen; Geographie, mit Ausschluß der Kurörter, weil dort die Kongresse gehalten werden; Algebra, doch ohne plus und minus, da dieses zum Finanzwesen gehört; Psychologie, ohne Hofseelen-Lehre; Theologie, mit Weglassung der heiligen Allianz; Oekonomie, aber nur privathäusliche; Jurisprudenz, ausschließlich das gerichtliche Verfahren, welches die

Obliegenheit der Beamten ist; Philosophie, ohne Einschränkung; die nützliche Lehre von der Keilschrift, den Kegelschnitten, und den Wurzelwörtern der deutschen Sprache; Mechanik, Optik, Ethik, Rhetorik, Mathematik, Makrobiotik, Dynamik, Statik, alle Ike, nur keine Politik, weil diese allein der Regierung zukömmt. Sobald jener Zustand der Dinge eintritt, werden die Zeitschwingen ihre Flügel sinken lassen, und den Namen Runkelrüben-Blätter annehmen, welches ich jetzt schon verkündige, um alle Kollisionen zu vermeiden, denn ich glaube, dieser Titel ist ungemein buchhändlerisch und zieht stark.

Der Mensch muß klug sein, und sich lieber in die Zeiten als in ein Gefängniß schicken. Es ist freilich eine betrübte Wahl. Erst gestern sagte ich mit thränenden Augen: ich wollte, ich wäre in meinem 79. Jahre, am 6. Mai 1786 sanft gestorben, statt daß ich an diesem Tage erst geboren bin. Vielleicht wäre ich Reichskammergerichts-Kopist geworden, und hätte ein seliges Ende genommen. Auch würde ich im Angedenken der Nachwelt viel länger gelebt haben, als ich jetzt hoffen darf. Ist es zu bezweifeln? Hätten nicht erst meine Urenkel den Urtels-Exekutions-Gipfel der ägyptischen Prozeß-Pyramide gebaut, zu der ich hundert Jahre früher mit dem Libellabschreiben den Grund gelegt, und

hätten daher nicht vier Menschengeschlechter meine Schriften gelesen, statt daß jetzt selten mehr als vier Menschen sie lesen, nämlich ich, der Setzer, der Drucker und Corrector?

Der Mensch soll bescheiden sein, aber die Sache ist schwer. Gebt uns ein Mittel fromm zu werden, und wir greifen mit beiden Händen darnach. Es ist zu spät, die Verführung ist so groß, als die Liederlichkeit; wohin man seine Blicke wendet, ist man von Kupplerinnen und lockenden Schönen umgeben. Wir haben vom Baume des Erkenntnisses gekostet, und Gutes vom Bösen zu unterscheiden gelernt. Warum habt ihr den Cherub mit dem flammenden Schwerte nicht früher vor euren Garten gestellt? Warum habt ihr uns in Versuchung geführt? Was ihr jetzt thut, ist Alles vergebens; ihr mögt es versuchen — gelingt es euch, so seid ihr gerechtfertigt.

Strenge Aufsicht, Zensur, gemeinschaftliche Maaßregeln! Und ich sollte nicht lachen? Da liegt der Moniteur vor mir, diese Riesenblätter, dieses Buch der Könige von den neunziger Jahren, auch von der napoleonischen Zeit, auch von den Kosaken in Paris. Ein Buchhändler hat mir neulich einen großen Haufen davon geschenkt — und so was verschenkt man! Fürsten sollten ihn um Millionen

kaufen, und für diese einzige Ausgabe mag geschehen, daß sie auch ohne Bewilligung der Stände gemacht werde. Ich lese darin selten, denn es ergreift mich zu sehr, mich, der ich doch kein Volk zu beglücken und keine Krone zu verlieren habe. Ich weine für euch, nicht für mich, denn auch um mein Zeitungsrecht ist mir nicht bange. Auch ich bin ein vorsichtiger Runkelrübenmann, der sich auf surrogirende solide Wissenschaften legt, wie ihr gleich sehen werdet. Mit der Psychologie beginne ich, eine angenehme Wissenschaft. Sie heißt auf deutsch: Seelenlehre, ist unschädlich und zensurfrei, denn der Minister kann dabei gar nicht gedacht werden.

Unsere arme Seele.

Was sie leidet, wie sie gemartert wird in ihrem Hause, bis sie ausgeht, das ist gar nicht zu beschreiben. Keine unglücklichere, zänkerischere, feindlichere Ehe gibt es, als die zwischen dem Körper und der Seele, und sie ist unauflöslich! Keine Gemeinschaft der Güter, nur die der Uebel ist zwischen ihnen. Bald muß die eine büßen, was der andere verschuldet, bald wird jener bestraft, für das, was diese beging. Wasser in einem Gefäß, aber unausgießbar, das, wenn es trübe und schlecht geworden, man nur verschütten kann durch Zerschlagen

des Gefäßes — das ist die Seele. Ein Henkerschwert zerschlägt den guten Topf verdorbenen Inhalts, und geordnetes Unrecht ist unsere Gerechtigkeit! Schwäche der Menschennatur — es ist nicht zu ändern; nur sollte man wissen, was man thut. Tod dem Verbrecher, aber keine Lästerung.

Ist es so recht? Ein anderes Mal mehr davon, und pfui Politik!

XXIV.

Denkrede auf Jean Paul.

Vorgetragen im Museum zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825.

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen

Glauben; die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie Alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirthliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geschmacks, in

den Palast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Heerde waltet, und der heiße beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Palästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leier an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltenen Festtagen

majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unseres Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freude nachtönt und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Paläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Saite noch auf seiner kümmerlichen Leier, hat die Feiertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal an einander legt, und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der

Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust, auf den Wonne-Inseln des Lago Maggiore; aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch, als unsern Haß, suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes, all' den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort besprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der

Phantasie zu den rothen Abendwolken unsrer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und sagt dir leise und lächelnd: „Ich kenne dich!“ Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindlich scheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!“ Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinest, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie Andere es gethan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgethan, darin war

er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: ich liebe dich. Zünftig und bescheiden wie er war, sagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß Jeder sein eigener Gesetzgeber sei, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer schweren es auch spreche, und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!“ Er hat den Eid geschworen und er hat

ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem Einen schenkt, was er dem Andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit sein, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu

verlachen, wenn er ihm begegnete, war Keiner frech genug. Trat der Riese Hochmuth ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichtchen verlocken, in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herab zu holen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christenthum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht

übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo Jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir seiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freimüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum

Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergißt über dem Mahle den Wirth, der herzlose Kunstfreund den Künstler über dem Werke. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohlthat vergißt, sich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von

Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geschlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; Alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, theilt unbesonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um, und über-

schüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht ihr seine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

XXV.

Fastenpredigt über die Eifersucht.

Das Scharlachfieber füllt im Conversations-Lexicon mehr als sechs Seiten an, die Eifersucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältniß! Jenes Uebel, das nur die Oberfläche des menschlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung und den sanften Kindertod, wenn die Natur unversöhnlich ist. Die Eifersucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, versengt, vergiftet, sie grausam verfolgt und die geängstigte flüchtige Empfindung aus dem verborgensten, dunkelsten Winkel hervorholt, sucht vergebens Trost und Beistand, sie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod und selbst der eigene Wunsch, zu genesen, bleibt

ihr versagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet und es dem feuchten Menschen eingehaucht, ward an einen Felsen geschmiedet, wo ein schrecklicher Geier an seinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe ist jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen mißgönnen, und die Eifersucht ist der fressende Geier, der den Diebstahl furchtbar rächt.

Die Eifersucht der Männer muß von der Eifersucht der Frauen gesondert werden, sie haben eine gemeinschaftliche Quelle, aber ihr Lauf und, um das Bild zu vollenden, die Ufer, die sie bespülen, sind so unendlich verschieden, als es ihr Ausfluß ist, wenn sie diesen erreichen und sich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt seine Nebenbuhler nicht, das Weib verabscheut seine Nebenbuhlerinnen. Die Eifersucht des Mannes ist ein stürmisches Meer, das Alles überschwemmt, Alles, was fest an ihm ist, niederreißet und verschlingt, das alle seine Tiefen ausfüllt, alle Ströme seiner Empfindung aufnimmt und seinen Geist zerstört. Die Eifersucht des Weibes ist ein schmaler, reißender, tückischer Strom, der seine Tiefe verbirgt und an dem die stillen Ufer um so schärfer und höher hervorragen; sie erhöht seine Empfindungen und stärkt seinen Geist. Der eifersüchtige Mann ist ein zorniger Löwe; er ist edel und

nur der Hunger zwingt ihn seine Beute zu zerreißen. Das eifersüchtige Weib ist eine erboste Schlange, sie ist eitel, und die Lüsternheit allein verführt sie zum Stechen. Die Erbitterung des eifersüchtigen Mannes ist gegen den geliebten Gegenstand gerichtet, und sie unterbricht seine Liebe; die des eifersüchtigen Weibes wendet sich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eifersucht macht den Mann dumm, lächerlich und setzt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes herab; das Weib macht sie geistreicher, liebenswürdiger, und sie steigert die Empfindung des Mannes. Die Eifersucht ist ein furchtbares, blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtsinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuschneiden; es verletzt oft damit selbst einen geliebten Mann, um sich an seinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann verschmäht dieses grausame Mittel, ob es zwar selten seinen Zweck verfehlte, würde es angewendet, die schlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, die verheimlichte zum Geständnisse zu bringen, oder selbst die nicht bestehende zu schaffen.

Die Freude ist gleichförmig, weil sie den ganzen Menschen ausfüllt. Denn jede Lust, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens sie auch einkehrt, ist nur der rohe Stoff, der wohl an der Ein-

trittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann sich weiter führt, um im menschlichen Herzen, dieser großen gemeinschaftlichen Werkstätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüsse, so verschieden auch ihre Bestandtheile sind, werden, wenn sie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum ist die Freude so einfach und ohne Wechsel, und daher ist Entbehren die große Bedingung unseres Glückes, weil man das gesättigte Herz nüchtern machen muß, um seine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz ist tausendfältig, denn das auflösende Herz weist ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlassen, die er peinigt, und wird in jedem derselben besonders empfunden. Doch einen Schmerz gibt es, der mit der Freude die schreckliche Gemeinschaft hat, daß auch er den ganzen Menschen ausfüllt und in's Blut des Lebens verwandelt wird — es ist die Eifersucht. Wie Musik eine überirdische Lust ist, und der Mensch, der sie empfindet, alle Freuden aller Welten genießt, so ist die Eifersucht ein unmenschlicher Schmerz, und die Brust, die sie erfüllt, fühlt die Leiden aller erschaffenen Dinge. Verschmähte Liebe ist Tod. Eifersucht ist mehr, sie ist die Furcht des Todes.

Frauen verstehen die Liebe der Männer nicht zu schätzen. Weil sie Alles, worüber sie schalten können,

übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo Jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir seiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freimüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum

Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergißt über dem Mahle den Wirth, der herzlose Kunstfreund den Künstler über dem Werke. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohlthat vergißt, sich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von

Gold und Silber, Kleinodien, ächte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geschlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; Alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, theilt unbesonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um, und über-

schüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht ihr seine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

XXV.

Fastenpredigt über die Eifersucht.

Das Scharlachfieber füllt im Conversations-Lexicon mehr als sechs Seiten an, die Eifersucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältniß! Jenes Uebel, das nur die Oberfläche des menschlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung und den sanften Kindertod, wenn die Natur unversöhnlich ist. Die Eifersucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, versengt, vergiftet, sie grausam verfolgt und die geängstigte flüchtige Empfindung aus dem verborgensten, dunkelsten Winkel hervorholt, sucht vergebens Trost und Beistand, sie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod und selbst der eigene Wunsch, zu genesen, bleibt

ihr versagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet und es dem feuchten Menschen eingehaucht, ward an einen Felsen geschmiedet, wo ein schrecklicher Geier an seinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe ist jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen mißgönnen, und die Eifersucht ist der fressende Geier, der den Diebstahl furchtbar rächt.

Die Eifersucht der Männer muß von der Eifersucht der Frauen gesondert werden, sie haben eine gemeinschaftliche Quelle, aber ihr Lauf und, um das Bild zu vollenden, die Ufer, die sie bespülen, sind so unendlich verschieden, als es ihr Ausfluß ist, wenn sie diesen erreichen und sich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt seine Nebenbuhler nicht, das Weib verabscheut seine Nebenbuhlerinnen. Die Eifersucht des Mannes ist ein stürmisches Meer, das Alles überschwemmt, Alles, was fest an ihm ist, niederreißet und verschlingt, das alle seine Tiefen ausfüllt, alle Ströme seiner Empfindung aufnimmt und seinen Geist zerstört. Die Eifersucht des Weibes ist ein schmaler, reißender, tückischer Strom, der seine Tiefe verbirgt und an dem die stillen Ufer um so schärfer und höher hervorragen; sie erhöht seine Empfindungen und stärkt seinen Geist. Der eifersüchtige Mann ist ein zorniger Löwe; er ist edel und

XXV.

Fastenpredigt über die Eifersucht.

Das Scharlachfieber füllt im Conversations-Lexicon mehr als sechs Seiten an, die Eifersucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältniß! Jenes Uebel, das nur die Oberfläche des menschlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung und den sanften Kindertod, wenn die Natur unversöhnlich ist. Die Eifersucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, versengt, vergiftet, sie grausam verfolgt und die geängstigte flüchtige Empfindung aus dem verborgensten, dunkelsten Winkel hervorholt, sucht vergebens Trost und Beistand, sie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod und selbst der eigene Wunsch, zu genesen, bleibt

ihr versagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet und es dem feuchten Menschen eingehaucht, ward an einen Felsen geschmiedet, wo ein schrecklicher Geier an seinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe ist jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen mißgönnen, und die Eifersucht ist der fressende Geier, der den Diebstahl furchtbar rächt.

Die Eifersucht der Männer muß von der Eifersucht der Frauen gesondert werden, sie haben eine gemeinschaftliche Quelle, aber ihr Lauf und, um das Bild zu vollenden, die Ufer, die sie bespülen, sind so unendlich verschieden, als es ihr Ausfluß ist, wenn sie diesen erreichen und sich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt seine Nebenbuhler nicht, das Weib verabscheut seine Nebenbuhlerinnen. Die Eifersucht des Mannes ist ein stürmisches Meer, das Alles überschwemmt, Alles, was fest an ihm ist, niederreißet und verschlingt, das alle seine Tiefen ausfüllt, alle Ströme seiner Empfindung aufnimmt und seinen Geist zerstört. Die Eifersucht des Weibes ist ein schmaler, reißender, tückischer Strom, der seine Tiefe verbirgt und an dem die stillen Ufer um so schärfer und höher hervorragen; sie erhöht seine Empfindungen und stärkt seinen Geist. Der eifersüchtige Mann ist ein zorniger Löwe; er ist edel und

nur der Hunger zwingt ihn seine Beute zu zerreißen. Das eifersüchtige Weib ist eine erboste Schlange, sie ist eitel, und die Lüsternheit allein verführt sie zum Stechen. Die Erbitterung des eifersüchtigen Mannes ist gegen den geliebten Gegenstand gerichtet, und sie unterbricht seine Liebe; die des eifersüchtigen Weibes wendet sich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eifersucht macht den Mann dumm, lächerlich und setzt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes herab; das Weib macht sie geistreicher, liebenswürdiger, und sie steigert die Empfindung des Mannes. Die Eifersucht ist ein furchtbares, blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtsinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuschneiden; es verletzt oft damit selbst einen geliebten Mann, um sich an seinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann verschmäht dieses grausame Mittel, ob es zwar selten seinen Zweck verfehlte, würde es angewendet, die schlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, die verheimlichte zum Geständnisse zu bringen, oder selbst die nicht bestehende zu schaffen.

Die Freude ist gleichförmig, weil sie den ganzen Menschen ausfüllt. Denn jede Lust, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens sie auch einkehrt, ist nur der rohe Stoff, der wohl an der Ein-

trittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann sich weiter führt, um im menschlichen Herzen, dieser großen gemeinschaftlichen Werkstätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüsse, so verschieden auch ihre Bestandtheile sind, werden, wenn sie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum ist die Freude so einfach und ohne Wechsel, und daher ist Entbehren die große Bedingung unseres Glückes, weil man das gesättigte Herz nüchtern machen muß, um seine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz ist tausendfältig, denn das auflösende Herz weist ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlassen, die er peinigt, und wird in jedem derselben besonders empfunden. Doch einen Schmerz gibt es, der mit der Freude die schreckliche Gemeinschaft hat, daß auch er den ganzen Menschen ausfüllt und in's Blut des Lebens verwandelt wird — es ist die Eifersucht. Wie Musik eine überirdische Lust ist, und der Mensch, der sie empfindet, alle Freuden aller Welten genießt, so ist die Eifersucht ein unmenschlicher Schmerz, und die Brust, die sie erfüllt, fühlt die Leiden aller erschaffenen Dinge. Verschmähte Liebe ist Tod. Eifersucht ist mehr, sie ist die Furcht des Todes.

Frauen verstehen die Liebe der Männer nicht zu schätzen. Weil sie Alles, worüber sie schalten können,

dafür hingeben, glauben sie den vollen Preis bezahlt zu haben. Es ist ihre ewige Täuschung, daß ihre Liebe größer sei, denn sie wähnen zu geben, wenn sie empfangen. Das Weib lebt nur, wenn es liebt, es findet sich erst, wenn es sich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erst den Platz zu räumen. Aber die Seele des letztern ist voll und belebt, und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenstand seiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle seine Sinne, seine Entwürfe, seine Hoffnungen. Seine Empfindungen sind Ströme, seine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat sein ganzes Eigenthum in eine Hand gegeben, und wird nun seine Liebe verschmäht oder verrathen, so findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er ist von Allem entblößt. Wohin soll sich der Unglückliche wenden? Soll er seinen Schmerz in den Taumel der Sinne versenken — die grausamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Lande zu. Soll er sich im Thun des Geistes zerstreuen? Aber er hat auch den Geist der Geliebten geopfert. Er kann sich nicht betäuben, denn er hört nicht, er kann sich nicht verblenden, denn seine Augen sind

geschlossen. Dem liebenden Jüngling ist die ganze Menschheit nur eine Sache. Die Welt ist ihm leblos und entvölkert, ihre Pulse stocken, wenn das Herz der Geliebten aufhört, für ihn zu schlagen.

Jedes Seelenleid hat seine warmen Thränen, die manche stechende Eiszacke der Empfindung wegschmelzen; nur die Eifersucht hat sie nicht, und das trockne, verkohlte Auge zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat seinen Schlummer, der ihn in Vergessenheit wiegt; nur der Eifersüchtige wacht immer, und kein schmeichelnder Traum gibt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leises körperliches Mißbehagen seinen Arzt, und schon die üble Laune eines Freundes ihren Tröster, warum bleibt allein das furchtbarste aller Uebel ohne Hülfe und Beschwichtigung? Warum findet der Eifersüchtige weder Arznei noch Theilnahme? Weil die Nähe eines Eifersüchtigen drohend und verderblich ist; wo er weilt, da hausen Schlangen unter den Rosen der geselligen Freude. Der liebende Mann hat sein ganzes Dasein auf das Herz eines Weibes gestützt; wankt und bricht nun diese Säule unter ihm, dann stürzt er in den leeren Raum, und je bedeutender er ist, je mehr Tugenden er besitzt, desto gewichtiger ist sein Fall und desto gefähr-

licher wird er Jedem, dem er in seinem Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenschwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laster, ja eine schlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil diese nur ein Glied seines Wesens verderben, und die Freundschaft oder die Achtung in seinen übrig gebliebenen gesunden Theilen Ersatz für die erkrankten finden. Wer aber an der Eifersucht krank liegt, dessen ganze Natur ist zerrüttet und, gleich einem durchaus verdorbenen Schuldner, kann er auch nicht den kleinsten Theil der gerechten Forderungen der Welt befriedigen. Wie kann der liebevolle Nachsicht fordern, der selbst Liebe für Keinen hegt, weil er die ganze Summe seines Herzens einem einzigen Wesen hingegeben hat? Seine Seele ist eine Wasserwüste; vergebens schickt die Barmherzigkeit ihre Taube aus, sie bringt kein Oelblatt zurück, das die Rettung von irgend etwas Festem, Lebendigem bezeuge.

Eifersucht ist der einzige verlorene Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten stärken den Körper, Armuth macht thätig und reich, Thorheit macht weise, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerstört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenspeiender Berge blühen üppige Länder. Und gibt es Uebel;

die kein Gut begleitet, so sehen wir in der Erinnerung jeder überstandenen Noth eine ähnliche Schwester der Freude. Aber die Eifersucht ist eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr ist das schreckliche Nichts. Sie macht nicht stark, nicht weise, sie bessert, sie reinigt nicht, sie erwirbt nicht fremde Liebe, sie befreit nicht von der eignen, und endet sie, so endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die Ruhe des Grabes. Die Rückerinnerung dieser Qual, wie traurig ist sie! Der Leidende fühlt sich wie nach einem Schiffbruche auf dürren Meeresstrand geworfen; das Leben ist gerettet, aber das Fahrzeug, das alle seine Güter trug, haben die Wellen verschlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Warum ist das zarte, innig fühlende Weib, das einem Manne diesen furchtbaren Schmerz einflößt, so empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menschen, an dem Himmel und Erde zusammentreffen. Engel und Teufel vertragen sich in ihm, wie sonst nirgends. Die sanfteste, edelmüthigste Frau besitzt von der Hölle wenigstens ein volles Kohlenbecken, und es ist keine so ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieses in ihrem Herzen trüge. Wo ihre höchste Würde, da ist ihre niedrigste Gemeinheit nicht weit davon. Seht

ihr ein königliches Weib auf goldenem Throne, so hat es einen Schemel von schlechtem Holze unter seinen Füßen. Man muß sie hassen, damit man sie ja nicht liebe, sie verachten, um sie nicht anzubeten, sie beherrschen, um nicht ihr Sklave zu werden. Die Liebe ist ihre Angel, die sie ernährt und ergötzt. Die großen Fische tödten, mit den kleinen spielen sie. Es gibt nichts Lächerlicheres als ein verliebter Mann; ein Goldfischchen in einer Wasserglocke ist ein erhabener Anblick dagegen. Liebe einzuflößen ist das unaufhörliche Bestreben der Weiber. Sie wünschen dem Monde ein Herz, um es auszufüllen. Aber, gleich Helden, suchen sie nur den Kampf und verschmähen die Beute. Nicht das Herz, das sich ihnen ergibt, das widerstehende achten sie. Darum hat der Eifersüchtige kein Mitleid zu erwarten; er ist abgethan. Der Gleichgültige beschäftigt alle ihre Sinne, Kräfte und Wünsche; sie haben keine Thränen für die Wunden, die sie schlugen, aber sie küssen die Hand, die ihnen Wunden schlägt. Man begi t und wartet die Bäume nur, bis der Herbst gekommen, und Eifersucht ist die überreife Frucht der Liebe. Das entlaubte Herz wird gespalten, und die schönen Gärtnerinnen wärmen ihre Winterstuben mit dem Holze. Wollt ihr Liebe erwerben, verbergt die eure; wollt ihr euch gegen Eifersucht schützen, erregt

sie. Macht es wie die Wanderer im heißen Afrika. Wenn sie reißenden Thieren begegnen, werfen sie sich zur Erde, halten den Schlag ihres Herzens zurück, die Tiger kommen herbei, belecken den Scheintodten, und gehen, ohne ihn zu verletzen, vorüber. Liebende Jünglinge! haltet den Schlag eures Herzens zurück, die Weiber küssen euch dann, und zerfleischen euch nicht.

XXVI.

Dioptrik.

Schon daran finde ich meine Schadenfreude, daß auch die schönsten und stolzesten Leserinnen der Iris nicht wissen, was Dioptrik bedeutet, und genöthigt sind, der Ueberlegenheit männlicher Einsicht im Stillen zu huldigen. Aus keinem andern Grunde gebrauchte ich das Wort; denn ich wollte, gegen alles Völkerrecht, ohne blasende Herolde und aufgeblasene Manifeste vorauszuschicken, den Krieg, mit einem Schusse, zugleich ankündigen und beginnen. Freilich, wen die Weiber um Ruhe, Frieden und Wohlsein, um den Schlaf, das Herz, die Eßlust und den Verstand betrogen, der wird es kindisch finden, daß ich so stark tobe, da sie mir doch nicht mehr veruntreuet als einen Gulden. Aber einen Beleidigten, wenn er tugendhaft ist, schmerzt weniger die erlittene böse

That als die Bosheit. Nicht an der Verletzung meines Eigenthums liegt mir, sondern an der allgemeinen Sicherheit, und darum bringe ich meine Klage öffentlich vor.

Ich ging vor einigen Tagen in den Sorgischen bestmöglichst erwärmten Saal, um die königlichen Transparentgemälde zu sehen. Ich sah aber gar nichts, aus den einfachsten optischen Gründen; denn die dort aufgestellten Weiberhüte, die nicht transparent waren, verhinderten mich daran. Eine Frau — ich hätte giftiger und höhnischer Dame sagen können, aber man muß auch gegen Feinde gerecht sein: sie hatte ihr Kind auf dem Schooße — eine Frau unter einem Hute, der wenigstens 12,873 Fuß über dem mittelländischen Meere erhoben sein mußte, denn er ragte über die Jungfrau hinaus, die 12,872 Fuß hoch ist, saß gerade vor mir, und vertheidigte die schweizerische Freiheit gegen mein Augennetz, worin ich sie fangen wollte. Welche Farbe der Hut hatte, und ob er mir einen grauen oder schwarzen Staar verursachte, konnte ich nicht unterscheiden. Aber ich war vollkommen blind, und genöthigt, im Dunkeln anderthalb Stunden lang aus Verzweiflung satyrisch zu sein. Ich bedauerte sehr, daß Weiberköpfe zu den beweglichen Gütern gehörten, auf die man, wie auf Faustpfänder, nur

etwas Weniges mit Sicherheit borgen kann. Wäre der vor mir befindliche Kopf als Hypothek zu verschreiben, das heißt: ein liegendes Grundstück gewesen, dann hätte ich vielleicht noch einen schmalen Weg in die Alpenthäler aufgefunden. Aber so war gar nicht daran zu denken. Die schöne weibliche Himmelskugel bewegte sich unaufhörlich, und da ich stets auf die entgegengesetzte Seite ausbog, so bildeten unsere Köpfe die sich durchkreuzende Bewegung eines doppelten Uhrperpendikels. Anfänglich hatte ich große Hoffnung auf das Kind gesetzt, welches die Obscurantin auf dem Schooße hatte; ich dachte nämlich, sie würde sich oft niederbücken es zu liebkosen. Aber die weibliche Neugierde war größer als die Mutterliebe, und sie ließ nur selten den Kopf zum Kleinen hinab. Ich sah also nichts von den Schweizergemälden, weder Muttertreue, noch die Stadt Luzern, noch Tell's Kapelle, noch die Petersinsel. Nur als der Mond im Dörfchen Lyß aufging, fielen einige Strahlen desselben durch die Zweige der Hutfeder, welches schauerlich war. Auch die Jakobfeuer am Brienzersee gingen mir verloren, und in meinem Verdruß konnte ich den mörderischen Gedanken nicht unterdrücken: lägen doch alle anwesenden Weiberhüte darin und brennten! Am meisten dauerten mich die vielen im Saale be-

findlichen Kinder unter 10 Jahren, die zwar nur die Hälfte des Eintrittspreises zu zahlen hatten, dafür aber auch weniger als die Hälfte der Schaustücke sehen konnten, da sie noch tiefer im Riesenschatten der Weiberhüte saßen, als wir Erwachsene. So ging ich unbefriedigt nach Hause und murrte sehr über das böse Geschick; doch bald mußte ich beschämt über meinen Zweifel an eine gütig waltende Vorsehung mit Candide ausrufen: Die Welt ist doch die beste, trotz ihren dioptrischen Leiden! Ich fühlte nämlich, daß mein Hals, der seit drei Tagen so steif war, wie der kuhschnappelsche Kanzleistyl, sich wieder frei bewegen konnte. Der Menuet, den er mit dem Federhute tanzte, hatte ihn wahrscheinlich flott gemacht. Die Heilung war gewiß ihren Gulden werth. Da aber nicht Jeder, der so unglücklich ist hinter einem Federhute zu sitzen, zugleich das Glück hat einen steifen Hals zu haben, so darf ich diesem zum Schaden nachfolgende Betrachtungen nicht unterdrücken.

Schon oft hat man über die Hindernisse geklagt, welche die hohen Hüte der Frauenzimmer den männlichen Augen in Schauspielen entgegensetzen, und Vorschläge gemacht, wie dem Uebel abzuhelfen sei. Der beste unter den Vorschlägen war der, daß die Hüte aus Glas verfertigt werden sollten. Dieses

hätte allerdings seinen Vortheil, und wenn man dabei noch bedacht wäre, die Gläser so zu schleifen und zusammenzusetzen, daß sie den männlichen Zuschauern als Perspective dienen könnten, so wäre der Nutzen groß. Allein man vergaß, daß solche Hüte sehr gebrechlich sind, und daß, wenn auch der Anstoß von Außen vermieden würde, die Bewegung, die so stark in Weiberköpfen stattfindet, dieselben leicht beschädigen könnte. Ich habe drei andere Hülfsmittel, die mir besser scheinen.

Mein erster Vorschlag, die Hutfinsternisse, welche die Frauen bei Schauspielen verursachen, künstlich zu erhellen, besteht darin, daß man ihnen den Eingang auch ohne Hüte nicht verstatte. Ich habe nie begreifen können, wie Männer so leichtsinnig sein mögen, ihre Weiber die Komödie, diese Turn-, Fecht-, Redner- und Thränenschule, täglich einige Stunden besuchen zu lassen. Lernen auch die guten nichts Böses darin, so lernen doch die schlimmen das Böse geräuschlos begehen. In den Londoner Diebs-Erziehungsanstalten werden die Gaunerzöglinge geübt, lebensgroßen Puppen, die mit Schellen behängt sind, die Taschen zu leeren; sie müssen dies zu Stande bringen, ohne zu klingeln. Die Komödie ist ein ähnliches Institut, worin das Frauenzimmer lernt, seine kleinen Spitzbübereien ohne Geklingel auszu-

führen. Wenn man sich auch immerhin auf die Treue der Weiber verlassen darf, so soll man doch nie vergessen, wie groß ihre reine Liebe zur Wissenschaft ist, die sie ohne Einmischung alles Eigennutzes beseelt, und daß sie, gleich eifrigen Jägern, am Jagen und Tödten ihre Lust finden, ob sie zwar das erlegte Wild verschmähen, es verschenken oder liegen lassen. Man sollte ihnen daher den Besuch der Schauspiele höchstens während der ersten Scenen verstatten, wo Kammermädchen und Bediente die Zimmer reinigen und sich über die Herrschaft lustig machen, die noch im Bette liegt, oder während des letzten Aktes, wo Alles an den Tag kömmt und auch die Listigste überführt wird. Sie würden auch mit dieser Einrichtung wahrscheinlich zufrieden sein, da ihnen beim Theaterbesuche an der Festlichkeit des Kommens und Gehens am meisten gelegen ist.

Mein zweiter Vorschlag ist: sie sollen keine Hüte aufsetzen. Gibt es etwas Größeres als deren Geschmacklosigkeit? Außer der Kühnheit dieses zu sagen, gewiß Nichts. Die landüblichen Weiberhüte haben so viel Eckiges, Geschnörkeltes, Buntscheckiges, Domgewölbtes, kurz Gothisches, daß man sie für die stärksten Stützen des häuslichen Feudalwesens und der geselligen Oberlehnsherrlichkeit der Weiber ansehen kann. Nehmt sie ihnen und die unnatürliche

Geistreigenschaft so vieler Männer wird aufhören. Es ist mit den Gesetzen der Mode wie mit denen des Staates; jene werden für die Häßlichen, wie diese für die Ruchlosen gemacht, und die schönen Weiber wie die guten Bürger müssen sich ihnen, um der Ordnung willen, mit unterwerfen. Anders läßt sich ja gar nicht erklären, wie ein Frauenzimmer, das kein häßliches Gesicht zu verbergen hat, mit einem solchen Regen- und Sonnenschirme zu einer Zeit herumgehen mag, wo es weder regnet noch heiß ist. In einem solchen Hute, mit seinen Höhen und Tiefen, mit seinen Böschungen und ausgezacktem Rande, kann jeder Ingenieur, ohne Anstrengung der Einbildungskraft, sämmtliche Theile einer Festung, Graben, Wälle, Palissaden, Bastionen, Courtinen und Schießscharten wahrnehmen. Und so angesehen, gereichen große Hüte den Köpfen, die sie tragen, allerdings zum Ruhme; denn da ausgedehnte Festungswerke bekanntlich eine große Besatzung erfordern, so setzen jene diese voraus. Aber Männer setzen sie in Verzweiflung. Eine Frau unter einem Hute ist gar nicht zu erobern. Jedes weibliche Herz ist ein heiliges Jericho im gelobten Lande, dessen Mauern vom Schalle einstürzen. Darum liebt auch eine taube Frau niemals, ob zwar ein tauber Mann so wie ein stummer Mann keine Liebe einflößt, eine stumme

Frau aber um so leichter. Wie ist es aber möglich, in die Pulverkammer der weiblichen Empfindung, in das Ohr, eine einzige Brandrakete zu werfen, wenn dieses vom hohen Hute geschützt wird? Desertirte nicht manchmal eine Locke aus der Hutfestung und zeigte dem belagernden Munde eine kleine Oeffnung, wodurch der Zündfaden eines zärtlichen Wortes geleitet werden kann, so würde aus jeder Liebesbewerbung ein trojanischer Krieg und die schöne Helena zur Matrone werden.

Mein dritter Vorschlag und Heilplan wäre, daß die Damen im Schauspiele ihre Hüte an die Wand hängten und mit großen Buchstaben, etwa transparent in Brillantfeuer, ihre Namen darunter setzen ließen. Da man den Putz nur trägt, ihn sehen und sich beneiden zu lassen, so reichte ja schon hin, daß man die Besitzerin desselben erführe. Ja die Weiber könnten oft gar zu Hause bleiben und nur ihre Hüte in's Theater schicken.

XXVII.

Honestus.

(1824.)

Oscar, ein junger Schwede, lebte in Paris und übte die Malerkunst. Oscar war immer fröhlich, denn er war immer gut. Wohl tändelte er mit der Gefahr des Lasters, doch nie beschmutzte er sein Herz, und dann geschah, daß er den Verworfenen auf eine kurze Stunde den Schmerz und die Lust der Reue wieder gab, und über dämmernde Wangen flammte das düstere Abendroth der Tugend noch einmal auf. Oft stürmte Oscar zu seinen Freunden und rief: Kommt, Brüder! laßt uns trinken! Sie eilten in ein Zechhaus: duftende Speisen, köstliche Weine wurden aufgetragen; aber Oscar genoß mäßig aus der Schüssel, und nippte nur am Glase — der Becher seines Lebens war mit glühendem, schäumen-

dem Blute bis zum Rande voll, und jeder Tropfen hinzugegossen machte ihn überströmen. Eines Tages eilte Oscar zur italienischen Oper, Mozart's Don Giovanni zu sehen. Das Haus war noch geschlossen, und die wartende Menge war groß. Oscar mischte sich in das Gedränge und zog einen Thaler aus der Tasche, um, wenn die Kasse geöffnet würde, gleich bereit zu sein. Es stieß ihn einer an, das Geldstück entfiel seinen Händen, und rollte weit über die Gasse weg. Er suchte es vergebens mit den Augen. Da hinkte ein alter Bettler auf Krücken zu ihm heran und überreichte ihm das verlorene Geldstück. — Behaltet es, ehrlicher Alter — sprach Oscar — für Eure Mühe. — Meine Mühe war klein, erwiederte dieser; es ist zu viel. — Nicht für mich, erwiederte Oscar. — Doch er war nicht reich, und schnell eilte er fort, daß ihn keiner der Umstehenden über der List seines Herzens ertappe. Oscar wohnte in einem weit entfernten Theile der Stadt, und mit starken Schritten kehrte er nach Hause zurück. Als er dort ankam, sah er den alten Bettler vor der Thüre stehen, der ihm entgegen rief: Ihr seid sehr schnell, junger Herr! — Und Ihr noch schneller! erwiederte Oscar. — Was mich betrifft, sprach der Alte lachend, ich bin nicht zu Fuße gegangen, ich bin gefahren. — Oscar sah ihn verwundert an...

doch — sagte er — wohl bekomm Euch, Alter, die Bequemlichkeit! Er wollte in sein Haus treten, der Alte hielt ihm die Krücke vor. — Ihr müßt nicht so schnell von mir eilen, Ihr dürft nicht schlimm von mir denken, daß ich mir von Eurer Wohlthat habe etwas zu Gute gethan. Glaubt Ihr, betteln sei leicht? Versucht es einmal. Geben ist schwer, nehmen ist noch schwerer, aber am schwersten ist fordern. Oft wenn ich einen reichen Lüstling, dem ich mit dieser Krücke den hohlen Schädel einschlagen möchte, Schmeichelworte geben muß: dann fühle ich, welch' eine saure Mühe das Betteln ist! Gestern sah ich in der Abenddämmerung einen Mann, in seinen Mantel gehüllt, aus dem Hause eines ehrlichen Bürgers kommen, dessen Tochter er verführt. N'oubliez — pas le garçon! flüsterte ich ihm zu, und streckte ihm meine offene Hand entgegen. Der Bösewicht lachte, und gab mir ein Goldstück. Ach, das Betteln ist schwer! Wie manchmal habe ich mir schon vorgenommen, es mir in meinen alten Tagen bequemer zu machen, zu arbeiten und nicht mehr zu betteln; aber die Gewohnheit ist eine verführerische Gebieterin; auch die Qual des Kerkers vermag sie in verzärtelnde Lust umzuwandeln.

Oscar stand mit verschränkten Armen vor dem Bettler. — Ihr sprecht sehr klug, Alter; Ihr habt

Euch gut geübt. Nun, schlaft wohl! — Nein, junger Herr, Ihr sollt noch nicht gehen. Ihr habt Euch einen Zeitvertreib machen wollen, und habt Euer Vergnügen mir aufgeopfert. Der Abend ist lang, kommt mit mir; ich will Euch schöne Geschichten erzählen. Seht Ihr dort das Haus mit dem Schilde: au gagne petit? Dort wohne ich. — Ich sehe das Schild, sprach Oscar, aber nicht, was Ihr im Schilde führt! — Wie, junger Herr, Ihr werdet mich doch nicht fürchten? Seht Ihr nicht selbst, wie alt und schwach ich bin? — Weil Ihr alt und schwach seid, darum fürchte ich Euch; ich dürfte ja meine Stärke nicht gebrauchen. — Der Alte faßte den Jüngling bei der Hand, zog ihn fort bis an sein Haus, dessen Thüre sich nach einem leichten Schlage öffnete. Sie stiegen eine Treppe hinauf, der Alte zündete Licht an, und Oscar sah sich mit Verwunderung in einem freundlichen Zimmer, das mit allen Bedürfnissen wohlhabender Leute versehen war. — Sie haben es gut, armer Herr, sagte Oscar. — So, so! erwiederte der Bettler. Aber nichts gestohlen, alles ehrlich zusammengebettelt, und nebenbei — setzte er leise und lächelnd hinzu — zaubere ich auch etwas. — Wahrhaftig? fragte Oscar lachend. Ei, laßt mich doch von Euren Zauberkünsten Einiges sehen. — Ist es Euer Ernst, junger Herr? Wollt

Ihr Beweise? Traut Ihr Euren Sinnen? Nein! rief der Jüngling mit Hast. Ich traue meinen Sinnen nicht, sie betrügen, denn sie werden betrogen; sucht Euch einen Andern für Eure Gaukelkünste! — Nun, nun, seid nur nicht gleich so wild, junger Herr. Aber ein Gläschen müßt Ihr mit mir trinken. — Der Alte ging hinaus und kam bald mit drei Flaschen Wein zurück. — Ihr habt es gut vor, Alter! sprach Oscar. — Nicht für mich, ich trinke niemals Wein. Sie sind alle für Euch, und vielleicht reichen sie nicht; doch ich habe noch mehr. — Der Alte schenkte ein. Oscar's Blicke waren fest gebannt auf das Glas. Wie geschmolzenes Gold glänzte der Wein, und in jedem Tropfen perlte, blinkte und lockte ein schönes Mädchenauge. Oscar leerte das Glas, der Bettler füllte es wieder. Immer rascher trank Oscar, immer schneller füllte der Alte. Des Jünglings Blut stürzte wüthend durch die Adern, sein Herz pochte laut, seine Lippen bebten. — „Graukopf, dein Wein ist gut!“ Nicht wahr, mein Bübchen? Er ist am Indus gekocht, und ich habe noch bessern. Her damit, lustiger Krüppel! — Geduld noch ein Weilchen, ich will dir erst meine schönen Sachen zeigen. —

Ein Vorhang rauschte empor, und über den taumelnden Oscar wölbte sich ein krystallener Saal,

der im Wiederschein tausend unsichtbarer Kerzen leuchtete. Was der dunkele Schoos der Erde an Schätzen verbirgt, was des Menschen kunstreiche Hand nur Herrliches bildet, vereinigte der Saal in Pracht und Fülle. Gold, Silber und Edelsteine bedeckten den Boden; tausend Kleinodien und Gefäße standen umher; an den Wänden hingen blinkende Waffen aller Art, und hundert Vögel zwitscherten und sangen, und hüpften auf goldenen Stäben hin und her. Oscar war in Entzücken getaucht; bald zog ein neuer Glanz seine dürstenden Blicke an, bald senkten sich die trunkenen müde zur Erde hinab. Da rief eine heisere Stimme: nimm mich, nimm mich! Oscar sah hin, und gewahrte einen Staar, von dessen Halse an einem seidenen Bande ein goldenes Dreieck herabhing. Ein Diamant, ein Saphir und ein Rubin schmückten die Spitzen des Dreiecks. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog dieses Kleinod Oscar's Blicke an. Nimm mich! Nimm mich! rief der Staar. Alter! sprach Oscar, dieses Dreieck müßt Ihr mir geben. — Ihr seid nicht dumm, Herr; damit bezahle ich drei Königreiche. — Guter Alter, laßt mir das Dreieck; Ihr habt ja so viel. — Nein, Herr, wählt Euch was Ihr wollt, nur dieses nicht. — Nimm mich! nimm mich! rief immer heiserer der Staar. Oscar streckte seine Hand nach dem

Dreieck aus; der Alte hielt ihn ab. Oscar stieß ihn zurück; der Alte hob drohend seine Krücke auf. Der Jüngling stürzte den Greis zu Boden, der mit seiner letzten Kraft sich sträubte. Nimm mich! nimm mich! krisch der Staar. Da zischte der Strahl eines blinkenden Dolches in Oscar's Auge. Er riß den Dolch von der Wand, zückte ihn, und stieß ihn dem Alten in die Brust, der ohne Laut leblos zu Boden sank. Nimm mich! nimm mich! rief der Staar schneller und schneller. Oscar löste das Dreieck vom Bande und suchte den Ausgang. Da fingen die Vögel alle zu rufen an: Nimm mich auch! nimm mich auch! Oscar sah zurück, und begegnete den gebrochenen Augen des Greises. Da rieselte Entsetzen von den Gliedern des Jünglings; Todesblässe bedeckte ihn, seine Knie schlotterten und brachen zusammen. Mörder! Mörder! heulten tausend Stimmen von der Decke herab. Verzweiflung ergreift Oscar; er zog den Dolch aus der Brust des Todten und zückte nach seinem eigenen Herzen. Er fühlte seinen Arm zurückgehalten. Der Greis stand vor ihm, aber ohne Krücken. Ein schneeweißes Gewand floß von seinen Schultern, ein langer Bart wallte über seine Brust herab! — Oscar! sprach er lächelnd, deinen Sinnen wolltest du nicht trauen, doch deinem Herzen trautest du wohl? Edler Jüng-

ling, du hast dich berauscht, du hast geraubt, du hast gemordet — glaubst du nun, daß ich zaubern kann? — Oscar, von Beschämung und Ehrfurcht niedergedrückt, sank zu den Füßen des Alten. — Vergib, mein Vater! — Stehe auf, mein Sohn! du hast nichts begangen; nur im Traume warst du ein Missethäter. — O mein Vater, zaubere diesen Glanz vor meinen Blicken weg, der mir die schauerlichen Abgründe meines Herzens zeigte! — Der Alte winkte, der Saal verschwand, und Oscar sah sich wieder im freundlichen Zimmer. Aber das Dreieck, das ihn verführt, lag vor seinen Augen auf dem Tische. — Bann auch dieses weg! flehte Oscar. — Der Alte berührte es, und das Dreieck verwandelte sich in einen Blumenstrauß. Der Diamant ward zur Lilie, der Saphir zum Veilchen, der Rubin zur Tulpe. — Nimm diese Blumen, Oscar, sprach der Greis. Unschuld ist die Lilie, Demuth das Veilchen, Gesundheit die Tulpe. Warte die Tulpe nur; so lange sie blüht, blühen auch die andern. Gesundheit ist das Gefäß jeder Tugend; mangelt dir dieses, kannst du keine fassen. Erfahre jetzt, mein Sohn, wer ich bin. Geister, die mich begreifen, nennen mich den Zauberer Honestus; gewöhnlichen Menschen bin ich auch ein gewöhnlicher Mensch. Schon zweitausend Jahre wandle ich über der Erde und suche die Tugend. Ich habe

sie oft gefunden, aber weit von ihr das Glück. Und das schmerzte mich in der tiefsten Seele, und mich verdroß der Hohn der Schlechtern, welche die Tugend eine Bettlerin schalten. Da wurdest du unter einem schönen Gestirne geboren, und ich wachte über deine Tage und deine Wege. Du bist gut, Oscar, und du bist froh und glücklich. Meine Zauberkraft kann dir nicht mehr verleihen; aber kleiden will ich deine Tugend, deinem Glücke auch den Schein geben, damit die Guten ermuntert und die Spötter gedemüthigt werden. Nimm diese Pergamente, Oscar. Weisheit steht auf dem einen geschrieben, Reichthum auf dem andern, Macht auf dem dritten. Eines darfst du wählen; die übrigen wirf von dir. — Oscar's lustzitternde Hand faßte die Pergamente und das Herz schwoll ihm von dem Gefühle, über der Güter Fülle frei schalten zu dürfen. Die Weisheit zog er zuerst hervor, und schon zuckte seine Hand, die andern Pergamente wegzuwerfen, da hielt ihn der gute Geist zurück, und er besann sich. — Ist Weisheit begehren nicht auch eine Habsucht, die an Sättigung stirbt, oder an Hunger kränkelt? Wird sie mich glücklicher machen? Die wenigen Strahlen, die mir mehr geworden, als Andern, haben mir Abgründe aufgedeckt, wo Andere Blumengärten sahen. Soll ich den kleinen Kreis meiner Freunde noch

enger machen? Soll ich die Zahl derer, die ich liebe, noch vermindern? Soll ich verachten lernen, die ich geachtet? Bin ich nicht schon einsam genug? Nein! Weisheit ist ein tückisches Geschenk erzürnter Götter. Fort von mir! Oscar warf die Weisheit von sich weg. Honestus drückte gerührt den Jüngling an seine Brust, und sprach zu ihm: den schwersten Kampf hast du bestanden, mein Sohn, und ich zittere nicht mehr für deine Wahl. — Jetzt nahm Oscar den Reichthum, lächelte und ließ ihn gelassen zu seinen Füßen fallen. Die Macht blieb ihm noch. Eine Welt beherrschen! Millionen Menschen beglücken! Millionen Herzen sich gewinnen! Die Guten belohnen, die Bösen züchtigen! Ja, schön ist die Macht, schön wie eine Rose. Doch ihre Dornen! Und unter der Rose lauscht die Schlange Schmeichelei. Wer noch hat den Scepter geführt? er führt die Hand. Ich vermag nicht besser zu sein, als Andere; nur eins vermag ich mehr — die Krone verschmähen ... und Oscar warf die Krone weg. — Ich danke dir, mein Vater, ich bin zufrieden, ich habe keinen Wunsch. Der Greis sprach streng und ernst zum Jüngling: wie, Oscar? Bist du glücklich, daß du es bist? Bist du zufrieden, daß du Nichts wünschest? Ist Oscar allein auf dieser Erde? — Der Jüngling erröthete. Und sie kamen Alle herbei, die seinem

Herzen theuer waren. Sein Vater und seine Mutter zuerst, dann Bruder und Schwester, dann die Freundin, dann der Freund; zu diesem gesellte sich ein Anderer, und noch Einer. Und immer größer war die Schaar, und immer höher schwoll dem Jüngling das Herz, und immer weiter ward seine Brust, bis sie die ganze Menschheit umschloß. — Was wählst du für Andere? fragte Honestus. — O mein Vater, ich kann nicht wählen, mach' alle Menschen glücklich! Honestus lächelte. Was du begehrst, Oscar, kann ich nicht gewähren: nur die Tugend macht glücklich. — Oscar sank zu den Füßen des Greises und hob flehend seine Hände auf. So mache sie tugendhaft, daß sie glücklich werden! Mache die Menschen alle gut, mache sie alle glücklich! — Honestus erbleichte und sprach mit leiser, bebender Stimme: fordere das nicht, mein Sohn! Ich darf es dir nicht versagen, doch fordere es nicht! Sünde ist Fäulniß und Fäulniß ist die Quelle des Lebens. — Aber Oscar, im Rausche seiner Menschenliebe, vernahm die Worte des Greises nicht. Er umklammerte seine Knie und flehte unter heißen Thränen: o mächtiger Vater, gib den Menschen die Tugend, gib ihnen das Glück. — Fordere es dreimal, Oscar! — Und dreimal wiederholte der Jüngling seine Bitte. — Es sei! Bald schlägt die Stunde der

Mitternacht; in diese Spalte der Zeit muß ich greifen, die Natur von ihrem Gefolge zu trennen, daß ich ihrer Herr werde. Ermanne dich, Oscar!

Die Mitternachtsstunde schlug. Honestus streckte seinen Zauberstab nach Ost und West und Nord und Süd, und sprach geheimnißvolle Worte. Von dem Himmel herab säuselten süße Harfentöne; von der Erde herauf schallte ein gräßliches Gelächter. Oscar, zwischen Entzücken und Entsetzen geklemmt, fragte: woher das fürchterliche Lachen? — Still, mein Sohn! erwiederte der Greis mit leiser Stimme, das ist der Geist der Schadenfreude, reiz' ihn nicht. Ueber diesen habe ich keine Gewalt. Komm in's Freie, daß wir unser Werk betrachten. — Sie traten hinaus; es war eine stille feierliche Nacht, und Oscar trug den frommen Blick zum gestirnten Himmel empor. Gerührt sprach der Greis: labe dich noch einmal an dieser süßen Nacht; sie ist die letzte dieser Erde. Nacht ist Sünde, und die Sonne wird nie mehr untergehen. — Sie kamen in eine düstere Gasse, und sahen eine Leiter an einem Hause gelehnt und einen Mann hinaufsteigen, der sich schüchtern umsah. Lässest du es geschehen? fragte Oscar, vielleicht mordet er den sorglosen Schläfer. — Sei ruhig, mein Sohn. Der Diebstahl war schon vollbracht, die Mitternachtsstunde gab dem

Bösewicht die Tugend zurück, und er bringt das gestohlene Gut wieder hinauf. — Honestus ging mit dem frohen Jüngling weiter; überall eindringend, Alles sehend, nirgends sichtbar. — Welche Stimmen sind es, die dort weinen in jenem großen Gebäude? — Es sind Räuber und Mörder im Gefängnisse; sie beten. — Sie traten in ein Zimmer, das eine Nachtlampe erleuchtete. Ein schönes Weib lag mit aufgelösten Haaren auf den Knieen vor der Wiege ihres Kindes, und küßte das schlummernde Kind und weinte über ihm. Unter der Thüre stand ein Mann, der streckte erröthend seine Hand nach dem Weibe aus, und die Mutter bedeckte ihre Augen. — Wer sind diese, Honestus? — Dort der Mann ist der Verführer, der um die Stunde gekommen, zu der ihn das Weib seines Freundes gerufen. Mein Zauberstab war schnell; die Reue eilte der Schuld voraus, die Mutter bittet dem Kinde das Verbrechen ab, das sie am Vater begangen, und der Verführer scheidet weinend von der schönen Sünde. — Sie kamen auf einen großen Platz, den viele Bäume zierten. Und rings aus allen Häusern stürzten Tausende von Menschen; und Soldaten eilten herbei, Fußgänger und Reiter, und Fahnen wehten, Trommeln wurden gerührt, Kanonen wurden aufgepflanzt und Waffengetöse, Geschrei und Verwirrung

überall. — Was ist geschehen? fragte Oscar. — Die aus den Häusern dort kamen, das sind Spieler, Gauner, Liederliche und Späher, die der Zauber der Tugend aus ihrer Verborgenheit gescheucht; und die Macht, der Tugend ungewohnt und vor ihr zitternd, hat ihre Schaaren ausgesendet, dem Uebermuthe zu begegnen.

Der Morgen war herangebrochen, aber die nächtliche Stille blieb. Kein Karren rasselte über die Gasse, kein Bauer schrie, kein Hammerschlag ertönte, und der Markt blieb leer. — Warum diese Stille, Honestus? — Die Menschen haben keine falschen Begierden mehr, sie sind genügsam und ruhen. Vor dem Hause eines Bäckers standen jammernde Menschen, die vergebens um Geld Brod verlangten. Das Brod war all schon unentgeldlich an Nothleidende vertheilt. — Hundert Leichen lagen auf der Straße. — Wer sind diese Unglücklichen, Honestus? — Das sind Spione, die lieber Hunger starben, als sich länger mit Schande füttern wollten. — Sie kamen vor den Palast des Königs, der nicht bewacht war. Der König fürchtete Keinen mehr, seit ihn Keiner mehr fürchtete. Sie traten in den Vorsaal, wo sich die Höflinge versammelten, und sie sahen nasse Augen. Ein Greis warf sich jammernd zu den Füßen eines Jünglings und sprach: vergib

mir, ich habe dich verläumdet! Sie traten in den Königssaal. Der König saß auf seinem Throne, und ein Weib stürzte kreischend durch die Menge, warf sich nieder und rief: halte dein Schwert zurück, er ist unschuldig! Und des Königs Vertrauter erbleichte und sprach: ich auch, o Herr, habe dich betrogen. Und der König stieg weinend von seinem Throne herab.

Honestus und der erschütterte Oscar eilten aus dem Palaste. Sie gingen den Strom entlang; da stießen sie auf die Leiche eines jungen Mädchens. Oscar wandte sein bleiches Antlitz weg. Die Unglückliche! sprach Honestus. Die geflüchtete Nacht hat ihre Unschuld geraubt, und verzweifelt über den Verlust ihrer schönsten Habe suchte sie den Tod in den Wellen. — Sie kamen zur Brücke. Dort stand ein hoher, bleicher Jüngling, warf den Blick bald in den Himmel, bald in die Fluth. Und er war so jammervoll; doch sein Auge war trocken. Oscar fühlte sich mächtig zu dem Jüngling hingezogen. — Wer ist dieser Jüngling, mein Vater? — Fort, fort! schrie Honestus mit der Stimme des Entsetzens, und weine, Oscar, daß du ein Mensch geworden! — O weile, mein Vater; sprich, wer ist dieser leidende Jüngling? Tritt näher, Oscar! Sieh diese Wangen, wie bleich sie sind! Einst hatte er sie purpurroth, und sie wurden nur blaß,

wenn er von Unterdrückung hörte. Sieh diese Arme, wie mager und schlaff sie sind! Einst waren sie stark und gestählt, für Freiheit und Recht zu kämpfen. Schaudere in dieses ausgebrannte Auge hinab! Einst leuchtete es, vom Himmel selbst angezündet, das Herz eines frommen Mädchens zu durchglühen. Ach er war so fest und gut; aber wer ist dem Verführer zu fest und zu gut? Die schlauen Werber der Macht kamen hinter ihn, ihn zu verderben. Was im schuldlosen Spiele Schädliches, was im Weine Betäubendes, was in der Liebe Giftiges ist, mischten sie in seine gesunde Seele. Da gab er sich hin um schnödes Gold und um schnöden Ehrenflitter. Sie führten ihn von Scherz zu Leichtsinn, von Leichtsinn zur Falschheit, von Falschheit zu Verbrechen. Dieses Ohr, sonst nur der Stimme der Tugend geöffnet, schlich diebisch umher, ein unbewachtes Wort zu erhorchen. Dieses Auge, sonst nur Liebesblicke wechselnd, suchte die dunkeln Wege des Vertrauens und meuchelmordete die Sorglosen. Diese Zunge, die sonst nur Liebe und Freundschaft sang, ward eine Natter und stach. Da verrieth er den treuen Freund, der gestern auf dem Blutgerüste starb. Des Bethörten letzten Kuß empfing der Verräther, und: *räche mich!* lispelte der Verurtheilte ihm in's Ohr. Der Teufel sah ihm hohn-

lächelnd nach und schwelgte am Abende vom Lohne seiner Sünde. Da kam die furchtbare Mitternacht über ihn, die Mitternacht, die ich, Oscar, deiner Bitte geschenkt. Ein fürchterlicher Traum jagte ihn aus dem Schlummer . . . ich räche dich! schrie er in Verzweiflung und stürzte zur Brücke. Seit Mitternacht sucht der Jammervolle den Tod in den Wellen, fürchtet ihn zu finden und sucht ihn wieder. — Der blasse Jüngling sah jetzt starrer hinab in die Fluth. — Halt ihn zurück, Honestus, rief der schaudernde Oscar; es ist zu fürchterlich, mit solcher Schuld vor den Richter zu treten. — Oscar! sprach der Zauberer, hier endet meine Macht. Die Sünde ist von ihm gewichen, die Reue ist zu ihm gekommen; was er verschuldet, will er büßen. — Oscar stürzte jammernd vor dem Zauberer nieder. So gib ihm die Sünde zurück und nimm ihm die Reue! Gib den Menschen allen ihre Begierden wieder! Gib ihnen ihre Laster zurück! Gib allen Menschen alle ihre Sünden wieder!

— Er erwachte . . . sie hatten sie wieder.

XXVIII.

Die Freiheit der Presse in Baiern.

(1818.)

In dem Gange der Natur und der Geschichte ist nicht zu unterscheiden, was Ausgang, Weg oder Ziel sei; Alles kehret in einem ewigen Kreislaufe zu sich selbst zurück. Doch welcher Ring der unendlichen Kette in jeder Stunde der Beobachtung an dem Menschengeschlechte vorüberziehe, das mag man erkennen — es bildet den Geist der Zeit. Die unsere ist bemüht, die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft anders zu gestalten, und sie strebt vor Allem, die ausübende Gewalt den Händen eines alleinigen Herrschers dadurch zu sichern, daß sie die Fürsten der berathenden und gesetzgebenden Macht der öffentlichen Meinung unterwirft. Man widersetzt sich vergebens dem starken Willen der Zeit.

Die öffentliche Meinung bildet eine Volksbewaffnung, die unbesiegbar ist, und welcher das stehende Heer der Regierungsgedanken früher oder später unterliegen muß.

Alleinherrschaft kann nur bestehen, so lange das Volk in Stände zerfällt, welche, in einer unwandelbaren Ordnung über einander gebaut, die festen Stufen bilden, welche gemächlich zum Throne führen. Diese dauern nur so lange, als Familien und Körperschaften sich an Macht und Reichthum einander überragen, und Macht und Reichthum, sei es als erworbener oder als ererbter Besitz, folgen allein der Geistesthätigkeit. Sobald, wie in unserer Zeit, die Bildung des Geistes sich durch die ganze Gesellschaft ausgebreitet hat, und hierdurch die Ansprüche auf den Genuß des Lebens höher und allgemeiner geworden sind — und ein Wunsch ist schon der halbe Besitz — sobald eine solche Gleichheit eingetreten ist, da kann auch die Vorherrschaft irgend eines Standes nicht länger mehr bestehen und nur mit Unwillen duldet man ihre Fortdauer. Das ist der Geist des Mißbehagens, der unter den Völkern wandelt, der nicht zu fürchten, aber zu achten ist. Ihn ableugnen, bedrohen oder schelten, das bannt ihn nicht. Man muß ihn begreifen und versöhnen. Das Mittel hierzu ist einfach und alleinig.

Reichthum und Macht sind beschränkt in ihrem Maße; es kann nicht Jeder Alles haben; das erkennt auch der einfältigste und eigensüchtigste Mensch. Aber es bedarf auch nicht des Besitzes eines Guts, um die lärmende Habgierde zu beschwichtigen, sondern nur der ungehinderten Freiheit, darnach zu streben. Es ist eine große Lehre der Regierungskunst der Menschen: hoffnungslose Bürger sind gefährlich, denn sie sind auch furchtlos. Die Ausbrüche der Unzufriedenheit, welche Throne erschütterten, hatten wie Erdbeben in starken Trieben und Kräften ihren Ursprung, die aus den verborgenen und engen Räumen, in welchen sie eingeschlossen waren, sich zu befreien suchten. Es war ein Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft, daß Jeder wie ein Baum festgewurzelt stand, von Geschlecht zu Geschlecht nur immer die nämlichen Früchte tragen, und auf der Stelle, wo er zur Welt kam, auch sein Grab finden sollte. Dem Adlergeiste wurden die Flügel beschnitten, daß er sich nicht über den Boden, über Dürftigkeit und Geringschätzung erheben möge. Die Bahn war lang und eng: nur immer Einer konnte nach dem Preise des Zieles rennen, der zufällig Vordere konnte durch Kraft und Schnelligkeit nicht mehr überholt werden. Der Wunsch nach Veränderung des Besitzes der Lebensgüter mußte Alle be-

seelen, sobald, nachdem die Regierungen das Geheimniß ihrer Macht und Schwäche verrathen hatten, die Erfüllung dieses Wunsches sich als möglich zeigte.

Um die Fürsten und ihre Völker vor dem Verderben zu bewahren, das aus jenem Geiste des Mißvergnügens und der Habsucht entspringt, muß in allen bürgerlichen Ständen bedeutenden Menschen die lang verschlossene Laufbahn wieder geöffnet werden, die Freiheit nämlich, ihre vorwaltende Geisteskraft zu gebrauchen und geltend zu machen. Dieses kann nur geschehen durch Gewährung der Redefreiheit, der mündlichen in volksvertretenden Versammlungen und der schriftlichen durch die Presse. Auf diese Weise bildet sich eine sittliche Demokratie, wodurch die Entstehung der so gefährlichen, unheilbringenden, numerären Demokratie allein verhindert werden kann. Eine unhaltbare Moral hält Viele ab, diese Absicht zu bekennen, aber redliche Männer dürfen ihre Triebe eingestehen, während die Sünder, weil sie solche sind, heucheln müssen.

Die öffentliche Meinung ist der bestehenden Ordnung der bürgerlichen Dinge nicht hold, und das macht die Freiheit der Rede um so nöthiger. Die öffentliche Meinung ist ein See, der, wenn man ihn dämmt und aufhält, so lange steigt, bis er schäumend über seine Schranken stürzt, das Land

überschwemmt und Alles mit sich fortreißt. Wo ihm aber ein ungehinderter Lauf gegeben ist, da zertheilt er sich in tausend Bäche mannigfaltiger Rede und Schrift, die, friedlich durch das Land strömend, es bewässern und befruchten. Die Regierungen, welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten, die sie verbreitet, ihnen lästig sind, machen es wie die Kinder, welche die Augen zuschließen, um nicht gesehen zu werden. Fruchtloses Bemühen! Wo das lebendige Wort gefürchtet wird, da bringt auch dessen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geister der ermordeten Gedanken ängstigen den argwöhnischen Verfolger, der sie erschlug, nicht minder, als diese selbst im Leben es gethan.

Der freie Strom der öffentlichen Meinung, dessen Wellen die Tagesschriften sind, ist der deutsche Rubikon, an welchem die Herrschsucht weilen und sinnen mag, ob sie ihn überschreiten und das theure Vaterland und mit ihm die Welt in blutige Verwirrung bringen, oder ob sie sich selbst besiegen und abstehen soll. Cäsars Schatten zeigt warnend nach der Bildsäule des Pompejus.

Die Abgeordneten der deutschen Bundesfürsten, man weiß es, sind jetzt ernst darauf bedacht, ein gemeinschaftliches Preßgesetz für alle deutsche Staaten

auszusinnen. Der Tag, der es uns bringt, wird ein großer Tag der Weltgeschichte sein, denn an ihm wird kund werden, ob Mirabeau wahr gesagt, oder ob der wegen seiner Blutschuld wild umhergetriebene Geist endlich, um der Tugenden seiner Enkel willen, den Frieden und die Ruhe seiner Asche fand.

Gleichförmig soll dieses Gesetz sein, und das ist wohlgethan. Wie könnten die Herzen der Völker sich befreunden, so lange ihre Köpfe auseinander stehen? Zur Erhebung gehört eine Geisteskraft, welche die Gunst der blinden Natur vertheilt; aber die Tugend der Herablassung vermag sich Jeder anzueignen. Oestreich und Weimar, Würtemberg und Baiern, Nassau und Frankfurt haben verschieden gestaltete Preßgesetze. Diese sollen alle in dem Bette des Procrustes sich gleich gemacht werden. Welche Art der Einrichtung man hierbei für die schmerzlichste achte, ob die Verkürzung oder die Ausdehnung, dieses hat Baiern kund gethan, indem es in seinem neuen Preßgesetze nur Schutz gegen die Gefahr der Verstümmelung gesucht hat.

Man kann sich die traurige Betrachtung nicht aus dem Sinne schlagen, daß Baiern wohl unterrichtet gewesen sein müsse von den schon im Stillen gereiften Beschlüssen, welche die Bundesversammlung über die Freiheit der Presse fassen werde, und daß

es in seine eigene Gesetzgebung Nichts werde aufgenommen haben, was mit der bevorstehenden allgemeinen Anordnung im Widerspruche stünde. Darum eile Jeder, der sein Vaterland liebt, auszusprechen, was er für die Freiheit der Presse wünscht und fürchtet. In wenigen Wochen ist vielleicht jede Klage straffällig und fruchtlos. Wir müssen denken, es stünde unserem Wohnorte eine Belagerung bevor, und wir wollten schnell, ehe die Thore geschlossen werden, noch einmal im freien Felde frische Luft einathmen.

Das bairische Edikt über die Freiheit der Presse verläugnet standhaft seinen eigenen Namen; denn von Freiheit ist darin nirgends, sondern überall nur von Beschränkung die Rede. Es ist, was in der würtembergischen Verordnung geschehen, durchaus nicht bestimmt worden, wie und über welche Gegenstände man frei seine Meinung äußern dürfe, so daß es ganz der Willkür überlassen bleibt, abzuurtheilen, was in einer Schrift Erlaubtes oder Verbotenes enthalten sei. Die für Bücher bewilligte Zensurfreiheit kann nicht als eine ernste Huldigung unserer Zeit angesehen werden, denn diese hat, Oestreich ausgenommen, schon früher in ganz Deutschland bestanden. Aber auch über der einzigen freundlichen Stelle des Edikts schwebt etwas Schwüles, das uns

ängstlich macht, nämlich die Bemerkung: daß Verfasser, Buchhändler und Drucker ihre Schriften keiner Zensur zu unterwerfen hätten, „wenn sie nicht allenfalls bei kostbaren Werken, zur Sicherung ihrer bedeutenden Auslagen, selbst darum nachsuchen wollen.“ Es ist so leicht, furchtsame Menschen zu ängstigen, daß solche Einladungen zu einer freiwilligen Zensur von Erfolg sein müssen, vorzüglich bei Buchhändlern und Druckern, welche, den Ruhm und den Eifer des Schriftstellers nicht theilend, nur den Vortheil ihres Gewerbes im Auge haben. Auf diese Art könnte eine freiwillige Sklaverei der Presse herbeigeführt werden, die, weil sie verdient, um so verderblicher wäre. Ist endlich diese für Bücher bewilligte Zensurfreiheit etwas mehr als ein Blendwerk, da alle Buchhandlungen, Antiquarien, Lesebibliothek-Inhaber und Vorsteher der Lese-Institute bei einer großen Geldstrafe verpflichtet sind, ihre Kataloge der Polizeiobrigkeit, unter deren Aufsicht sie im Allgemeinen gesetzt sind, zu übergeben, welches nur eine Zensur unter einer andern Form ist? Die Vorschrift, daß Schriften auch noch in den Händen ihrer Käufer einer Polizeiaufsicht untergeordnet sind, ist an Strenge ohne Beispiel in Deutschland.

Und selbst von dieser trügerischen Freiheit sind alle politische Zeitungen und periodische Schriften

politischen oder statistischen Inhalts ausgenommen. Diese sollen einer dafür angeordneten Zensur unterworfen bleiben.

Wenn die Zensur der Zeitschriften sich darauf beschränkte, nur solche Aeußerungen zu unterdrücken, die, würden sie verbreitet, den Verfasser nach dem Gesetze strafbar machten, dann wäre sie vielleicht zu dulden. Aber sie begnügt sich damit nicht, sie schreitet Stunden lang vor dem Gesetze her und macht Staub, um ihm Platz zu machen. Also ist sie verdammlich, denn sie verbietet, was, ist es einmal geschehen, die Gesetze nicht bestrafen dürften.

Wo die Rede in den Tagesblättern nicht frei gegeben ist, da beraubt sich die Regierung des einzigen Mittels, die Gebrechen des Staates zu erfahren, und Aufklärung über die Verwaltungsmißbräuche zu erlangen, welche die Beamten verschulden. Sie beraubt sich des Vortheils, den sie aus dem Anhange der öffentlichen Meinung ziehen könnte. Denn es mögen, unter solchen Verhältnissen, in den Zeitschriften noch so viele freie, unabhängige und dem Vaterlande ergebene Stimmen die Sache der Regierung aus eigenem Antriebe verfechten, so wird sich das Volk dennoch niemals von ihnen leiten lassen, sondern überall die Bauchrednerei der Minister zu hören

glauben, welche ihre eigene Meinung mit verschiedenen nachgeahmten fremden Stimmen aussprechen.

Preßfreiheit ist ein bedeutungsloser Schall, wenn die Zeitschriften von ihr ausgenommen sind. Will man der öffentlichen Meinung ernstlich eine Theilnahme an der Staatsregierung gönnen, so muß ein freies Urtheil über Gesetzgebung und Gesetzgeber, das sich ausspricht, ehe noch die Gesetze unabänderlich geworden sind, verstattet werden. Dieses stets geharnischte Wort muß aber täglich die Runde machen, und alle Posten und Schildwachen der Staatsverwaltung untersuchen. Wenn es nur alle Jahre einmal in einem schwerfälligen Buche langsam umherreist, dann kömmt es zu spät, und sein Thun ist fruchtlos.

Die Bestimmung des bairischen Edikts, daß periodische Schriften, selbst blos statistischen Inhalts, einer Zensur unterworfen sind, enthält einen Zusatz von Beschränkung der Preßfreiheit, der über den guten Willen, den die Gesetzgeber auch nur gehabt haben könnten, durchaus irre führt. Eine Regierung mag ihre Gründe haben, die öffentliche Meinung so zu regeln, daß sie mit ihren Anordnungen im Einklang stehe, es liegt dieses im Begriffe der Alleinherrschaft; sie mag daher den Tadel bestehender Einrichtungen untersagen, und darum die Urtheile

über öffentliche Angelegenheiten, vor ihrer Bekanntmachung durch die Presse, einer Prüfung unterwerfen. Wenn aber auch statistische Nachrichten ohne Zensur nicht gedruckt werden dürfen, und dem Volke nicht blos das Recht, seine Meinung über Thatsachen zu äußern, sondern auch die Kenntniß dieser Thatsachen selbst entzogen werden, und alle Staatsverhältnisse zu Kabinetsgeheimnissen gemacht werden sollen; so bedauert man schmerzlich die unabänderlichen Verhältnisse, welche die sonst so freisinnige bairische Regierung abgehalten haben mochten, das milde Verfahren, das sie in der Ausübung wegen der Preßfreiheit beobachtet, nicht auch zu einem Gesetze zu erheben, und der Nachkommenschaft als ein schönes Recht zu überliefern.

In dem würtembergischen Gesetze über die Preßfreiheit sind die von den Landständen veranstalteten und mit ihrer Genehmigung herausgegebenen Druckschriften aller Zensur ausdrücklich entzogen worden. Das bairische Edikt hat diese Bestimmung nicht aufgenommen. In den öffentlichen Sitzungen der bairischen Stände wird man, es ist dafür gesorgt, die ausgesuchteste Gesellschaft finden, kühne und freie Reden werden vielleicht darin gehalten werden, aber deren Stimme wird in den Sälen verhallen, und nicht zu den Ohren des Volks kommen.

Gegen die Vorschrift, daß Staatsdiener nichts von dem, was ihr Geschäftskreis sie Bemerkungswerthes erfahren läßt, weder ihren Mitbürgern noch Ausländern durch den Druck mittheilen dürfen, ist nichts einzuwenden. Es ist dieses ganz folgerecht, und dem Uebrigen angemessen. Nur sollten Männer, denen solche Pflichten aufliegen, nicht Staatsdiener, sondern Hofdiener genannt werden.

Ueberflüssig wäre eine Rüge dessen, was in dem bairischen Gesetze wegen der Untersuchung und Bestrafung der Preßvergehen bestimmt worden ist. Diese seine Schwäche ist nur die nothwendige Begleiterin der größern Gebrechen, mit welchen die neue Staatsverfassung zur Welt kam. Das öffentliche gerichtliche Verfahren, die feste Säule der bürgerlichen Freiheit, das Geschwornengericht, diese einzige Bürgschaft eines über Leidenschaften und Schwachsinn erhabenen Richterspruchs, ist im Allgemeinen versagt geblieben; wie hätte man es in einzelnen Fällen verstatten können? In der Untersuchung der Preßvergehen ist der Polizei und den andern verwaltenden Behörden ein unheilbringender Spielraum gegeben. Die Eigensucht des Klägers findet an der Gerechtigkeit des Richters keinen Einhalt; denn Kläger und Richter sind die nämlichen. Die Beamten, welche, zwischen Fürst und Volk in der Mitte stehend, ihren Vortheil dabei finden, kein

aus Liebe, Tugend und Gerechtigkeit geflochtenes Band zwischen beiden entstehen zu lassen, und darum die öffentliche Meinung, diese erhabene Sonne und unbestochene Wächterin, die Alles an den Tag bringt, hassen und verfolgen, diese nämlichen Beamten klagen die Preßvergehen an, und richten und strafen sie zugleich.

So wäre denn das deutsche Volk abermals in seinen Hoffnungen getäuscht worden, und dessen biedere Fürsten hätten ihren schwer erworbenen Gewinnst aus dieser geschäftigen Zeit dem Vortheile ihrer Amtmänner von neuem hingegeben.

XXIX.

Brief an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel.

(1823.)

Lieber Herr! Sie selbst werden es sehr gut verstehen, warum ich Sie einen siebenjährigen Deutschen in Neapel nenne: weil Sie nämlich sieben Jahre dort wohnen. Aber wegen der übrigen Leser mußte ich dieses erklären. Ich habe mir, um die erforderliche Kürze der Ueberschrift zu erhalten, diese Sprachfreiheit n e h m e n müssen; denn hätte ich darauf warten wollen, bis man mir die Freiheit octroirt, hätte ich lange warten können. Ehe ich von meinen Angelegenheiten spreche, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß ich Ihnen keine Geheimnisse zu schreiben und daher nicht Gelegenheit habe, die schöne Entdeckung zu benutzen, die ich vor Kurzem gemacht. Ich habe nämlich ein Mittel gefunden,

Briefe gegen vorzeitiges Eröffnen zu sichern; es besteht darin, die Briefe drucken zu lassen und gar nicht zu versiegeln. Vielleicht wundern Sie sich, lieber Herr, daß ich jenes Briefeöffnen nur vorzeitig nannte und nicht abscheulich, wie andere Publicisten thun. Ich weiche aber hierin von der gewöhnlichen Ansicht ab. Meiner Meinung nach liegt jenen amtlichen Vorlesungen mehr eine medicinische Polizei, als irgend eine andere zum Grunde. Man hat Beispiele genug, daß Menschen gleich nach Empfang eines Briefes krank geworden oder gar gestorben sind. Oberflächliche Aerzte haben dann behauptet, der Inhalt des Schreibens und die dadurch bewirkte Gemüthsbewegung hätten das gethan. Es rührte aber blos von der verdorbenen Luft her, die sich in lang verschlossenen Briefen nothwendig erzeugen mußte, und welche die Empfänger ohne Vorsicht eingeathmet hatten. Um diese Gefahr zu entfernen, öffnet eine gute medicinische Polizei die Briefe auf verschiedenen Poststationen und erneuert die darin enthaltene Luft. Sieht das einer Abscheulichkeit ähnlich?

Jetzt zu meinem Anliegen, und zwar zu dessen erstem Theile. Ich habe im literarischen Conversationsblatte mit vielem Vergnügen einen Bericht gelesen, den Sie über den letzten Ausbruch des

Vesuvs eingeschickt. Der Ausbruch fand am 22. Oktober v. J. Statt, und die Lebhaftigkeit Ihrer Schilderung läßt schließen, daß Sie den empfangenen Eindruck sogleich zu Papier, und daß die italienische Post das Papier sogleich nach Leipzig gebracht. Aber erst am 23. April d. J. stand Ihr Bericht abgedruckt; also ganze sechs Monate später. Die Lava, so langsam sie auch schleicht, hätte sie ihren Lauf nach Leipzig genommen, wäre dort früher erschienen als Ihre Warnung. Ich bitte Sie, sich mir anzuschließen, damit wir gemeinschaftlich darüber nachdenken, wie die beschwerliche und langsame Verdauung der deutschen Buchdruckereien zu heilen sei. Sollte sie von Ueberladung herrühren? Aber in Frankreich wird nicht weniger geschrieben und gedruckt, und dennoch erscheinen die Bücher so schnell. Von den Uebersetzungen der Scottischen Romane werden in Paris sämmtliche Bände an einem Tage ausgegeben; in Deutschland erscheinen sie aber in großen Zwischenräumen, so daß ich von vier Scottischen Romanen nur die ersten Theile gelesen, weil, als die folgenden erschienen, ich das Gelesene wieder vergessen hatte und es mir verdrüßlich war, um den Zusammenhang der Geschichte zu gewinnen, eine gemachte Lectüre noch einmal vorzunehmen. Gute Werke werden im Leipziger Meßkatalog dreimal auf-

geboten, aber nicht wie Leute, die sich verehelichen wollen, von Woche zu Woche, sondern von Halbjahr zu Halbjahr. Aus Ihrer Darstellung, werthester Herr, sieht man, daß Sie ein geübter Schriftsteller sind und es Ihnen also weniger Freude als Ihren Lesern macht, sich gedruckt zu sehen. Wenn dieses aber nicht wäre, wenn Sie ein anfangender Schriftsteller wären — in Neapel sind Sie ohnedies, wo die Sonne alle Neigungen und Leidenschaften schneller treibt und heißer ausbrütet — würden Sie nicht gestorben sein vor Ungeduld, ehe Sie Ihren Bericht im literarischen Conversationsblatte gesehen? Zu den sechs Monaten, die der Druck erforderte, müssen Sie auch noch drei andere rechnen, die der Fuhrmann gebraucht hätte, Ihnen das Blatt nach Neapel zu fahren. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Oktober 1813 zu Fuß von Heidelberg nach Frankfurt gegangen; auf dem Wege schloß ich mich einem Fuhrmanne an, denn das Leben der deutschen Fuhrleute war mir immer sehr poetisch erschienen, und ich wollte dieses Dessert meiner akademischen Freiheit auch noch verzehren, ehe ich an die saure Arbeit ginge. Aber so sehr ich auch meinen Gang mäßigte, vermochte ich doch nicht, mit den Gäulen gleichen Schritt zu halten, und ich mußte nach jeder Viertelstunde wieder umkehren, so daß ich den Weg

gleich einem Pudel drei- bis viermal machte. Auf dem Wagen bemerkte ich einen Ballen Bücher, der nach Leipzig adressirt war. Damals fiel mir daran nichts auf, als die Adresse, welche lautete: An die löbliche Buchhandlung N. N. Ehrliche Deutsche! — dachte ich; ihr macht nicht blos lebendigen Geschöpfen Komplimente, sondern auch todten Sachen, die ja das Kompliment nicht erwiedern können! Entspringt Schmeichelei aus so edeln, uneigennützigen Triebfedern, dann ist sie als Tugend sehr zu preisen!... Einige Wochen später aber fiel mir bei, daß, wenn in dem Packete Klüber's Staatsrecht des rheinischen Bundes gelegen, das sich ein Leipziger verschrieben, das Buch bei seiner Ankunft für den Besteller gar keinen Werth mehr gehabt hätte, da unterdessen die deutschen Fürsten zur guten Sache übergetreten waren und der rheinische Bund aufgelöst worden.

In Ihrem Berichte, werthester Herr, (und das ist meines Anliegens anderer Theil) beschrieben Sie das vom Vesuv herabwogende Feuermeer schön und schauerlich, und dann sagten Sie Folgendes: „In solchen Augenblicken scherzen zu können, beweist wenigstens ein fühlloses, wenn nicht ein geradezu schlechtes Herz. Und doch geschah es! Wir trafen viele Zuschauer beider Geschlechter und von allen Nationen

dort, welche ihren Witz laut werden ließen. Einer — leider ein Deutscher — trieb es so weit, daß er ein Paar Spiele Karten hervorzog, indem er, wie er sagte, sich vorgenommen habe, im Angesichte der Lava eine Partie Whist zu machen!! — Zum Glück war ein anderer Deutscher so entschlossen, ihm die Karten wegzureißen und sie in die glühende Lava zu schleudern — und das von Rechtswegen."
— Zuvörderst erlauben Sie mir die kleinliche Vermuthung, daß in dem letzten Satze Etwas fehlt. Den Worten: so entschlossen, scheint ein Sätzchen folgen zu müssen, das mit daß anfängt, etwa: daß die Whistpartie unterblieb. Bei der Eilfertigkeit, womit Ihr Bericht abgedruckt worden ist, muß man sich nur verwundern, daß nicht noch mehrere Druckfehler darin vorkommen. Jetzt aber erlauben Sie mir, die beiden Geschlechter und die verschiedenen Nationen, die auf dem Vesuv witzig waren, gegen Ihre Anklage in Schutz zu nehmen. Sie sagen: wer auf dem Vesuv Witz zeige, müsse ein Herz ohne Gefühl, ja ein durchaus schlechtes Herz haben. Ein so ungerechtes Urtheil hatte das französische Revolutionsgericht in den Tagen des Schreckens nie ausgesprochen! Den Deutschen unter den Witzigen wäre nichts vorzuwerfen, als daß sie ihren Witz nicht im Lande verzehrt; den andern

Nationen aber ist gar nichts hierüber zu sagen. Nicht aus Uebermuth, aus Angst waren sie witzig, wie es die Menschen gewöhnlich sind, wo sie sich in Gesellschaft fürchten. Wer der Gefahr spottet gedenkt ihrer; der wahre Held aber denkt gar nicht an die Gefahr. Doch ist ein Herz darum schlecht, weil es furchtsam ist? Was aber jenen Deutschen betrifft, der auf dem Vesuv eine Partie Whist spielen wollte, so hätte ich selbst zwar ein solches Verlangen nie gezeigt, weil ich kein Whist verstehe; wäre mir aber in den Sinn gekommen, „im Angesicht der Lava“ eine Partie Piket zu spielen, und ein gemüthlicher Landsmann hätte mir die Karten aus den Händen reißen wollen, so würde ich, wie folgt, zu ihm gesprochen haben und wäre dabei so in Eifer gerathen, daß ich ihn gegen alle Regeln der Höflichkeit geduzt hätte.

„Fremdling! Nicht darum nenn' ich dich Fremdling, weil du, wie ich an deiner Aussprache höre, ein Würtemberger bist, ich aber ein Nassauer bin; sondern weil deine Gesinnungen und deine Gefühle meinem Kopfe und meinem Herzen ganz fremd sind. Du drohst, meine Whistkarte in die Lava zu werfen? Thue es, was liegt daran? ich kauf' mir eine andere; es gibt der Damen, Buben, Könige und Kreuze noch genug in der Welt. Aber denke ja nicht, mich

mit dieser groben Koketterie zu täuschen — ich durchschaue dich, Fremdling, du schmeichelst dem Vesuv, weil du vor ihm zitterst, und du zitterst vor ihm, wie du vor dem Geheimenrathe in deiner Kreisstadt zitterst. Du findest es kleinherzig, Whist zu spielen im Angesichte dieser erhabenen, Verderben drohenden Natur! Sag' mir, Fremdling, hast du je die Karte hingelegt, wenn unter den Fenstern des Casino's, wo du spieltest, weinende Kinder ihren Vater zu Grabe getragen? Du tändelst Morgens beim Frühstücke mit deinem Weibchen und hast noch die Zeitung in der Hand, die dir vom spanischen Bürgerkriege erzählte, und wie dort nicht ein Vesuv Flammen speit, sondern zwei Vulkane gegen einander wüthen. Jede Freude wird am Strande eines Abgrunds gepflückt. Tanze, wo du willst, du tanzest über Gräbern; singe, wann du willst, Thränen begleiten dein Lied; siedle dich mit deinem Glücke an, wo du willst, die Trauer ist deine Nachbarin. Kennst du den Scherz nicht, kennst du den Ernst nicht; denn der Scherz ist der Staubfaden des Ernstes, sein Geschlecht anzeigend. Schau her, Fremdling: Ich selbst werfe jetzt die Karte in die Glut, aber mit Freiheit, nicht wie du aus Kriecherei. Gib mir deine Hand, Würtemberger, dort liegt die Asche meines Zornes."

XXX.

Vorrede

zu dem Buche:

Die Spende. Eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen u. s. w. Herausgegeben von Bernhard Reinwald. Offenbach, 1823.

Die Bescheidenheit des Herrn Herausgebers dieser Sammlung: zu verschweigen, daß er sie veranstaltet, mit dem Selbertrage derselben den Armen seines Wohnortes beizustehen — wird von der größern bedeckt, daß er mich ersuchte, eine Vorrede dazu zu schreiben. Ich ziehe diese weg, um jene zu enthüllen. Wie ich aber zu der unverdienten Ehre gelangt, mag der Himmel selbst nicht wissen, dessen Rechnungsbuch über ausgetheilten Ruhm seit zweitausend Jahren mit der größten Unordnung geführt wird. Doch wie es auch gekommen — ich will gern der

Klingelbeutel sein, der die Mildthätigkeit der Guten ermuntert! Freilich erscheint Jeder unansehnlicher Gestalt, der, für die Armen nur sprechend, sich dem zur Seite stellt, der für sie handelt. Aber in unsern heißen Tagen ist die That der Donner, und das Wort der Blitz, und die Pause zwischen beiden wird immer kürzer, weil die Gewitter immer näher rücken. Fruchtlos bleibt manches Thun, doch selten mehr spricht man jetzt vergebens.

Wir üben die Wohlthätigkeit wie ein gemeines Handwerk, und bestreben uns nicht, und verstehen es nicht, sie zur schönern Kunst zu erheben. Das beweinenswürdige Geschlecht! Es ist tugendhaft im Schweiße seines Angesichts, und spielend schlecht, statt daß den glücklichern Menschen einer bessern Zeit die Tugend eine festliche Freude war, und das Laster der Wochentage sauere Mühe. Der Eigennutz ist der Dünger unserer Gutherzigkeit; weil der Hunger ein Räuber ist, den wir fürchten, bezähmen wir ihn, und sobald er still ist, regt sich nichts mehr in uns. Unsere Wohlthätigkeit ist nur eine bessere Polizei, und man ist noch nicht gut, wenn man besser ist, als die. Wohlthaten sind jetzt so unerquicklich für den Geber wie für den Empfänger; weil, wo die Noth aufhört, erst die Freude beginnt, mit der Noth aber unser Erbarmen endet. Wir sind nur der

christlichen Tugend des Mitleids fähig; aber die schönere der Mitfreude ist uns fremd geworden. Wir geben den Armen Brod und keinen Wein, und vergessen, daß man Brod nur zwei Tage entbehren kann, Wein aber siebenzig Jahre hindurch. Was machte Heinrich IV. zum besten aller Könige? Daß er nicht gewünscht, alle seine Unterthanen möchten Brod haben alle Tage, sondern ein Huhn einmal jede Woche. Diese engherzige Zeit hat es als eine schöne Erfindung der Menschenliebe gepriesen, daß man die Hunde um ihre Knochen betrogen, und den Armen Rumfordische Suppen daraus bereitet! Fromme Christen, wenn sie ihre Erben beneiden, lassen Spitäler bauen, und sorgen dafür, daß jedes sieche Dasein gefüttert und gefristet werde, damit ja kein rascher Tod ein Leben voll Kummer und Entbehrung endige. Aber freie Schauspielhäuser zu errichten, damit das arme Volk eine geistige Freude habe, worin es seine trockne Kruste tunke, das fiel noch Keinem ein! Glücklich nur ist in unsern Tagen, wer courfähig oder spitalfähig ist; wer aber mit unbiegsamen, doch gesunden Gliedern in der Mitte wandelt, sucht vergebens eine Blume der Freude im umzäunten Garten; man spendet ihm erst getrocknete Apothekerkräuter, wenn er krank und bettlägerig geworden.

Als wäre das Leben allein der Zweck des Lebens,

glauben wir genug gethan zu haben, wenn wir den Armen das Leben fristen, und das freudehungrige Volk muß dreißig Jahre warten, bis ein Kronprinz geboren wird, und man ihm erlaubt, die Brosamen der Hoflust zu verzehren. So gemein prosaisch wird das Wohlthun betrieben, daß man hartherzig wird aus Geschmack, und es ist wahrlich gut, daß der Himmel die Almosen vergilt, die man dem Bettler reicht; das Geben selbst belohnt nicht die Gabe. Auch in alten Zeiten hat man das Volk wie ein Kind geführt, aber dafür gaben ihm die Großen Kinderspiele und süße Leckereien und nahmen sich den Ernst und die sauere Mühe; jetzt aber, wo man das Volk unmündiger als je behandelt, muß es arbeiten und nüchtern wie ein Philosoph leben, dessen Vormünder aber spielen und essen Zuckerbrod. Einem Handwerksmann des alten Roms, kehrte er ins Leben zurück und säße auf der Dreibatzengallerie unserer Theater, müßte zu Muthe sein, wie einem Flibustier, der, nachdem er sich früher alle Tage auf hohem Meere goldne Beute erjagte, dahin gekommen, jeden Pfingstmontag für zwei Kreuzer über den Main zu fahren, um dann einige Stunden in Staub und Hitze zu Fuße zu gehen. Freilich schlagen unsere wohlerzogenen, weichen, furchtsamen, polizeikommissarischen Herzen sehr stark, wenn man uns daran

erinnert, daß im Amphitheater des Vespasian neunzigtausend Zuschauer unentgeldlich gesessen, und daß es unter diesen Umständen fast nicht möglich war, verdächtige, von irgend einer orientalischen Majestät requirirte Reisende nach beendigtem Schauspiele zu arretiren. Wir freuen uns dann unserer schönern Zeit, wo über je drei Menschen vier Aufseher gesetzt sind und wo nur noch Seelen in der Einsamkeit zerquetscht werden, aber keine Körper mehr im Gedränge.

Das Christenthum rühmt sich, die Sklaverei abgeschafft zu haben; aber die Sklaverei der Alten war auch eine ihrer Hautkrankheiten, die sich jetzt auf die edlern innern Theile der Völker und Staaten geworfen hat. Es hat jetzt Alles eine Haut wie Sammet so weich, und fleckenlos wie Schnee und darunter sitzt das kranke angefaulte Leben. Waren die leibeigenen Menschen des Alterthums nicht glücklicher als die geisteigenen unserer Tage? Jene lebten in unfreiwilliger Kindschaft, aber sie genossen von ihren Herren auch väterliche Sorgfalt; diese, verwaist und frei aller verwandtschaftlichen Bande, sind verlassen und der launischen Hülfe Fremder hingegeben. Jene waren doch wenigstens lebendigen Geschöpfen unterthan, diese sind leblosen Sachen unterworfen, sie sind Sklaven ihrer Bestimmung, der Scheere,

der Feder, des Hobels oder sonst eines elenden Handwerkzeuges. Wo haben jetzt noch die Niedriggebornen wie sonst ihre Patrone, bei denen sie in Sorge und Noth Rath und Beistand finden? Nichts wird ihnen, als ein todter Heller, der keine Früchte trägt, und dessen Gabe beschämt, weil sie durch Liebesdienste dem Geber nicht vergolten werden kann; denn das arme Volk hat nichts mehr zu verschenken — aller Segen kommt von Oben!

Man wähnt, der Menschheit wäre das Glück zugemessen und zugezählt, und über dieses Maaß und diese Zahl hinaus werde Nichts bewilligt, und darum hätten die Menschen sich unter einander abzufinden, denn was der Eine genieße, müsse der Andere entbehren. Dieser Wahn entspringt aus der schwachen und eiteln Gesinnung unseres Geschlechts. Millionen Menschen müssen so viele Freuden des Lebens entbehren, weil die Hunderte, die sie genießen, sie nur dann genießen, wenn Millionen sie entbehren. Das Silber macht den Werth des Goldes, das Parterre ist die Folie, die der Loge Glanz gibt, und jeder Casinoball wird mehr durch diejenigen verherrlicht, die nicht dabei sein dürfen, als durch die, welche daran Theil nehmen. Die Sonne hat Licht genug, alle Welt zu bescheinen, und leuchtet sich nicht aus, wenn noch Milliarden Menschen mehr unter ihr

wandeln. Darauf kommt es an, daß wir Augen und unsere Wohnungen Fenster haben. Wollt ihr das Volk beglücken, gebt ihm nur Sinn für Glück. Doch wo noch die meiste Freiheit herrscht, hat man die Wahl, taub, stumm oder blind zu sein, aber alle seine Sinne zugleich zu gebrauchen, ist nur denen erlaubt, die sich Alles erlauben. Des Bürgers Häuschen hat nur eine einzige Thüre, und während der Freudenarme auf der Schwelle steht und das Glück erwartet, geht dieses auf einer andern Seite vorbei. Auch das Schicksal neckt sich gern mit einfältigen Menschen: den Füchsen unter ihnen setzt es das Glück in enger Flasche, den Störchen auf flacher Schüssel vor. Die gütige Natur aber gab dem Menschen Schnauze und Schnabel, daß er auf alle Fälle gerüstet sei und nie verdurste; doch diese angebornen Rechte werden dem Bürger durch Erziehung entzogen.

Was ihr für die Quelle des Reichthums achtet, das ist die Quelle der Armuth: Die Theilung der Arbeiten. Eitle Staatssophisten prahlen damit, wie sich der menschliche Geist so herrlich hoch hinaufgeschwungen und man es dahin gebracht, daß an jeder Stecknadel zwanzig Menschen arbeiten. Die Unglückseligen wissen nicht, daß darum auch jeder Gewinnst von dem Werthe einer Stecknadel unter

zwanzig Menschen vertheilt wird, und daß man hundert zufriedene Menschen braucht, einen vollkommen glücklichen, und hundert Festtage, einen ganz frohen Tag zu bilden. Unser gesellschaftliches Leben ist ein Schachspiel: Könige wie Bauern stehen hölzern auf dem ihnen angewiesenen Felde, wandeln gezwungen auf dem vorgeschriebenen Wege, und sind sich einander gleich an Dienstbarkeit, noch ehe sie der Tod in seine Schachtel wirft. Frei sind nur die Ritter, welche Königen und Bauern über die Köpfe springen und jeden Weg gehen, nur den geraden nicht. Mit dieser Einrichtung mag wohl Herr Fouqué zufrieden sein, der selbst ein Ritter ist; aber kein Bauer kann es, kein König sollte es sein. Dahin hat es die lächerliche Titanen- und Göttersucht dieses Zwerggeschlechts gebracht! Sie haben die Menschen unter einander gestaffelt, daß die Welt einer Treppe gleicht ohne Dach und Fach, die zu Nichts führt. Und nachdem sie damit fertig geworden, haben sie selbst die leblosen Dinge unter einander geordnet und eine Aristokratie der Sachen eingeführt. Selbst die alte, ehrwürdige Tetrarchie der Elemente haben sie abgeschafft, weil ihnen diese noch zu republikanisch geschienen, und haben nur das Feuer monarchisch bestehen lassen, ihm aber Luft, Wasser und Erde gehörig untergeordnet. Wie nun jetzt die rechte Hand mit Ver-

achtung zur linken hinüber sieht, will auch das Werk der rechten Hand über das der linken herrschen. Diese Verhältnisse aber sind zu unnatürlich, als daß sie ohne Kunst zu erhalten wären, und darum haben diejenigen, welchen daran liegt, daß sie fortbestehen, die List zur Gewalt gesellt und haben den Bürgern, denen sie jedem einen kleinen Lebensring angewiesen, vorgelogen, dieser Ring sei ein unermeßlicher Kreis, den zu durchwandern kaum die Lebensdauer eines Menschen ausreiche; darum möge sich ja Keiner zerstreuen und über die Grenze schweifen, sondern Jeder soll in seinem Gebiete bleiben und es benutzen und sein Geschäft zur größten Vollkommenheit zu bringen suchen. Die leichtesten Dinge von der Welt, das Reiten, das Regieren, das Bierbrauen werden mit einer Anstrengung und Ausdauer gelehret und gelernt, als wären sie die schwersten Verrichtungen des menschlichen Geistes. Pythagoras wanderte nicht länger umher, sich aus Indien und Aegypten göttliche Weisheit zu holen, als jetzt ein Geselle wandert, ein Paar Stiefel machen zu lernen, und das Meisterrecht, eine Semmel zu backen, wird erst nach längern Prüfungen zugestanden als man sonst zu dulden hatte, die Eleusinischen Geheimnisse zu erfahren. Daher die Armuth; daher der Hunger des Herzens und des Magens; daher das Darben des Geistes

und der Sinne! Weil jeder Bürger nur Ein Glied übt, nur Eine Fähigkeit ausbildet, nur Einen Weg gehen darf, muß er verderben, wenn das Glied krank, die Fähigkeit unzureichend, der Weg verfehlt oder ungangbar geworden. Ein Fahnenjunker in Friedenszeit läßt sich füttern und lebt vom Schweiße des Landmanns, denn er hat nicht gelernt, eine Erbse aufzuziehen, und Cincinnatus, der weder in einer Cadettenschule noch bei Fellenberg erzogen worden, schritt vom Ackerbau in den Krieg, kehrte vom Kriege zum Ackerbau zurück, und wußte Schwert und Pflug gleich gut zu führen. Aber freilich haben jetzt die geistreichsten Bürger, wenn sie von ihrer Frohnarbeit kommen, täglich fünf Stunden in Theegesellschaften und am Spieltische zu verwenden, und finden nicht Zeit, sich menschlich auszubilden.

